

hessischer diakonieverein



**100 Jahre
Hessischer
Diakonieverein
1906 – 2006**



Festschrift

Es sind mancherlei Gaben; aber es ist ein Geist.
Es sind mancherlei Ämter; aber es ist ein Herr.
Es sind mancherlei Kräfte; aber es ist ein Gott,
der da wirket alles in allen.

1. Korinther 12,4-6

Wahlspruch des Hessischen Diakonievereins

**100 Jahre
Hessischer Diakonieverein
(1906 – 2006)**



Heimathaus des Hessischen Diakonievereins, Freiligrathstr. 8, Darmstadt

Impressum:

Herausgeber: Hessischer Diakonieverein e.V. Darmstadt
Pfarrer Dr. Martin Zentgraf

Herstellung: Renate Rist, Lorsch

Druck: Heppenheimer Druckstudio, Heppenheim, 2006

Inhalt

Vorwort	7
Grußwort des Kirchenpräsidenten der EKHN Prof. Dr. Dr. hc. Peter Steinacker	8 – 10
Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Hessen Roland Koch	11
Grußwort des Ministerpräsidenten des Landes Rheinland-Pfalz Kurt Beck	12
Grußwort des Vorstandsvorsitzenden des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau Pfarrer Dr. Wolfgang Gern	13
Grußwort des Vorsitzenden des Verwaltungsrates des Hessischen Diakonievereins Pfarrer i.R. Dr. Manfred Schick	14
Leitbild des Hessischen Diakonievereins	15 – 20
Zur Geschichte des Hessischen Diakonievereins und seiner Schwesternschaft	21 – 38
Zeitzeugen berichten aus unterschiedlichen Epochen des Hessischen Diakonievereins	39 – 48
Die Fusion mit dem Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein und seiner Schwesternschaft (ab 1939) – Bericht von Sr. Rosemarie Schumacher ..	49 – 56
Die Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins	57 – 61
Die Oberinnen und Pfarrer des Hessischen Diakonievereins	62
<i>Ausgewählte historische Einzelporträts:</i>	
Der Gründungsvorsitzende Pfarrer Dr. hc. Joannes Guyot, Hermann Gunkel	63 – 85
Pfarrer Paul Daniel Guyot	86 – 87
Pfarrer Hans Orth	88 – 90
Oberin Line Fresenius	91 – 99
Oberin Felicitas Hack	100 – 106
Oberin Sigrid Albert	107 – 110
Prof. Dr. Waltraud Krütfeldt-Eckard	111
<i>Die Einrichtungen:</i>	
Heimathaus der Schwesternschaft, Seniorenzentrum und Zentralverwaltung in Darmstadt	114 – 120
Evangelisches Krankenhaus Hochstift in Worms	121 – 131
Krankenpflegeschule am Hochstift Worms	132
Luisenkrankenhaus in Lindenfels (Odenwald)	133 – 135
Fachklinik „Anna-Henrietten-Stift“ in Traben-Trarbach	136 – 143

Nachsorgeklinik Bergstraße in Bensheim-Auerbach	144 – 145
Diakoniekrankenhaus Ingelheim	146 – 148
Seniorenzentrum „Haus Johannes“ in Heppenheim	149 – 151
Seniorenzentrum „Sophienstift“ in Worms	152 – 155
Seniorenzentrum „Dietrich-Bonhoeffer-Haus“ in Lampertheim	156 – 162
Seniorenzentrum „Johannes-Guyot-Haus“ in Fürth (Odenwald)	163 – 165
Sozial- und Gemeindepflegestation in Messel	166 – 167
Alten- und Pflegeheim Wichernstift in Limburg	168
Alten- und Pflegeheim Theodor-Fliedner-Haus in Limburg	169
Die Line-Fresenius-Stiftung, die Förderstiftung Hessischer Diakonieverein und die Stiftung Lebensqualität für demenzkranke und sterbende Menschen . .	170 – 173
<i>Historische Dokumente und Hintergrunddarstellung:</i>	
Ehemalige Trachtenordnung der Schwesternschaft	176 – 178
Erster Jahresbericht von Pfarrer Dr. hc. Johannes Guyot	179 – 192
Rheinisch-Westfälischer Diakonieverein und Hessischer Diakonieverein in Darstellungen aus dem Jahr 1909	193 – 196
Über die Familie von Pfarrer Dr. hc. Johannes Guyot, Brigitte Köhler	197 – 203
Farbtafeln mit Kunstwerken in Einrichtungen des Hessischen Diakonievereins . . .	205 – 210
Liste der Sponsoren	212

Vorwort

Am 13. Juni 1906 wurde der Hessische Diakonieverein gegründet. Am 13. Juni 2006 feiern wir 100 Jahre Hessischer Diakonieverein und blicken in dieser Festschrift auf die bewegte Geschichte zurück.

Von einer Initiative liberaler Protestanten wurde der Verein als Träger einer innovativen Ausbildung für Schwestern gegründet, die pflegerische, pädagogische und theologische Kompetenzen erwarben und in einer fortschrittlichen Schwesternschaft diakonische Gemeinschaft pflegten. Ende der dreißiger Jahre kam die Fusion mit dem Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein und die Einsicht, dass es Risiken barg, die Schwestern nur mittels Gestellungsverträgen in kommunalen Krankenhäusern und in Kirchengemeinden arbeiten zu lassen. Als erstes eigenes Krankenhaus wurde deshalb das Hochstift in Worms gekauft. Weitere Krankenhäuser und Altenpflegeheime folgten und der HDV entwickelte sich zu einem Träger solcher Einrichtungen. Die in ihrem Angebot breit gefächerte Ausbildungseinrichtung ging über in die Ev. Fachhochschule Darmstadt und wurde von der Ev. Kirche in Hessen und Nassau übernommen. Heute, in einer Zeit, in der der Betrieb von Krankenhäusern und Altenpflegeheimen gewachsenen Risiken ausgesetzt ist, wurde die Betriebsgesellschaft HDV gGmbH

gegründet, um künftig sich flexibel auf die veränderten Rahmenbedingungen einstellen zu können.

100 bewegte Jahre dem diakonischen Auftrag verpflichtet. Dieser Auftrag blieb und bleibt trotz aller Veränderungen die Konstante. Viele Menschen mit unterschiedlichen Gaben haben in dieser Zeit im Verein gewirkt – ganz im Sinne des biblischen HDV-Wahlspruches 1. Kor 12,4 *„Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist.“* Aus dem Zusammenwirken der Menschen im Verein und in den Einrichtungen, die von Gott in ihrer Verschiedenartigkeit geschaffen und gewollt waren und sind, ergibt sich der lebendige Leib Christi in dieser Welt, so wie das Mosaik tausend bunter Steine in alten Kirchen das Bild des Christus zeigt.

Auch diese Festschrift ist durch die Hilfe vieler entstanden. Allen, die Beiträge geliefert haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Besonders nennen möchte ich Frau Oberin i.R. Sr. Waltraud Appenheimer, die die Porträts ihrer Vorgängerinnen verfasste und Pfarrer i.R. Hermann Gunkel, der das Lebensbild des Gründers Pfarrer Dr. hc. Johannes Guyot geschrieben hat.

Darmstadt im April 2006

*Pfarrer Dr. Martin Zentgraf
Vorsitzender des Vorstandes*

**Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Leserinnen und Leser,**



ein volles, ereignisreiches und bewegtes Jahrhundert besteht der Hessische Diakonieverein in diesem Jahr. Das ist Grund zum Feiern und zur Besinnung, Grund zum Rückblick auf die Ver-

gangenheit und zum Ausblick auf die Zukunft. Und ganz besonders Grund zum Danken.

Zunächst möchte ich Ihnen zu diesem Jubiläum ganz herzlich gratulieren und Ihnen meine Anerkennung für die von den Verantwortlichen, von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geleistete Arbeit aussprechen.

Der Hessische Diakonieverein, so wie er sich jetzt im Jahre 2006 darstellt, verbindet in seinem Kern die Momente von Kontinuität und Diskontinuität. Er bildet dabei wie schon zu seinen Anfängen im vorigen Jahrhundert eine Einrichtung der Diakonie als einer wirksamen Ausdrucksform des Christentums. Nach wie vor steht er unter dem Motto „Es sind viele Gaben, aber es ist ein Geist“ (1. Kor. 12,4). Dass sich im vergangenen Jahrhundert sowohl das Aufgabenspektrum als auch die Arbeitsschwerpunkte ganz erheblich gewandelt haben, ist nicht Ausdruck einer zufälligen, gar problematischen Entwicklung, sondern Ausdruck einer konsequenten Wahrnehmung des diakonischen Auftrags in o.g. Sinne unter sich wandelnden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Herausforderungen. Organisatorisch und institutionell ist der Hessische Diakonieverein – gerade in seiner Vereinsge-

stalt – ein genuines „Kind“ des neunzehnten Jahrhunderts und der sich in dieser Zeit entwickelnden Sozialform des „Vereinswesens“ als Reaktion auf die sich verstärkenden Modernisierungstendenzen der sich zunehmend ausdifferenzierenden Gesellschaft und der mit ihr einhergehenden Herausforderungen an sowohl die Individuen als auch etablierte Institutionen.

Es waren ja gerade die Folgen der gesellschaftlichen Modernisierung und Ausdifferenzierung, die besonders auch das familiäre Versorgungsnetz und Beschäftigungssystem für Töchter und Frauen, auch im Bereich des Bildungsbürgertums, trafen. Und es war der Hessische Diakonieverein, der in dieser Situation einer Berufsnot für Frauen innerhalb der gebildeten Stände einen neuen, von hoher Eigenverantwortung geprägten kirchlichen Frauenberuf schuf. Die Tätigkeit sollte verbeamtet und durch ein Gehalt alimentiert sein. Zugangsvoraussetzung war eine gründliche und zeitgemäße pflegerische und gemeindediakonische Ausbildung. Die Absolvierung einer fachlichen Berufsausbildung bildete eine *conditio sine qua non* für die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit, die die Ausübung einer ausfüllenden Tätigkeit sowie eine eigenständige und ausreichende materielle Versorgung ermöglicht.

Diese zunächst gar nicht so spektakulär erscheinende Entscheidung des Hessischen Diakonievereins ist aus heutiger Perspektive in religionssoziologischer und kirchentheoretischer Hinsicht von großer Tragweite. Denn hier haben Kirche und organisierte Religion als ein gesellschaftliches Subsystem unter und neben anderen gesellschaftlichen Systemen in einer ganz spezifischen Weise auf eine gesellschaftliche Herausforderung reagiert. In einer Zeit, in der sich die Gesellschaft zunehmend

funktional auszudifferenzieren begann, indem sie einzelne Subsysteme mit jeweils eigenen Medien und Organisationen ausbildet (Recht, Wissenschaft, Ökonomie, Geselligkeit, Gesundheit, Kunst und Religion) reagiert ein einzelnes Subsystem, hier das der organisierten Religion, auf diese Entwicklung in konstruktiver Weise dadurch, dass es diese Dynamik nicht anachronistisch verleugnet oder ignoriert, sondern diese ihr zunächst von außen begegnende Dynamik in sich selber abbildet, genauer: sie intern selber bewusst wirksam werden lässt. Diese bewusste Entscheidung steht dabei unter der Zielsetzung, gerade auf diese Weise unter sich verändernden äußeren Umständen dem Auftrag der wirksamen Bezeugung des Evangeliums eher gerecht zu werden. Die Frage, wie die eigenen Arbeitsbereiche und Organisationsformen zu gestalten sind, stellt sich natürlich immer wieder neu. Sie lässt sich nicht „ein für alle mal“ beantworten, sondern sucht in jeder Zeit neu nach Antworten.

Der Hessische Diakonieverein hat mit diesem Schritt eine Entwicklung vorweggenommen, die für viele erst Mitte des letzten Jahrhunderts in ihrer Deutlichkeit und der ihr eigenen Dynamik hinreichend klar erkennbar geworden ist. Kirche reagiert auf gesamtgesellschaftliche Modernisierungs- und Differenzierungsschübe durch eigene, funktionsspezifische Ausdifferenzierungen im Bereich ihrer Arbeitsgebiete und ihres Angebots auf der Ebene von Gemeindeorganisation und der religiösen Kommunikation. Nicht zufällig bildeten sich in dieser Zeit als Folge des Modernisierungsdrucks auch außerhalb des Großherzogtums Hessen ähnliche kirchlich-konfessionelle Ausbildungseinrichtungen für neue sozial-diakonische Frauenberufe. So neben dem Darm-

städter Gemeindepflegeseminar des HDV (1909) die Christlich-soziale Frauenschule des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes in Hannover (1905; Christlich-soziales Frauenseminar 1911) und die Frauenschule der Inneren Mission in Berlin (1909). Interessant ist ein Vergleich der spezifischen theologischen und kirchenpolitischen Profile dieser drei Einrichtungen. Ich kann an dieser Stelle nur darauf hinweisen.

Bei allen Veränderungen und durch alle Entwicklungsstadien hindurch markierten und markieren zwei Elemente die beiden Brennpunkte einer Ellipse, die das Profil des HDV bestimmen. Neben dem Moment des diakonischen Bewusstseins, das gewissermaßen die Vertikale markiert, ist dies das Moment des Bewusstseins dafür, dass eine verantwortliche, qualifizierte Mitarbeit eine gediegene, zeitgemäße und qualifizierte Aus- und Weiterbildung zur Voraussetzung hat. Die ursprüngliche Absicht bei der Gründung des HDV zielte auf eine Einrichtung, die der Ausbildung von Schwestern dient, die in der gemeindenahen Diakonie eingesetzt sind. Um dieses „Amt der Diakonie in den evangelischen Gemeinden berufsmäßig auszuüben“ (Prospekt 1909, S. 1) wurde ein dreistufiges Ausbildungskonzept entwickelt, das auf jeder Stufe mit einem eigenen Berufsabschluss endete. Die erste Stufe bildete die „Kinderpflegerinnenschule nach Fröbel'schem System“. Dieses auch „Fröbelseminar“ genannte Kindergärtnerinnenseminar hatte den Volksschulabschluss zur Voraussetzung. Die zweite Ausbildungsstufe bildete eine Krankenschwesternausbildung, neben die sich dann als dritte Ausbildungsstufe die auch „Gemeindepflegeseminar“ oder „Gemeindepflegeschule“ genannte „Diakonieschule“ für die Ausbildung für den Gemeindedienst gesellte.

So modern einerseits die Etablierung eines spezifischen Frauen-Berufs im kirchlichen Raum war, so zeitgenössisch war andererseits die Ausrichtung desselben. Dass der HDV ein Jahrhundert später Träger von Krankenhäusern und Altenpflegeeinrichtungen ist, war damals überhaupt nicht im Blick – und wohl auch kaum vorstellbar. Es sind inzwischen fünf Krankenhäuser, fünf Altenpflegeeinrichtungen, die in unmittelbarer Trägerschaft des HDV stehen, daneben gibt es zwei Altenpflegeeinrichtungen, bei denen dem HDV die Geschäftsführung obliegt. Neben den inzwischen einen deutlichen Schwerpunkt darstellenden Aufgaben der Trägerschaft und der Geschäftsführung bildet aber das Moment der Aus-, Fort- und Weiterbildung in diakonischen Fächern weiterhin ein wesentliches Moment der Arbeit des HDV, genauer: der aus ihm herausgewachsenen Bildungseinrichtungen. So sind die beiden Studienschwerpunkte der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt, Gemeindepädagogik und Pflegewissen-

schaft, in gewisser Weise die inzwischen „flügge“ und akademischen Rang erhaltenen „Kinder“ der einstigen Ausbildungseinrichtung für in der gemeindenahen Diakonie und Sozialarbeit eingesetzten Schwestern. Auch dieser Schritt ist eine systemintern gezogene Konsequenz aus der gesellschaftlichen Tendenz zur Professionalisierung und Institutionalisierung gerade auch im Bildungssektor.

Ich wünsche dem HDV auch für die Zukunft Gottes Segen. Dass es ihm gelingt, aufmerksam und umsichtig die gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen zu verfolgen und ebenso konstruktiv wie kreativ auf neue Herausforderungen zu reagieren – und auf diese Weise mit Gottes Segen zum Wohle der ihm anvertrauten Menschen zu wirken.

Mit freundlichem Gruß

*Ihr Prof. Dr. Dr. h.c. Peter Steinacker,
Kirchenpräsident*

Grußwort von Roland Koch



Der Hessische Diakonieverein gehört zu den Organisationen, auf die unser Gemeinwesen nicht verzichten kann. Er kümmert sich um kranke und alte Menschen, Pflege- und Hilfsbedürftige

und bildet Personal aus. Ganz herzlich gratuliere ich dem Hessischen Diakonieverein in Darmstadt zu seinem 100-jährigen Bestehen.

Der Hessische Diakonieverein gründete sich am 13. Juni 1906 mit dem Ziel, den Mensch in den Mittelpunkt seines Handelns zu stellen. Von dem griechischen Wort Diakonia leitet sich der Name ab. Ins Deutsche übertragen lautet dieses Wort „Dienst“. Der Quell und die selbst auferlegte Verpflichtung des Diakonievereins spiegeln sich in dieser Ableitung wieder.

Menschen mit Problemen und Sorgen, welche ein jeder von uns kennt, finden seit 100 Jahren hier eine kompetente und fürsorgliche Hilfe. Mit Qualität und Freundlichkeit liefern die Schwestern und Brüder täglich aufs Neue den Beweis, dass sie Menschen unterstützen und helfen wollen.

Viele Menschen sind neben den hauptamtlichen Mitarbeitern auch ehrenamtlich für den Diakonieverein tätig. Nur dank dieser fruchtbaren Kooperation können die umfangreichen Dienstleistungen des Diakonievereins erbracht werden. Ohne den selbstlosen Einsatz der zahlreichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter könnte der Diakonieverein viele soziale Funktionen nicht erfüllen. Ich freue mich, dass so viele Menschen ihre Freizeit, ihre Kraft und ihr Wissen zum Wohle ihrer Mitmenschen einsetzen und danke ihnen dafür ganz herzlich.

Dem Verein und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wünsche ich weiterhin alles Gute für ihre wertvolle Arbeit.

Roland Koch

Ministerpräsident von Hessen

Grußwort von Kurt Beck



Zum 100-jährigen Bestehen des Hessischen Diakonievereins übermittle ich meine herzlichen Grüße und Glückwünsche.

Das Jubiläum ist in erster Linie ein Anlass für mich, den

500 Schwestern und Brüdern, allen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hessischen Diakonievereins zu danken. Mein Dank gilt für das segensreiche Wirken, besonders an den rheinlandpfälzischen Standorten Ingelheim, Traben-Trarbach und Worms. Mein Glückwunsch gilt auch den vielen Menschen, die durch den Hessischen Diakonieverein Pflege, Versorgung und menschliche Wärme erfahren. Sie können auf eine gute Betreuung vertrauen. Wir sind auf den Einsatz des Hessischen Diakonievereins angewiesen. Denn staatliche Sozialpolitik alleine könnte die Aufgabe nicht bewältigen. Die Partnerschaft zwischen freien Trägern und dem Staat ist eine wichtige Voraussetzung für die Verwirklichung des sozialen Auftrags des Grundgesetzes. Die Landesregierung von Rheinland-Pfalz weiß um den Wert des Engagements im Hessischen Diakonieverein. Wir haben die Arbeit entsprechend gefördert. Ich bin dankbar für die faire und konstruktive Zusammenarbeit von Diakonie und dem Land Rheinland-Pfalz.

Der Hessische Diakonieverein richtet seine Arbeit nach Leitsätzen aus, in deren Mittelpunkt die Menschlichkeit steht. Er versteht sich als Einrichtung, die der prägenden Kraft christlicher Nächstenliebe ein Arbeitsfeld in unserer Gesellschaft gibt. Ich halte die Leitsätze des Vereins besonders in unserer Zeit für wichtig, die von großen Veränderungen geprägt ist, in der die Gefahr besteht, dass pure Selbstverwirklichung und der Egoismus die Oberhand gewinnen. Es kommt darauf an, dass wir unseren Kindern vorleben: Selbstverwirklichung und Solidarität, ein anderes Wort für Nächstenliebe, beides gehört zum Leben. Dabei ist wichtig, die Pflichten gegenüber Kranken, Behinderten oder Pflegebedürftigen zu erfüllen. Dazu kommen menschliche Zuwendung, ein freundliches Wort, eine liebevolle Geste im persönlichen Umgang, Beständigkeit und Zuverlässigkeit. Wer in diesem Sinne „Gutes tut“, erhält dies als menschliche Reaktion in Form höherer Motivation und Zufriedenheit zurück. Insgesamt kommt es darauf an, soziale Sensibilität mit objektiv Notwendigem zu verbinden.

Wer diese Festschrift durchblättert stellt fest: Dem Hessischen Diakonieverein ist es gelungen, lebendige christliche Tradition mit notwendigem Fortschritt zu verbinden.

Ich wünsche dem Verein zum Jubiläum, auch im Interesse der Einrichtungen in Rheinland-Pfalz, dass es ihm gelingt, möglichst viele junge Menschen davon zu überzeugen: Einsatz in und für die Diakonie lohnt sich.

Kurt Beck

Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,



der Hessische Diakonieverein begeht seinen hundertsten Geburtstag. Zu diesem Fest gratuliere ich Ihnen im Namen des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau herzlich und

wünsche Ihnen weiterhin viel Erfolg, Gottes Segen, Gesundheit – und den guten Geist unseres Gottes bei Ihrer Arbeit.

Die Zeiten, in denen wir Verantwortung tragen, sind hart. Pfarrer Johannes Guyot mit seinen Freunden hatte bei der Gründung auch die sozialen Herausforderungen des 19. Jahrhunderts vor Augen, die in vieler Hinsicht von Armut und Bedrückung geprägt waren. Aber der Hessische Diakonieverein war von Anbeginn ein Zeugnis sozial engagierter und weltoffener Protestanten und hat bis heute den Ruf, auch und gerade in gesellschaftlichen Krisen sich zu bewähren. Wir sind dankbar, dass die gute Tradition von Ihnen fortgesetzt und den aktuellen Erfordernissen angepasst wird.

Die biblische Tradition stößt uns mit der Nase darauf: Inmitten von Ökonomie und Unternehmensorientierung hat der einzelne Mensch Priorität. Jeder Mensch, dem Ihre und unsere Arbeit gilt, ist Gottes Ebenbild. Jedes Menschen Seele ist von Gottes Geist. Diese Glaubensgewissheit kann auch nicht durch die äußeren Umstände relativiert werden. Die Würde des Menschen darf nicht zu Markte getragen oder den gesellschaftlichen Verhältnissen unterworfen werden. Sie darf auch nicht an Bedingungen

geknüpft oder Mittel zum Zweck werden. Das ist unter der Würde des Menschen.

Diakonie lebt davon, dass die Würde des einzelnen Menschen und die „Freiheit für einander“ wie Paulus im Galaterbrief sagt, zusammenwachsen. „Und dient einander in Liebe“, heißt es in Galater 5. Diakonisches Handeln ist dort erfolgreich, wo Menschen sich füreinander einbringen, wo Hauptamtliche nicht alles allein machen müssen, wo Ehrenamtliche wissen, dass sie von Profis angeleitet werden.

Auch der Hessische Diakonieverein ist mit seinen vielfältigen wohnortnahen Angeboten und seinen dezentralen Strukturen ein kräftiger Beitrag zum sozialstaatlichen Auftrag: Wo die Kräfte des Einzelnen nicht ausreichen, müssen sie in Beratung, Begleitung, Hilfeleistung und Pflege geschützt werden. Dafür setzen wir uns ebenso ein wie für die gesellschaftliche Gewährleistung der Qualität unserer Einrichtungen – auch angesichts veränderter Rahmenbedingungen in Krankenhaus und Altenhilfe.

Natürlich ist es eine Gratwanderung, Freiräume der Liebe zu erhalten angesichts wirtschaftlicher Zwänge. Aber die Diakonie ist zu allen Zeiten strapaziert worden bis über die Grenzen ihrer Möglichkeiten. Und unser Beruf ist ja die Hoffnung: dass wir Menschen Hoffnung machen, damit sie jeden neuen Tag als Geschenk und nicht als Anfechtung entgegennehmen. Unser Beruf ist auch die Hoffnung, dass Gott Neues mit uns vorhat. Wo wir seine Güte weitergeben, auch in schwierigen Zeiten, wird uns segensreiche Kraft zuwachsen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen Gottes reichen Segen.

*Pfarrer Dr. Wolfgang Gern,
Vorstandsvorsitzender des Diakonischen
Werkes in Hessen und Nassau*

Grußwort Dr. Manfred Schick



Mit seinen hundert Jahren gehört der Hessische Diakonieverein im Kreise der diakonischen Einrichtungen zu den jungen Alten. Die meisten Vereine der Inneren Mission und die Diakonissenmutterhäuser konnten

schon auf mehr als fünfzig Jahre zurück blicken, als der Hessische Diakonieverein gegründet wurde.

Die Gründer gebrauchten den heute im evangelischen Umfeld fast selbstverständlichen Begriff der "Diakonie" für ein Unternehmen, das bis dahin und noch lange danach viel mehr mit dem Namen der Inneren Mission verbunden war. Auch damit wollten sie deutlich machen, wo ihr Programm über das, was die Innere Mission vertrat, hinausging.

Das neue 20. Jahrhundert hat den Graben zwischen christlichem Glauben und moderner Welt noch tiefer erscheinen lassen; die Gemeinden drohten, vor allem in den Städten, anonyme Organisationen zu werden; die gesellschaftlichen Strukturen veränderten sich schnell, insbesondere die Stellung der Frau war nicht mehr durch ihre Rolle in der Familie gesichert.

Der Hessische Diakonieverein sollte nach dem Willen seiner Gründer durch Frauenbildung und -ausbildung sein Teil beitragen, das tiefe Zerwürfnis zwischen moderner Welt und christlichem Glauben zu heilen, wie es der liberale sog. Kulturprotestantismus anstrebte.

Mit der Gründung der Diakonievereine, deren einer unser Hessischer ist, sollte zugleich der evangelisch-soziale und diakonische Auftrag, dem diese Richtung des Protestantismus verpflichtet war, erfüllt werden.

Die Schule des Hessischen Diakonievereins entstand und hat zwei Generationen lang junge Frauen und zuletzt Frauen und Männer für pflegerische und religionspädagogische Arbeit ausgebildet. Die Schule wurde zur Vorgängerin der heutigen Evangelischen Fachhochschule, die aus ihr erwachsen ist.

Und als es schwierig wurde, Stellen für die praktische Ausbildung in der Pflege zu finden, wagte er den Schritt in die stationäre Arbeit. Heute macht sie fast ausschließlich die Arbeit des Vereins in Krankenhäusern und Altenpflegeeinrichtungen aus.

Mit der Schule entstand auch die Schwesternschaft, die einen gewissen genossenschaftlichen Schutz in der beruflichen Welt bot, in der die Absolventinnen der Schule aber anders als die Diakonissen einen eigenen Anstellungsvertrag hatten. Das war ein großer Schritt in der beruflichen Emanzipation der Frau. Die Schwesternschaft gehört bis heute zum besonderen Primat des Vereins.

In hundert Jahren hat der Verein sein Gesicht, seine spezifischen Aufgaben, zuletzt auch seine Rechtsform gewandelt, aber er hat festgehalten an seinem Auftrag, der "prägenden Kraft christlicher Nächstenliebe ein Arbeitsfeld in der Gesellschaft" zu geben, wie es in der Satzung des Vereins heißt. Er steht damit dem Anliegen seiner Gründer nicht so fern.

Vielleicht ist das ja auch über das Jahrhundert, in dem sich die Welt so sehr verändert hat wie zu keiner Zeit zuvor, als Aufgabe geblieben.

Wir sind dankbar für das Geschenk, dass wir ein volles Jahrhundert diakonisch tätig sein, d.h. in der Zuwendung zu Menschen die Zuwendung Gottes zu uns weitergeben durften, und gehen in das neue Jahrhundert in der Gewissheit, dass trotz all der sich abzeichnenden Probleme im sozialpolitischen Umfeld unsere Arbeit weitergetragen wird, weil Gott uns trägt.

Dr. Manfred Schick, Vorsitz. d. Verwaltungsrates

Trägerleitbild des Hessischen Diakonievereins

Trägerleitbild des Hessischen Diakonievereins

Biblisches Leitwort des Hessischen Diakonievereins:

*Es sind mancherlei Gaben,
aber es ist ein Geist.*

*Es sind mancherlei Ämter,
aber es ist ein Herr.*

*Es sind mancherlei Kräfte,
aber es ist ein Gott,
der da wirkt alles in allen.*

1. Korinther 12, 4-6

*Wie kannst du ein Haus lieben,
das ohne Gesicht ist
und in dem deine Schritte
keinen Sinn haben?*

Antoine de Saint-Exupery

I. Präambel

Das Leitbild des Hessischen Diakonievereins e.V. will Orientierung geben, Profil zeigen und Wege in die Zukunft weisen. Wir sagen damit, wer wir sind, was wir tun und welche Ziele wir haben. Das Leitbild ist eine Selbstverpflichtung, die im Rahmen des Leitbildes des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Leitgedanken der Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins zu verstehen ist. Da sich unsere Arbeitsfelder in einem ständigen Veränderungsprozess befinden, wollen wir auch die Aussagen dieses Leitbildes regelmäßig reflektieren und weiterentwickeln.

II. Herkunft – Arbeitsfelder – Satzungsziel

Der Hessische Diakonieverein und seine Schwesternschaft haben ihre Wurzeln in den

Initiativen sozial engagierter, weltoffener Protestanten, die eine christliche Antwort auf die sozialen Herausforderungen des 19. Jahrhunderts suchten. Pfarrer Johannes Guyot gründete 1906 mit Freunden den Hessischen Diakonieverein. Unter Leitung von Helene Freifrau von Dungern führte der Verein eine Ausbildungsstätte, die Gemeindeschwestern ausbildete. Zu den ursprünglichen Aufgaben von Pflegeausbildung und Schwesternschaft kam im Laufe der Zeit die Übernahme von Krankenhäusern und Seniorenzentren hinzu. So ist der Hessische Diakonieverein heute Träger unterschiedlicher Einrichtungen der diakonischen Kranken- und Altenhilfe – sowie einer Pflegeschule. Die Schwesternschaft, die auch Männer aufnimmt und daher zu einer Schwestern- und Bruderschaft geworden ist, hat für die diakonische Prägung der Arbeitsfelder zentrale Bedeutung.

Satzungsgemäß bleibt – unabhängig von allen zeit- und arbeitsbedingten Veränderungen – für den Verein das Ziel verpflichtend, sich für die Zusammengehörigkeit von Verkündigung und tätiger Nächstenliebe einzusetzen. Vereinszweck ist diakonisches Handeln an hilfsbedürftigen Menschen.

III. Unser Menschenbild

Wir sehen den Menschen als Ebenbild Gottes. Seine Würde hat er, weil er von Gott geliebt ist – und nicht nach Maßgabe menschlicher Kriterien. Diesem christlichen Menschenbild entspricht Artikel 1 des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Wir achten jeden Menschen als personale Einheit von Körper, Seele und Geist. Unsere Aufgabe schließt daher nicht nur körperbezo-

gene Hilfen ein, sondern zielt auch auf psychosoziale und spirituelle Begleitung. Seelsorge und eine bewusste lebensräumliche Gestaltung sind für uns daher unverzichtbar. Angebote von Gottesdienst, religiöser Bildung, Gebet, Sterbebegleitung und Miterleben des Kirchenjahres gehören zum festen Bestand in den Einrichtungen des Hessischen Diakonievereins.

Unsere hohe Wertschätzung des Menschen ist unabhängig von dessen Religion, Herkunft, Geschlecht oder gesellschaftlichem Ansehen. Ethisch begründete Medizin und Pflege orientieren sich auf diesem Hintergrund an der Erhaltung und Respektierung größtmöglicher Selbständigkeit und Selbstbestimmung – trotz Hilfsbedürftigkeit.

1. Leitsatz:

Im Mittelpunkt: Menschlichkeit.

Wir wollen die uns anvertrauten Menschen in den Mittelpunkt unseres Denkens und Handelns stellen. Im Sinne christlicher Ethik begegnen wir allen mit gleicher Wertschätzung und Nächstenliebe.

IV. Pflege und Medizin

Die diakonisch motivierte und fachlich kompetente Pflege und Medizin ist für uns ein wesentlicher Dienst an dem als Geschöpf Gottes gewürdigten Menschen. Zum Menschen gehören auch seine Unvollkommenheit, seine Anfälligkeit für Krankheiten und seine Sterblichkeit. Der Mensch hat sein Leben von Gott erhalten – und Jesus Christus hat das Heilen kranken Lebens praktiziert und den ihm Nach-

folgenden aufgegeben (Mat. 10,7 f.). Das medizinische und pflegerische Handeln in unseren Einrichtungen hat daher das Ziel, Leben zu erhalten und zu heilen, Gesundheit zu fördern, Leiden zu lindern und im Sterben zu begleiten.

2. Leitsatz:

Miteinander für umfassende Qualität und Zufriedenheit.

Wir gewährleisten eine dem aktuellen Erkenntnisstand entsprechende medizinische Versorgung und Pflege, qualitativ gesichert und organisatorisch effizient.

Fachliche Kompetenz, persönliche Zuwendung sowie interdisziplinäre Zusammenarbeit sind Grundlagen für die hohe Qualität unserer Arbeit. Wir bevorzugen Arbeitsabläufe, die den individuellen Bedürfnissen der uns anvertrauten Menschen möglichst flexibel entgegenkommen. Qualitätsmanagement wird systematisch eingesetzt und kontinuierlich fortentwickelt. Der sorgfältige Umgang mit Beschwerden ist für uns eine Gelegenheit, Verbesserungen zu erreichen.

Wir beziehen Betroffene und Angehörige in die Behandlung und Pflege mit ein. Der Kontakt zu Angehörigen ist uns insbesondere bei Menschen wichtig, die aufgrund des Gesundheitszustandes ihre Interessen nicht mehr selbst wahrnehmen können. Wir schaffen ein Vertrauensverhältnis durch umfassende Information und Aufklärung.

3. Leitsatz:

Mit Qualität und Freundlichkeit gewinnen.

Wir sind gegenüber den uns anvertrauten Menschen und ihren Angehörigen freundlich, einfühlsam und respektvoll. Wir gehen auf ihre persönlichen Anliegen ein, wahren ihre Intimsphäre und sind bei vertraulichen Informationen verschwiegen.

Uns ist eine rehabilitative Pflege wichtig, die die Selbständigkeit der zu Pflegenden bedürfnisorientiert und individuell unterstützt. Wir planen, dokumentieren und reflektieren unsere Arbeit. Wir kennen die Gefahr, dass jede Art von Hilfe zu Bevormundung führen kann. Wir versuchen dies zu vermeiden, und wo wir selbst Hilfe benötigen, nehmen wir diese in Anspruch.

V. Wir arbeiten als Team

Wir streben eine Teamorganisation an, in der jede und jeder – gleich, ob entgeltlich oder ehrenamtlich tätig – seine Verantwortung im Gesamtzusammenhang des Vereins wahrnehmen kann. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden als Mitglieder der Dienstgemeinschaft geachtet und sind dem Leitbild verpflichtet. Die Schwesternschaft bildet den diakonischen Kern der Dienstgemeinschaft. Gemeinsames Feiern ist uns zur Stärkung dieser Gemeinschaft wichtig.

Den Mitarbeitenden wird ermöglicht, ihre fachliche und diakonische Kompetenz durch zielorientierte Weiterbildung zu entwickeln.

Wir sind bereit, an internen und externen Fort- und Weiterbildungen teilzunehmen, das Gelernte in der Praxis anzuwenden und an die Kollegen/innen weiterzugeben. Wir identifizieren uns mit dem christlichen Selbstverständnis des diakonischen Auftrags und tragen mit unseren Fähigkeiten und Kenntnissen zu seiner Erfüllung bei. Wir verpflichten uns zu Loyalität gegenüber dem Träger und der diakonischen Ausrichtung. Die Situation kirchenferner Mitarbeitender wird durch ein Angebot theologisch-diakonischer Fortbildung ernst genommen.

4. Leitsatz:

Das Team: Kreativ und wirtschaftlich verantwortungsvoll.

Als Mitarbeitende wollen wir im Team mit Kreativität, Verbesserungsvorschlägen und Eigenverantwortung dazu beitragen, dass unsere Leistungen zu den besten zählen. Nur so können wir Menschen für unsere Einrichtungen gewinnen, unser wirtschaftliches Fundament stärken und eine diakonische Zukunft gestalten.

Als Vorgesetzte sorgen wir für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Wir arbeiten für angemessene Rahmenbedingungen, so dass sie ihr Engagement, ihre diakonischen und fachlichen Fähigkeiten weiter entwickeln und ihre Aufgaben erfüllen können. Wir bringen ihnen hierfür Vertrauen und Wertschätzung entgegen, versuchen ihnen Vorbild zu sein und übertragen ihnen Verantwortung, damit jede und jeder auf seiner Ebene unternehmerisches Engagement zeigen kann. In Konfliktsi-

tuationen bleiben wir dialogbereit. Wir sind offen für konstruktive Kritik und begreifen diese als Chance zur Verbesserung.

VI. Wir stellen uns dem Markt

Wir wollen bewährte diakonische Tradition mit den neuen wettbewerbsorientierten und wirtschaftlichen Anforderungen an ein modernes gemeinnütziges Unternehmen verbinden. Wir gehen sparsam und ökologisch verantwortlich mit den uns zur Verfügung stehenden Ressourcen um. Die Bewahrung der Schöpfung ist uns ein Anliegen.

Um die ständig steigenden Anforderungen zu bewältigen, sind die Lern- und Leistungsbereitschaft von allen notwendig. Als lernende Organisation passen wir unsere inneren Steuerungsinstrumente flexibel und zielgerichtet an neue Herausforderungen und Entwicklungen an. Dafür verwenden wir moderne Methoden der Unternehmensführung und nutzen die neueste Technik, um Mitarbeitende im administrativen Bereich zu entlasten. Bei den dezentral gelegenen Standorten realisieren wir Synergieeffekte durch eine effiziente Vernetzungs-Strategie, die auch weiterführende Vergleiche (Benchmarking) ermöglicht.

VII. Öffentlichkeitsarbeit und Kooperation

Wir stellen unsere Arbeit informativ und einladend in der Öffentlichkeit dar, wecken dadurch Interesse und fördern Vertrauen. Die jeweilige soziale Lage und die politischen Rahmenbedingungen reflektieren wir und berücksichtigen sie in unseren Veröffentlichungen.

Wir arbeiten gerne mit anderen diakonischen und sozialen Einrichtungen zusammen. Die regionale Verankerung unserer Einrichtungen fördern wir und pflegen einen guten Kontakt zu Kirchengemeinden, Kommunen und Geschäftspartnern. Mit den zuweisenden und behandelnden niedergelassenen Ärztinnen und Ärzten arbeiten wir eng zusammen.

Zu den Kostenträgern pflegen wir ein durch Transparenz bestimmtes Verhältnis – sie sind unsere Partner zur Sicherung einer zeitgemäßen und zukunftsorientierten Versorgung.

Unter der höchstmöglichen Qualität unserer Arbeit verstehen wir das Erreichen der Ziele, die wir uns in diesem Leitbild gesetzt haben.

Leitsätze des Hessischen Diakonievereins:

1.

Im Mittelpunkt: Menschlichkeit.

Wir wollen die uns anvertrauten Menschen in den Mittelpunkt unseres Denkens und Handelns stellen. Im Sinne christlicher Ethik begegnen wir allen mit gleicher Wertschätzung und Nächstenliebe.

2.

Miteinander für umfassende Qualität und Zufriedenheit.

Wir gewährleisten eine dem aktuellen Erkenntnisstand entsprechende medizinische Versorgung und Pflege, qualitativ gesichert und organisatorisch effizient.

3.

Mit Qualität und Freundlichkeit gewinnen.

Wir sind gegenüber den uns anvertrauten Menschen und ihren Angehörigen freundlich, einfühlsam und respektvoll. Wir gehen auf ihre persönlichen Anliegen ein, wahren ihre Intimsphäre und sind bei vertraulichen Informationen verschwiegen.

4.

Das Team: Kreativ und wirtschaftlich verantwortungsvoll.

Als Mitarbeitende wollen wir im Team mit Kreativität, Verbesserungsvorschlägen und Eigenverantwortung dazu beitragen, dass unsere Leistungen zu den besten zählen. Nur so können wir Menschen für unsere Einrichtungen gewinnen, unser wirtschaftliches Fundament stärken und eine diakonische Zukunft gestalten.

Geschichte des Hessischen Diakonievereins

Zur Geschichte des Hessischen Diakonievereins

Der geistige Hintergrund bei der Entstehung: Liberale Theologie und landeskirchliche Verbundenheit.

Der Hessische Diakonieverein wurde am 13.06.1906 gegründet von bewussten Mitgliedern der Evangelischen Kirche im Großherzogtum Hessen-Darmstadt, die dem arri- vierten Bildungsbürgertum angehörten. In theologischer Hinsicht war die so genannte liberale Richtung vorherrschend, wie sie an der hessischen Landesuniversität in Gießen gelehrt wurde. Der Gründer des Hessischen Diakonievereins, Pfarrer Dr. hc. Johannes Guyot, war der Gießener theologischen Fakultät auch während seines Berufslebens weiter verbunden und wurde für seine ungewöhnlichen Leistungen in Kirche und Theologie 1904 ehrenhalber promoviert. Der erste Schriftführer des Vereins, Friedrich Kunkel – zunächst Pfarrer in Fürth/Odenwald und später Professor in Darmstadt – untersuchte 1906 in einem wegweisenden Vortrag die vorhandene Literatur zu unterschiedlichen Modellen evangelischer Schwesternschaften und definierte Grundsätze für die Konzeption des Vereins und der Schwesternschaft.

Liberaler Theologie geht es darum, Religion und Vernunft, Evangelium und wissenschaftliche Aufklärung miteinander zu verbinden. Johannes Guyot erlebte als Student in Gießen eine besonders aufstrebende Phase der dortigen Fakultät und theologischen Richtung. Der später in Berlin als Historiker und Gründer der Vorgängerinstitution unserer heutigen Max-Planck-Gesellschaft berühmt gewordene und geadelte Adolf Harnack

(1851 bis 1930) war als junger 27-jähriger Professor gerade nach Gießen gekommen, als Johannes Guyot und seine Freunde dort studierten. Im 4. und 5. Semester hörte Guyot in Göttingen den zu seiner Zeit wohl bedeutendsten Theologen Albrecht Ritschel (1822 bis 1889), der die christliche Ethik in Aufnahme der lutherischen Berufsethik als Reich-Gottes-Arbeit entfaltete. Von Ritschel geprägte theologische Begriffe sind später bei Guyot und seinen Freunden häufig anzutreffen.

Das gründungs- und aufbaufreudige Klima an der Gießener Universität übertrug sich auf die Studenten. Auf Anregung Adolf von Harnacks gründete Guyot mit Kommilitonen die wissenschaftliche Verbindung „Akademisch-Theologischer-Verein“. In dieser Verbindung engagierte sich auch der Gießener Neutestamentler Professor Oskar Holtzmann, dessen Sohn Ernst als Darmstädter Bürgermeister viele Jahre dem Vorstand des Hessischen Diakonievereins angehörte. Ein späterer Vorsitzender, Pfarrer Hans Orth, war der letzte Schriftführer dieser Vereinigung, die ihr Restvermögen dem HDV 1996 zukommen ließ.

Die in Hessen von der liberalen Theologie geprägten Christen wollten zeigen, dass nicht nur aus der Erweckung und dem Pietismus gemeintliches und diakonisches Engagement hervorgeht, sondern dass auch eine wissenschaftlich ambitionierte theologische Position diakonisch fruchtbar sein kann. Als Pfarrer begleitete Guyot – der nur 49 Jahre alt wurde – die Gründungsphase von 3 neuen Kirchengemeinden (Mainz – Land, Darmstadt Johannesgemeinde und Heppenheim) jeweils mit Kirchenneubauten. Ferner gründete er:

- Die „Frankfurter Konferenz hessischer Geistlicher“, die die „Liebe zur Landeskirche“ und die „wissenschaftliche Bildung“ als ihr Anliegen verstand.

- Die „Freie landeskirchliche Vereinigung für das Großherzogtum Hessen“.
- Den Hessischen Diakonieverein.
- Die „Guyot-Stiftung“ zur Unterstützung des HDV's, bzw. von Gemeinden, die die HDV-Schwestern per Gestellungsvertrag übernahmen. Diese Sammelstiftung ist durch Inflation und Währungsschnitte leider völlig verschwunden.

1956 hat der Sohn des Gründers, Pfarrer Paul Daniel Guyot, der mehr als vier Jahrzehnte dem Hessischen Diakonieverein vorstand, die Anfänge des Vereins und der Schwesternschaft folgendermaßen formuliert:

Es war ein Freundeskreis, in dem der Entschluss zur Gründung des Hessischen Diakonievereins gefasst worden ist. Dieser Freundeskreis wurde geführt von dem damaligen Pfarrer D. theol. hc. Johannes Daniel Guyot. D. Guyot war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Hessischen Evangelischen Kirche. Nicht nur die überlegene Beherrschung der theologischen Wissenschaft seiner Zeit, seine organisatorischen Fähigkeiten und seine umfassende Allgemeinbildung, sondern auch seine Kunst der Menschenbehandlung und nicht zuletzt seine tiefe Herzensfrömmigkeit machten ihn zum geborenen und allgemein anerkannten Führer in den von ihm gegründeten Gemeinden und Organisationen. Diese Gemeinden waren besonders die evangelischen Vorort-Gemeinden in Mainz, die Johannes-Gemeinde in Darmstadt und die Diaspora-Gemeinde in Heppenheim an der Bergstraße. Guyot verstand es, überall, wo er wirkte, Leben zu wecken.

Aber Guyot war mehr als der Pfarrer einer einzelnen Gemeinde. Seine Gemeinde erstreckte sich auf den ganzen Bereich der Kirche.

Sein Ziel war es, alle schlummernden Kräfte der Kirche zu wecken und zu pflegen. So sind die Organisationen, die Guyot geschaffen hat, charakteristisch für seine umfassende Arbeit für die Kirche.

Da ist zunächst die Frankfurter Konferenz Hessischer Geistlicher zu nennen. Diese Konferenz setzte sich die theologische Weiterbildung der Pfarrer zum Ziel, die bereits ein Amt verwalteten. Durch regelmäßige Zusammenkünfte, in denen entweder die Teilnehmer selbst wissenschaftliche Referate mit anschließenden Besprechungen hielten oder sich von namhaften Vertretern der theologischen Wissenschaft an den Universitäten über neuere Forschungen und Lehrmeinungen unterrichten ließen, sollte es vermieden werden, dass die Pfarrer in der täglichen Praxis, um nicht zu sagen im kirchlichen „Betrieb“, untergingen; sie sollten vielmehr geistig wach und lebendig bleiben, um der Gemeinde recht zu dienen.

Die „Freie Landeskirchliche Vereinigung“ hatte den Zweck, die so genannten Laien mit den Theologen zu einem gemeinsamen Gespräch über religiöse und kirchliche Fragen zusammenzuführen.

Es war ein Zusammenschluss von Männern und Frauen, denen das Wohl der Kirche am Herzen lag und die die Kirche lebendig und offen halten wollten für alle Anliegen und Nöte der Menschen. Diese Menschen wollten Christus heute erleben, seine Botschaft neu hören und in der Gegenwart verwirklichen.

Schließlich gründete Guyot den Hessischen Diakonieverein. Wenn man sein Lebenswerk betrachtet, so folgte dieses letzte Kind seines Geistes notwendig aus allen vorangegangenen Überlegungen und Gründungen. Der Diakonieverein setzte voraus sowohl die gründliche theologische Besinnung als auch die Begegnung aller Glieder der Ge-

meinde in der Kirche. So zieht der Diakonieverein schließlich die Konsequenzen aus dem theologischen Gespräch und der religiösen Besinnung.

Freilich ist hieraus allein die Gründung des Diakonievereins doch nicht ganz zu erklären. Es hat ja immer, zu allen Zeiten der Kirche, theologisches Gespräch und religiöse Begegnungen gegeben. Hier kommt noch etwas anderes hinzu. Es muss ein ganz starker persönlicher Impuls gewesen sein, der Guyot veranlasste, neue Wege in der christlichen Diakonie zu suchen.

Dieser Impuls war, schlicht gesagt, die Liebe Christi.

So darf man wohl die Gründung des Diakonievereins aus einem innersten Herzensbedürfnis des Gründers, die Liebe Christi in dieser Welt zu verwirklichen, erklären. Das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in

„Kraft“. Gott will, dass allen Menschen geholfen werde. Also sind wir aufgerufen, unsere Kraft und unser Leben zur Erfüllung dieses Gebotes einzusetzen.

1906 – 1910

Das war die Zeit der ersten Liebe. Der Plan des Gründers war groß angelegt. Auf breiter Grundlage sollte die Ausbildung der Schwestern des Diakonievereins geschehen. Höhere Schulbildung und vertiefte Allgemeinbildung sollte die Voraussetzung für den Eintritt in die Schwesternschaft bilden. Aber man ließ auch eine gute Volksschulbildung gelten, wenn eine nachfolgende Weiterbildung die Gewähr dafür bot, dass die Schwester nicht nur fähig war, dem Unterricht in der Krankenpflegeschule zu folgen, sondern später auch eine verständnisvolle Mitarbeiterin des Arztes und Pfarrers zu werden.



Schwestern des Hessischen Diakonievereins 1909 auf der Treppe des Isolierhauses des Stadtkrankenhauses Darmstadt.

Zum Zwecke dieser Vorbildung wurde eine Kinderpflegerinnenschule in Darmstadt und ein Vorseminar im Kreiskrankenhaus zu Groß-Gerau gegründet.

Bereits 1907 hatte der Diakonieverein außerdem zwei Krankenpflegeschulen in den von ihm besetzten Krankenhäusern in Darmstadt (Städtisches Klinikum) und Hamburg (Freimaurer Krankenhaus) eingerichtet.

1910 konnten die ersten drei Gemeinden mit Diakonieschwestern besetzt werden, denen in den nächsten beiden Jahrzehnten acht weitere Gemeinden folgten. Der neu gegründeten Zentrale für Mütter- und Säuglingsfürsorge in Darmstadt stellte der Diakonieverein die ersten Schwestern zur Verfügung, welche die Organisation dieser Arbeit übernahmen. Das Gemeindepflegeseminar, das seine erste Unterkunft in Darmstadt, Herderstraße 10, gefunden hatte, wurde zum Mittelpunkt der ganzen Arbeit. (1. Oberin, die auch das Ausbildungskonzept wesentlich plante, war Frei-

frau Helene von Dungern). Überall war diese Ausbildungsarbeit im schönsten Aufblühen, als D. Guyot am 02. Juni 1910 mitten aus seiner Arbeit heimgerufen wurde.

1910 – 1924

In diesen vierzehn Jahren wechselte die Leitung des Diakonievereins und seiner Schwesternschaft sechs mal. Schon aus dieser Tatsache ist ersichtlich, wie schwer der Weg durch diese Zeitspanne gewesen ist. Nach dem unerwartet frühen Heimgang Guyots übernahm zuerst Pfarrer Bernhard Rehwald für kurze Zeit die Leitung der Schwesternschaft.

Von 1911 bis 1915 folgte ihm Pfarrer Otto Schneider, der später Direktor der Epileptischen Anstalt zu Nieder-Ramstadt wurde. Er wurde in der Leitung des Diakonievereins abgelöst durch Pfarrer Hermann Hechler, dem 1919 Konsistorialrat Ludwig Noack folgte. Am 01.03.1924 übernahm der Sohn des Gründers, Pfarrer Paul Daniel Guyot, die Leitung des Diakonievereins und seiner Schwesternschaft.

Die ersten großen Schwierigkeiten ergaben sich bald nach dem Tod D. Guyots, als eine Spaltung in der Schwesternschaft dadurch eintrat, dass sich ein Teil der Schwestern im Stadtkrankenhaus zu Darmstadt vom Diakonieverein trennte und als „Diakonieverband“ die weitere Besetzung des Stadtkrankenhauses als selbständige städtische Schwesternschaft übernahm.

(Die aus dem Zehlendorfer Diakonieverein stammende Oberin dieses nun selbständigen „Diakonieverbandes“ M. Catoir, kehrte später nach dem 2. Weltkrieg in den Hessischen Diakonieverein – mit einigen Schwestern – zurück. Während des Dritten Reiches hat der separierte „Diakonieverband“ nicht die Distanz zur „Braunen Ideologie“ wahren können, wie dies dem Hessischen Diakonieverein und seiner Schwesternschaft gelungen ist.)



Helene Freiin von Dungern, geb. am 26.06.1865 gest. am 11.11.1935, die erste Oberin der Darmstädter Ausbildungsstätte für den neuen kirchlichen und sozialen Frauenberuf

Der Diakonieverein selbst löste 1911 sein Verhältnis zum Stadtkrankenhaus Darmstadt und übernahm zwei andere Krankenhäuser, in denen er Krankenpflegeschulen einrichtete, das Landeskrankenhaus zu Hanau und das Stadtkrankenhaus zu Nordhausen am Harz.



Schwester Annie Thomasczyk in der Tracht der Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins, ca. 1911

Der 1. Weltkrieg brachte für den Diakonieverein manche Schwierigkeiten. Es mussten Schwestern für die Versorgung der Kriegslazarette zur Verfügung gestellt werden; aber schwieriger war die Durchführung der in der Heimat übernommenen Verpflichtungen durch den im Gefolge des Krieges auftretenden Schwesternmangel. Während die Schwesternzahl bis 1919 ständig gestiegen war, so senkte sie sich jetzt, um bald ihren tiefsten Stand zu erreichen (1920: 163; 1925: 106). Es mussten also in diesen Jahren einige Arbeitsstätten wieder aufgegeben werden, die dem Diakonieverein lieb geworden waren; so 1922 das Freimaurer Krankenhaus zu Hamburg, in das Oktober 1906 die ersten drei Diakonieschwestern eingezogen waren.

Dazu gesellten sich wirtschaftliche Sorgen. Man hatte zwar vorsorglich alle Schwestern in der Angestellten-Versicherung für Alter und Invalidität versichert; aber die zu erwartende Rente reichte bei den damals schon ständig steigenden Lebenshaltungskosten für die Sicherung eines sorgenfreien Lebensabends nicht aus. Deshalb war man schließlich dazu übergegangen, eine eigene zusätzliche Altersversorgung für die Schwestern zu schaffen. Aber alles für diese Zusatzversorgung angesammelte Kapital, das in Staatspapieren angelegt war, wurde durch die Inflation völlig aufgezehrt. So war schließlich bei der Einführung der Rentenmark nichts mehr vorhanden.



Heimathaus, Freiligrathstr. 8, Darmstadt (nach den Erweiterungsanbauten)

1924 – 1933

Es sah Anfang 1924 recht trübe aus. Die Schwesternzahl war so zurück gegangen, dass ein weiterer Rückgang die Lebensfähigkeit der Schwesternschaft überhaupt in Frage stellte. Geldmittel zur Versorgung der Schwestern waren nicht vorhanden. Auch das innere Leben der Schwesternschaft hatte erheblich gelitten unter den Zeiterscheinungen. Man musste also überall wieder neu anfangen und neu planen. Nicht nur die wirtschaftlichen Grundlagen mussten neu geschaffen werden, sondern auch die innere Situation der Schwesternschaft forderte neue grund-



Pfarrer Paul Daniel Guyot mit Schwestern des Hessischen Diakonievereins

sätzliche Überlegungen und verlangte nach einer Art Neugründung.

Der Sohn des Gründers, Paul Daniel Guyot begann 1924 seinen Dienst als Pfarrer des Hessischen Diakonievereins (bis 1966).

In den Jahren 1925 bis 1927 gelang es, am Süden der Stadt in besonders günstiger Lage nach und nach ein großes Gelände zu erwerben, das als Grundlage für den neuen Aufbau der Schwesternschaft dienen konnte. Nacheinander wurden dort das Heimathaus mit der Zentrale der Schwesternschaft, der Verwaltung und einer Haushaltungsvorschule gegründet; dann wurde das Gemeindepflegeseminar ausgebaut und zuletzt das Pfarrhaus errichtet. Das Gelände war groß genug, um später noch weitere Bauten des Diakonievereins aufzunehmen. Der Hessische Diakonieverein richtete bereits 1908 das Gemeindepflegeseminar für seine Schwestern ein, um sie nach dem Krankenpflegeexamen in 1-jähriger Zusatzausbildung für den wichtigen Dienst in den hessischen Gemeinden sorgfältig vorzubereiten. 1927 wurde diese Einrichtung in eine „Wohlfahrts- und Pfarrgehilfenschule“, an der Frauen und später auch



1925, Darmstadt, Freiligrathstr. 8: Heimathaus, ehemals Haus des Architekten Heil, Blick von Südwesten. Zustand vor den Erweiterungsanbauten.



Schwesterschaft des Hessischen Diakonievereins. 25-jähriges Jubiläum 1931, Heimathaus Darmstadt Freiligrathstr. 8.

Männer ausgebildet wurden für alle Berufe auf dem Gebiet der öffentlichen Fürsorge, der Diakonie, der Kirche und der freien Wohlfahrtspflege. Die politische Situation im Dritten Reich hatte zwar eine vorübergehende Schließung erzwungen, doch konnte nach dem Krieg die Wohlfahrtsschule als „Seminar für Soziale Berufsarbeit“ wieder eröffnet werden. Von da an nahm die Zahl der Studierenden laufend zu. 1961 wurde das Haus Moosbergstraße 2 erworben, aber schon bald musste man für die mittlerweile „Höhere Fachschule für Sozialarbeit“ genannte Ausbildungsstätte nach Erweiterungsmöglichkeiten suchen. Da bot sich im neuen diakonischen Zentrum am Zweifalltorweg die Möglichkeit einer sachbezogenen Unterbringung in einem Neubau, der für 75 Studierende geplant und gebaut wurde. Schon bei der Einweihung 1968 erwies er sich jedoch für die auf bald 200 Studierende

heranwachsende Schule als zu klein. 1970 begrüßte man es deshalb als diese Schule erweitert wurde zur „Evangelischen Fachhochschule Darmstadt“. Die heutigen Fachbereiche der Fachhochschulen (Pflegerwissenschaften, Sozialarbeit, Diakoniewissenschaften setzen die ursprünglichen Fächer der Schulen des Hessischen Diakonievereins fort).

In den 20-iger und 30-iger Jahren wurde die wirtschaftliche Organisation der Schwesternschaft neu geschaffen durch die Errichtung einer neuen zusätzlichen Altersversorgung für Schwestern. Die Versorgung der Schwestern in Fällen der Krankheit und Invalidität wurde verbessert durch eigene Einrichtungen des Vereins. Sämtliche Verträge mit den Arbeitsstätten wurden erneuert und den Zeitverhältnissen angepasst. Ebenso wurden die Ordnungen und Satzungen der Schwesternschaft neu gestaltet. Es wurden neue



Schwesterschaft des Hessischen Diakonievereins. 25-jähriges Jubiläum 1931, Heimathaus Darmstadt Freiligrathstr. 8. V.li.n.re.: Luise Knitter, Hildegard Wagner, Maria Bihler, Elisabeth Zaubitz, davor Oberin Emma Kropp, Käthe Creter, Margarete Ebert, ?, Pfarrer Guyot, Line Fresenius.



Schwestern des Hessischen Diakonievereins. 1931, Nordhausen, im Krankenhausgarten. Oberste Reihe von links: Lina Groß Blotekamp, Anneliese Rummler, Anne Wiesenhann, Anna Meyer, Mathilde Menz, Grete Bleckmann, Jenny Keune, Greite Trinkaus. 2. Reihe: Martha Schroth, Agnes Heinemann, Marianne Schindler, Elis Köbler, Anna Emig, Emma Häusler, Line Seynsche, Inge Heinzeling, Lotte Weber. Elsbeth Selzer. Vorne sitzend: Bina Kugel, Marga Westphal, Anna Daiboks, Elise Büchner, Ruth Rhenius. Margarethe Corbus, Martha Kostenbader, Liselotte Schwiering, Fel. Hack, Ida Krüger, Änne Peesel, Hanna Rusch, Hildegard Schmidt.

Mittel und Wege gesucht, die Schwesterngemeinschaft besser zu pflegen.

1933 – 1939

Wieder war die Arbeit des Diakonievereins in guter Entwicklung, die Schwesternzahl war bis zum Jahre 1933 auf 170 gestiegen, neue Arbeitsfelder waren übernommen worden, die Unterrichtsstätten des Diakonievereins waren allgemein anerkannt und beliebt, die Schwesterngemeinschaft hatte sich neu gekräftigt, da traf die politische Umwälzung wie ein schwerer Schlag. Jahrelang hatten die Verantwortlichen des Diakonievereins die Gefahr kommen sehen und davor gewarnt. Man sah, dass der Nationalsozialismus ein Unglück für Volk und Kirche sein würde, wenn er zur Herrschaft gelangte. Man wusste, dass eine politische Partei mit dem Anspruch auf absolute Herrschaft und Diktatur sich nicht auf das politische und wirtschaftliche Leben beschränken, sondern diesen Anspruch auch auf das geistige und religiöse Leben ausdehnen würde. Und so geschah es auch. Im Laufe der Jahre wurden manchen, die vorher blind gewesen waren, die Augen geöffnet. Aber was half das? Der Fluch des Bösen vollzog sich nun mit schmerzlicher Konsequenz. Es ist klar, dass den nationalsozialistischen Machthabern eine Arbeit wie die des Hessischen Diakonievereins ein Dorn im Auge sein musste. Die Methoden der Bekämpfung waren allerdings verschieden. Wenn man auch vor Gewaltmaßnahmen und Eingriffen im einzelnen Falle nicht zurückschreckte, so war man doch der Überzeugung, dass der Diakonieverein als Ganzes mit der Zeit von selbst eingehen würde.

Der Verein verlor infolge der politischen Bedrängnisse mehrere wichtige Arbeitsstätten. So vor allem das Krankenhaus in Hanau, die orthopädische Universitätsklinik in Gie-

ßen und die Wohlfahrtsschule in Darmstadt. Ohne auf die Einzelheiten hier einzugehen, darf festgestellt werden, dass diese Arbeitsstätten aufgegeben wurden, weil man sich den Forderungen und Weisungen der Partei nicht fügen wollte.

(Dass der Hessische Diakonieverein während des Dritten Reiches Distanz zur NS-Ideologie gehalten hat, zeigt auch die Geschichte des Zehlendorfer Verbandes der Diakonieschwesternschaften, die Reinhard Neubauer 1991 verfasst hat. Dort ist dargestellt, dass der Hessische Diakonieverein mit anderen Schwesternschaften im Verband gegen solche opponierte, die der Braunen Schwesternschaft zuneigten. In dieser Zeit entstand auch eine Nähe zum Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein und seiner Schwesternschaft, die genauso wie der Hessische Diakonieverein auf Distanz zur Nazi-Ideologie gegangen waren).

1939 – 1945

Obwohl diese Jahre unter der dunklen Wolke zu den schwersten der deutschen Geschichte und auch des Hessischen Diakonievereins gehörten, so wurde diese Zeit doch bestanden. Der Verlust der größeren Arbeitsstätten in Hanau und Gießen konnte wettgemacht werden durch die Übernahme mehrerer kleiner Arbeitsstätten in Bretten in Baden, Mühlhausen in Thüringen, Stendal in der Altmark, Düsseldorf, Glotterbad bei Freiburg im Breisgau und mehrerer Gemeinden. In Worms am Rhein wurde das Krankenhaus Hochstift vom Hessischen Diakonieverein erworben.

Besonders aber beschäftigte damals die Verantwortlichen die Zeit der Vereinigung mit dem Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein, der seinen Sitz in Köln hatte. Dieser Diakonieverein war dem Hessischen in vielerlei

Beziehung ähnlich und, wenn man so sagen darf, geistig aufs Engste verwandt. Von Pfarrer Hugo Heim im Jahre 1908 gegründet, hatte er die gleichen Ziele und Zwecke wie der Hessische Diakonieverein, auch in der Geschichte seiner Schwesternschaft entsprach vieles der HDV-Geschichte. Nun wollte sich dieser Diakonieverein mit dem Hessischen Diakonieverein zu einer engen Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen. Das Ziel war eine Stärkung und Festigung der Arbeit. Die Arbeitsstätten des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins, das Luisenhospital zu Aachen, das evangelische Krankenhaus zu Trarbach an der Mosel, das Spessartsanatorium und die Kinder-Heilstätte zu Bad-Orb und viele Gemeinden im Rheinland wurden nun vom Jahre 1939 an ebenfalls von der Leitung des Hessischen Diakonievereins mitbetreut. Das Arbeitsgebiet hatte sich damit außerordentlich vergrößert.

1945 – 1956

Der Diakonieverein befand sich in guter Entwicklung, als nun schließlich die größte Katastrophe, der Zusammenbruch des ganzen Staatswesens mit dem Kriegsausgang hereinbrach. Man stand überall vor Trümmern. Fast alle Arbeitsstätten und die eigenen Häuser waren mehr oder weniger zerstört. Es war ein völliges Chaos, dem man sich 1945 gegenüber sah.

Von 1945 ab wurde wieder aufgebaut, was zerstört war. Das Heimathaus war nie vorher so als Heimat und Zuflucht der Schwestern empfunden worden wie in den schweren Tagen und Monaten der Zerstörung ringsumher. Langsam wurden die Arbeitsstätten, die kleineren und größeren Krankenhäuser wieder aufgebaut. Freilich mussten die Häuser im russisch besetzten Gebiet, in Nordhausen, Mühlhausen und Stendal, bald ganz aufgege-

ben werden, da keine Möglichkeit der Betreuung für diese Arbeitsstätten und der dortigen Schwestern mehr bestand.

Aber auch im Westen war es in den ersten Jahren außerordentlich schwierig, die Verbindungen mit den auseinander gelegenen Arbeitsstätten aufrechtzuerhalten. Bis auf ein Krankenhaus (Düsseldorf) sind alle Häuser wieder aufgebaut worden und sogar noch wesentlich vergrößert worden, darunter auch das eigene Krankenhaus Hochstift in Worms am Rhein.

Aber die größte Schwierigkeit lag darin, dass man nun nach 1945 auch wieder solche Arbeitsstätten übernehmen musste, die man vorher hatte aufgeben müssen. Das galt vor allem für die beiden größten Gestellungsverhältnisse des Diakonievereins, das Städtische Krankenhaus zu Darmstadt und das Stadtkrankenhaus zu Hanau am Main. Beide Häuser waren an ihrem ursprünglichen Platz völlig zerstört und nun an weit auseinander liegenden Orten untergebracht. So bestand das Städtische Krankenhaus zu Darmstadt aus acht verschiedenen, weit entfernt voneinander liegenden Häusern und das Stadtkrankenhaus Hanau aus vier Häusern, die ebenfalls weit auseinander lagen. Man stelle sich vor, wie schwierig es war, in diesen Arbeitsstätten zugleich völlig neue Schwesterngemeinschaften zu schaffen. Aber nicht genug damit.



Stadtkrankenhaus Hanau, alte Pforte



HDV-Schwestern in Hanau 1962

Man übernahm auch im Rheinland zwei neue Arbeitsstätten, das Evangelische Krankenhaus Bethanien zu Moers am Niederrhein und das Evangelische Viktoria-Hospital zu Bad Godesberg am Rhein.



Bethanien Haupteingang, Moers

Eine Arbeit besonderer Art, die zugleich eine neue Aufgabe für den Diakonieverein bedeutete, war die Errichtung eines Evangelischen Krankenhauses in Lindenfels im Odenwald. Hier galt es, Neuland zu bebauen, in völlig verwahrlosten und herabgewirtschafteten Gebäuden eines ehemaligen Erholungshei-

mes einen neuen Krankenhausbetrieb einzurichten.

Und schließlich hat der Diakonieverein in diesen Jahren auch sein altes Seminar mit der Wohlfahrtsschule wieder neu aufgebaut. Dieses Seminar für soziale Berufsarbeit und evangelische Gemeindepflege war jetzt wieder eine der besten Ausbildungsstätten für soziale Berufe.

Es darf nicht vergessen werden, dass die Ausdehnung und Festigung des Arbeitsgebietes des Diakonievereins nur möglich war, wenn auch die wirtschaftlichen Grundlagen der Arbeit gesichert waren. Also war auch in dieser Beziehung alles neu aufzubauen. Die Währungsreform hatte wiederum die zusätzliche Altersversorgung der Schwesternschaft ebenso wie die eigene Krankenversicherung in Frage gestellt. Also suchte man auch hier neue Wege. Alle Schwestern wurden durch die besonderen Maßnahmen in dieser Hinsicht für Krankheit, Invalidität und Alter versichert.

Vielleicht am schwierigsten, aber sicher am wichtigsten war nun der innere Neuauf-



Examenskurs i. Heimathaus. L: Oberin Hack u. Oberin Fresenius. R: Pfr P.D. Guyot, Schw. W. Appenheimer u.a. (1961)

bau der Schwesternschaft. Wiederum mussten alle Satzungen und Regeln neu durchdacht und den veränderten Zeitumständen gemäß neu gestaltet werden.

Müde von 43 wechsel- und schicksalsvollen Amtsjahren legte Pfarrer Paul Daniel Guyot am 01.01.1967 den Vorsitz nieder. Pfarrer Hans Orth löste ihn ab. Der HDV war nun 60 Jahre alt geworden.

1967 – 1979

Die weitere Entwicklung wurde entscheidend geprägt durch das Wirken von Pfarrer Hans Orth. Im Oktober 1966 verließ er die Johanesgemeinde in Darmstadt, um sich im Hessischen Diakonieverein einzuarbeiten und am 01.01.1967 den Vorsitz zu übernehmen. Ein viertel Jahr des Kennenlernens war vorausgegangen, viele freundliche Begegnungen in den Häusern mit den leitenden Schwestern, mit den Trägern der Krankenhäuser und Gemeinden; aber auch zwiespältige Verhandlungen mit trügerischen Zusagen, wenn man z.B. an die Lage in Hanau denkt. Dass die Ar-

beit dort nach 22 Jahren zum zweiten Mal in der Geschichte des Vereins durch Kündigung der Stadt Hanau zu Ende ging, stellte harte Anforderungen an den Vorstand und brachte manche Enttäuschung menschlicher Art mit sich.

Als Oberin Felicitas Hack 1967 Oberin Line Fresenius abgelöst hatte, war Pfarrer Orth schon mit den Sorgen des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins vertraut geworden. Er schrieb: „Als Schwerpunkt für 1967 stehen auf meinem Programm die Betreuung der Arbeitsstätten in den Krankenhäusern, Besuche der Gemeindestationen, die Versorgung der pensionierten Schwestern, die Werbung für den Nachwuchs“ und manches andere.

1968 schrieb Pfarrer Orth im Schwesternbrief: „Der Monat Januar war im Heimathaus für alle anstrengender als mancher Monat des letzten Jahres“. Er berichtet, dass die Neuplanung des Lindenfelder Krankenhauses als neue Hessenklinik in Gang gebracht wurde. Durch seine Initiative trat bereits am 01.01.1968 das beratende Kuratorium mit



Verabschiedung in den Ruhestand. Szene aus dem Jahr 1967. V.l.n.r.: Oberin Felicitas Hack, Pfarrer Hans Orth, Oberin Line Fresenius

Vertretern der politischen und kirchlichen Gemeinden und der Kreisverwaltung zusammen. Von da an hat eine gewaltige Aufgabe viel Energie und Tatkraft beansprucht.

Sehr dankbar entwickelte sich der Kampf um die Sicherung der Altersversorgung der Schwestern durch den Beitritt zur kirchlichen Zusatzversorgungskasse Hessen-Pfalz und die Sorge um die Unterbringung der Altschwestern mit den niedrigen Renten durch die Planung des Seniorenzentrums Heimathaus in Darmstadt nach dem Verkauf des Anwesens Claudiusweg 19.

Als Pfarrer Orth den Vorsitz im HDV übernahm, bestand nicht nur im Bundesgebiet eine wirtschaftliche Rezession, auch der Diakonieverein war an einem Punkt der Stagnation angelangt, die nach energischer Abhilfe verlangte.

1969 konnte die Fusion zwischen Hessischem und Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein mit der Liquidation des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins in Köln voll-



Seminar für soziale Berufsarbeit und evangelische Gemeindepflege des HDV. Hier das Haus Moosbergstr. 2, Darmstadt, wo die Schule seit 1960 untergebracht war. Von 1927 bis 1960 (mit Unterbrechung aus politischen Gründen von 1940 bis 1946) war die Schule im Heimathaus Freiligrathstr. 8 untergebracht.



1967 in Darmstadt. Das Jubiläum ihres 40-jährigen Bestehens feierte die Höhere Fachschule für Sozialarbeit des Hessischen Diakonievereins. Unser Bild zeigt während der Ansprache von Pfarrer Orth (rechts), den Direktor des Diakonievereins, in der ersten Reihe von links u.a. Dr. W. Krützfeldt-Eckhard, Leiterin der Schule, Dr. Müller-Schöll (Stuttgart) der die Festansprache hielt, Dekan Wilhelm Stühlinger, Oberkirchenrat Balz, Stadtamtmann i.R. Bauser, Oberamtmann Stemmler vom Sozialamt, Alexander Haas von der jüdischen Gemeinde.

endet werden. Die Häuser in Köln Lindenthal und das Erholungsheim in Bad Honnef wurden verkauft. Es erfolgte eine Konzentration auf die Arbeit mit Aufgabe der Arbeitsstätten im Luisen-Hospital in Aachen und im Viktoria-Hospital in Bad Godesberg. Ferner wurden Gestellungsverträge aufgelöst mit dem Krankenhaus in Bad Dürkheim, weiteren Gemeindepflegestationen, dem Kinderheim in Bad Orb und anderes mehr. Für eine kurze Zeit wurde auch ein Gestellungsvertrag mit dem Kreiskrankenhaus in Erbach im Odenwald abgeschlossen.

Im Vordergrund standen immer wieder die großen Planungen für das Seniorenzentrum

Heimathaus, welches das alte Heimathaus ersetzen sollte und für den Neubau des Krankenhauses in Lindenfels. In Worms wurde das Ev. Krankenhaus Hochstift völlig umgeplant. Die Höhere Fachschule für Sozialarbeit war 1960 in die Moosbergstraße 2 umgezogen – dort wurde es aber schon bald zu eng.

1968 erfolgte der Umzug in das neu gebaute Diakonische Zentrum am Zweifalltorweg in Darmstadt. Die Mitarbeit im Kuratorium von Pfarrer Orth währte bis zur Umgestaltung in eine Fachhochschule und die Übernahme dieser Ausbildungsstätte durch die Ev. Kirche in Hessen und Nassau. Das neu gebaute Luisenkrankenhaus in Lindenfels wur-

de in Gegenwart des Ministers Dr. Schmidt am 14.09.1974 eröffnet. Am 05.10.1974 wurde das neu gebaute Seniorenzentrum Heimathaus in Darmstadt eingeweiht. Anstelle des alten Heimathauses war ein großes Seniorenzentrum mit mehr als 200 Plätzen entstanden, wo außerdem auch die Schwesternschaft weiterhin ihre Zentrale haben kann. Die Stadt Darmstadt hat Pfarrer Orth für diese besondere Leistung anlässlich der Einweihung des Seniorenzentrums Heimathaus geehrt.



Ehrung von Oberin Felicitas Hack (links vorne) 1987. In der Mitte: Pfarrer Volker Müller, dahinter: Oberin Line Fresenius



Wechsel im Vorstand des Hessischen Diakonievereins am 29.8.1979. V.l.n.r.: Kirchenpräsident D. Helmut Hild, Pfarrer Hans Orth, Oberin Felicitas Hack, Pfarrer Volker Müller und Pfarrer Heinz-Günter Gasche

1979 – 1993

1979 wechselte der Vorsitz von Pfarrer Orth, der in den Ruhestand ging, zu Pfarrer Volker Müller. Die folgenden Jahre wurden durch das Hinzugewinnen neuer Einrichtungen geprägt. Das Seniorenzentrum Sophienstift in Worms, das Seniorenzentrum Haus Johannes in Heppenheim, die Nachsorgeklinik Bergstraße in Bensheim Auerbach, und das Diakoniekrankenhaus in Ingelheim sind hier zu erwähnen. In der Schwesternschaft wurden in dieser Zeit gute Erfahrungen mit Tagungen und Freizeiten gemacht. Die Schwesternschaften des Hessischen und des Rheinisch-

Westfälischen Diakonievereins wuchsen zusammen und bilden seit dieser Zeit eine wirkliche Einheit. 1981 wurde der Gestellungsvertrag mit den Städtischen Kliniken Darmstadt beendet.

1993 löste Pfarrer Dr. Friedrich Dreißigacker Pfarrer Volker Müller im Vorsitz ab.



V.l.n.r.: Pfarrer Dr. Friedrich Dreißigacker, Herr Bürgermeister Dr. Otto Penn, Herr Hans H. Kirstein, Mitglied des HDV-Vorstandes) (1993)

Neue Akzente in der Schwesternschaftsarbeit wurden, zusammen mit den Oberinnen Appenheimer und Ahrens, durch die diakonischen Studienfahrten zu diakonischen Ein-



1994: v.l.n.r.: Sr. Rosemarie Hannemann, Sr. Ingrid Katzenmeier, Sr. Margrit Gonnermann, Sr. Barbara Gerads, Pfarrer Dr. Friedrich Dreißigacker, Sr. Gisela Keuchel



1996: v.l.n.r.: Pfarrer Hans Orth, Sr. Margrit Gonnermann, Oberin Waltraud Appenheimer, Sr. Else Billing

richtungen, vor allem auch im Ausland (Frankreich, Holland, England, Österreich, Türkei, Schweiz), durch die „Tage der Stille“ in Hohrodberg und die Einführung des „Schwesterntags“ gesetzt.

Der speziellen Fortbildung der leitenden Mitarbeiter dienten mehrtägige Seminare und Studienfahrten sowohl für die Gruppe der Pflegedienstleitungen als auch (gemeinsam mit Herrn Frank, dem kaufm. Direktor) für die Verwaltungsleitungen.

Im Gesundheitswesen insgesamt wurde immer deutlicher, dass die „mageren Jahre“ angebrochen waren: Statt der Kostenerstattungen gab es nun Budgets, um die heftig gekämpft wurde; statt Krankenhausneubauten gab's die ersten Kündigungen von Versorgungsverträgen durch die Krankenkassen (unseren Widerspruch gegen die Kündigung der Versorgungsverträge in Traben-Trarbach kämpften wir – mit Hilfe von Mitarbeiterschaft und Bevölkerung – durch zwei Instanzen erfolgreich durch und konnten ihn mit dem guten Kompromiss des Neubaus des „Anna-Henrietten-Stifts – Fachklinik für Gynäkologie und Geburtshilfe und Zentrum für ambulantes Operieren“ in der Ortsmitte am Bahnhof Traben-Trarbach erfolgreich abschließen.)

In Lampertheim konnten wir die Schließung des Ev. Krankenhauses als Krankenhaus nicht verhindern, haben aber auch hier eine erfolgreiche Weiterführung diakonischer Arbeit durch Umbau/Ausbau zum Seniorenzentrum Dietrich-Bonhoeffer-Haus erreicht.

Die vorgegebenen Leitgedanken des Gesundheitswesens in den 90iger Jahren: „Qualifizieren“, „Stabilisieren“, „Innovieren“ prägten alle Bereiche:

Sie waren leitend bei der Einführung des Qualitätsmanagements, sie forcierten den Ausbau der EDV-Abteilung zu einem leistungsfähigen Controlling-Instrument (das uns auch in die Lage versetzte, für andere Einrichtungen Managementaufgaben bis hin zur Geschäftsführung zu übernehmen); sie standen hinter der Neufassung der Satzung des HDV und der Schwesternordnung.

Eine der schönsten (und auch speziell diakonischen) Innovationen jener Zeit war die Einweihung eines „Babykorbes“ am Hochstift in Worms, der einer ganzen Reihe von Babys, die möglicherweise sonst nicht hätten leben dürfen, das Leben gerettet hat.

2001 wurde Pfarrer Dr. Friedrich Dreißigacker von Pfarrer Dr. Martin Zentgraf im Vorsitz ab-



2005 in Neuendettelsau. Diakonische Studienfahrt. V.l.n.r.: Sw Ute Bieg, Oberin Brigitte Ahrens, Pfarrer Dr. Martin Zentgraf, Sr. Inge Hack, Sr. Hannelore Reinäcker.

gelöst. 2003 wurde vom Hessischen Diakonieverein die Dachstiftung „Förderstiftung Hessischer Diakonieverein“ gegründet. 2004 erfolgte die erste unselbständige Unterstiftung in diese Dachstiftung durch die Stifterin Frau Ingrid Rumpf: Die „Stiftung Lebensqualität für sterbende und demenzkranke Menschen in der Förderstiftung Hessischer Diakonieverein“.

2003 wurde mit dem „Diakonieverein Limburg und Umgebung e.V.“ ein Managementvertrag zur Betriebsführung für die beiden Altenpflegeheime „Wichernstift“ und „Fliedner-Haus“ in Limburg abgeschlossen.

2005 wurde die HDV gGmbH als Betriebsgesellschaft für die Krankenhäuser, die Krankenpflegeschule am Hochstift in Worms und für die Altenpflegeheime gegründet. Ab

1.1.2006 hat die HDV gGmbH den Betrieb der genannten Einrichtungen übernommen, während die Schwesternschaft und die Fort- und Weiterbildung beim Hessischen Diakonieverein e.V. verbleibt.



V.l.n.r.: Sr. Thea Müller, Sr. Elsbeth Walter, Herr Werner Trautmann (Vorsitzender des Schwesternrates), Oberin Brigitte Ahrens, Pfarrer Dr. Martin Zentgraf

Schon zur Zeit von Pfarrer Orth war ein Leiter der Verwaltung eingestellt worden: Herr Gebhard Kurz.

Ihm folgte als Kaufmännischer Direktor 1979 Herr Dieter Frank. Die weitere Entwicklung im Blick auf die Einrichtungen lässt sich im weiteren Teil dieser Festschrift nachvollziehen.



V.l.n.r.: Pfarrer Dr. Martin Zentgraf, Kaufm. Direktor, Dieter Frank und Oberin Brigitte Ahrens, 2004

Zeitzeugen berichten aus unterschiedlichen Epochen des Hessischen Diakonievereins

Schwester Marie Zorn, eine der allerersten Schwestern unseres Vereins, schrieb 1931

Zur 25jährigen Jubelfeier soll ich Ihnen einiges aus der Geburtszeit unseres Hessischen Diakonievereins erzählen. Meine erste Bekanntschaft mit dem eben aus der Taufe Gehobenen machte ich vor gerade 25 Jahren in Schloss Mainberg, als ich einer Dame meinen brennenden Wunsch anvertraute: gerne Schwester werden zu wollen, aber dass ich mich nicht entschließen könnte, in ein Diakonissen-Mutterhaus einzutreten. Da antwortete sie mir: „Wir haben eben in Darmstadt einen Verein gegründet, der den heutigen Anschauungen der Frau auch für den Schwesternberuf Rechnung tragen will.“ Darauf überreichte sie mir einen Aufsatz. Mit großem Interesse las ich die verständnisvollen Ausführungen und weitblickenden Richtlinien, die in diesem Vortrag entwickelt waren. Ich konnte nur sagen: „Wenn das in dem Verein in die Tat umgesetzt wird, dann ist die Schwesternsache gewiss auf rechtem Wege.“ Anfang Oktober fuhr ich zwecks Besprechung zu der Verfasserin jenes Aufsatzes nach Darmstadt, und Mitte Oktober begann im Freimaurerkrankenhaus zu Hamburg meine Lehrzeit. Es waren bereits vier Lernschwestern da, ferner eine Johanniter-Oberschwester, zwei oder drei Stationsschwestern und eine Operationschwester. Herr Professor D. Zimmer vermittelte die letzteren. Außerdem war eine auswärtige Nachtwache angestellt. Die Sta-

tionsschwestern verschwanden sehr bald wieder, nur eine Johanniterschwester sowie eine Schlumpschwester (das ist die Bezeichnung einer Straße, in der ein Schwesternheim ist) halfen auf den beiden Privatstationen aus, und wir jungen Schwestern mussten die Säle alleine besorgen, wobei uns die Ärzte zeigten, was wir als Anfängerinnen nicht wissen konnten. Es war eine arbeitsreiche Zeit, Ruhepausen oder freie Nachmittage gab es noch nicht, geschweige denn freie Tage. Wie freuten wir uns, wenn uns der Gründer des Vereins, Herr Pfarrer Guyot, in Hamburg besuchte; wir fühlten uns schon damals ein wenig einsam im „Hohen Norden“. Die Oberschwester, im Diakonissenhaus ausgebildet, hatte wenig Neigung, unseren Richtlinien zu folgen, wobei sie, besonders bei mir, auf manchen Widerstand stieß, war ich doch genau über die Ziele des Vereins orientiert. Auch Herr Professor D. Zimmer, der vom Zehendorfer Diakonieverein zurückgetreten war und durch dessen Hilfe wir das Freimaurerkrankenhaus bekommen hatten, besuchte uns und hielt uns einen denkwürdigen Vortrag über den Schwesternberuf. Sehr glücklich waren wir, als uns Herr Pfarrer Guyot sen. im Juni 1907 die Nachricht brachte, dass der Hessische Diakonieverein am 1. Juli das Städtische Krankenhaus in Darmstadt besetzen würde und dass eine oder zwei Stationschwestern fehlten. Ich war eine von denen, die nach Darmstadt durften.

Hier fanden wir – außer der Oberschwester (Frau Oberin Catoir) drei oder vier Stationschwestern und eine Hebammenschwester – die Hospitantinnen vor: Schwester Martha Zimmer, Toni Ohnacker, Emmy Hunsinger und Cilly Herschel. Letztere hatten bereits mit den Diakonissen, die von uns im Darmstädter Krankenhaus abgelöst worden waren, vier Wochen gearbeitet. Schwester Emmy Hun-

singer konnte gleich den Operationssaal übernehmen. Für uns alle begann unter der ärztlichen Leitung von Herrn Direktor Dr. Fischer ein schönes, diszipliniertes Arbeiten, an das viele von der „älteren Generation“ noch mit Freude zurückdenken. Herr Pfarrer Guyotsen besuchte uns allwöchentlich im Krankenhaus, nahm dann mit uns das Abendbrot ein und hielt uns eine Andacht. An schönen Sonnentagen suchten wir sehr oft das gastliche Pfarrhaus in Heppenheim a. d. Bergstraße auf, wo wir anregende Stunden verlebten, über die Ziele des Vereins sprechend und an der herrlichen Natur uns freuend. Sehr gut erinnerlich ist mir noch, wie uns immer einer der beiden ältesten Söhne ritterlich das Geleit zur Bahn gaben.

Öfters verbrachten wir auch unseren freien Nachmittag in Darmstadt im Gemeindepflegeseminar in der Herderstraße. Dieses wurde 1909 gegründet, um Schwestern sogleich nach Ablegung des staatlichen Exams – dies fand 1908 zum erstenmal statt – zur weiteren Ausbildung aufnehmen zu können. Leiterin war Freiin v. Dungern. Die spezielle Ausbildung zur Gemeindegewerkschwester war Herrn Pfarrer Guyots' sehnlichster Wunsch, und heute kann man sagen, dass er vorbildlich erfüllt wurde. Sind doch die Wohlfahrtschulen der Nachkriegszeit nur ein Ausbau von dem, was der Gründer des Hessischen Diakonievereins vor 25 Jahren geschaffen hatte. Dem Gemeindepflegeseminar war ein Fröbelseminar mit Haushaltsschule angegliedert. Aus diesem sollten möglichst viele Schwestern für den Hessischen Diakonieverein hervorgehen. Ich weiß nur von 5, die noch unter uns sind: Schwester Wilhelmine Volz, Emilie Urich, Johanna Henkel, Käthe Creter und Else Beyrich.

Als Älteste kann ich mit voller Überzeugung sagen, dass unser Diakonieverein gehal-

ten, was er versprochen hat, und ich meine, wir haben Grund zum Danken allen denen, die dazu beitrugen, dass der Grundstein vor 25 Jahren gelegt werden konnte. Außer den bereits Genannten und Mitgliedern der Freien Landeskirchlichen Vereinigung möchte ich des verstorbenen Herrn Landgerichtsdirektors Kückler dankend gedenken, bei dem die ersten Besprechungen stattfanden.

Ob die Schwestern die Erwartungen erfüllten? Leider sind nur noch wenige von denen in unserer Mitte, die damals ihre Hoffnung auf uns setzten und diese Frage beantworten könnten. Dabei fällt mir ein, dass man Anfangs dachte, ohne Schwesternregeln auskommen zu können; aber sehr bald baten die leitenden Schwestern um dieses oder jenes Ge- und Verbot, und so haben wir, ähnlich wie unsere Vorläuferinnen, die Diakonissen, unsere Schwesternregeln bekommen. Wo Unreife schaden könnte, muss eben auch in diesen „modernen“ Zeiten Zucht und Disziplin helfend eingreifen.

Soll ich noch etwas Komisches aus dem Werdegang unserer Tracht erzählen: Wir sollten beim Antritt in der Lehrzeit eigene Wasch- und schwarze Kleider tragen, und so arbeitete ich z. B. in einem blaßblauen Schweizer Stickereikleid, und sonntags konnte man uns in seidenen mit Spitze garnierten Blusen unter der weißen Schürze auf der Station sehen. Und was für Sorgen machte uns die Haube, bis wir die rechte fanden! Die ersten sechs Wochen trugen wir gar keine.

Möchten recht viele von den Schwestern des Hessischen Diakonievereins ein Segen für die leidende Menschheit werden und in wahrhaft christlicher Gesinnung Gemeinschaft pflegen. Dazu schenke uns Gott seinen Segen!

Freiin Helen v. Dungern schrieb 1931 Das Gemeindepflegeseminar:

Unvergesslich ist mir die Stunde am sonnigen Hang des Wartburgberges in Eisenach, in der der Begründer des Hessischen Diakonievereins, Pfarrer D. Guyot, seine Frau und ich, im herbstlichen Heidekraut sitzend, den Plan des Gemeindepflegeseminars besprachen. Es war eine kühne Tat D. Guyots, dass er als erster die Gedanken verwirklichen wollte, die der damalige Privatdozent Lic. Rudolf Otto in der Christlichen Welt zuerst zur Diskussion gestellt hatte, die dann dort, in Traubs Evang. Freiheit, in den Blättern des Deutsch-Evang. Frauenbundes und sonst, u. a. auch von mir, aufgenommen und gründlich erörtert wurden.

Dann kam an Neujahr 1909 der Einzug in das kleine Haus in der Herderstraße in Darmstadt zum Beginn der Arbeit. Zuerst galt es, das Haus wohnlich zu machen, in dem die kleine Schwesternschar, Haushaltungslehrerin und „Haustöchter“, wie man sie heute nennen würde, lernen und schaffen sollten. Der Kindergarten drüben in der Eichbergstraße diente der Ausbildung von Kindergärtnerinnen „zweiter Klasse“ – es gibt das heute nicht mehr –, eine Privatpflegestation kam bald auch noch zu den mit dem Seminar zusammenhängenden Einrichtungen des Vereins. Noch war es kein organisches Gebilde und wuchs doch bald zusammen in lebendiger Arbeit.

Wenn ich sie alle nennen dürfte, die lieben Schwestern, die in den zwei Jahren, in denen ich es leiten durfte, durch das Haus gegangen sind, es würde eine stattliche Reihe, die ich von Herzen grüße und wohl fragen möchte: „Wißt Ihr noch?“ Wie froh wurde gelernt, wie viel froher noch die praktische Arbeit in der Mütterberatungsstelle, mit ihrer nachgehenden Fürsorge, im Kindergottesdienst, den Ju-

gendvereinen und in der Gemeinde getan. Tränen gab es nur, wenn man in bestimmten Abständen das Arbeitsgebiet wechseln musste, erst darüber, dass man gerade dorthin sollte, dann darüber, dass man wieder von da fort musste! „Wißt Ihr noch?“ Die Besichtigung der Lungenheilstätte im Odenwald und die jährlichen der Nerven- und Irrenanstalt in Heppenheim, mit den eingehenden Vorträgen und Führungen der leitenden Ärzte? Gerade die Irrenfürsorge vor und nach dem Anstaltsaufenthalt schien uns schon damals wichtig, heute ist sie ein im Aufbau begriffenes Gebiet der öffentlichen Fürsorge. Und die abendlichen Heimfahrten von diesen Besichtigungen, bei denen wir den stillen Frieden der Dörfer und Städtchen der Bergstraße durch fröhliche Lieder unterbrachen! Dann der Besuch in Rüsselsheim, bei unserm Lehrer der Ethik, dem heute so bekannten religiös-sozialistischen Pfarrer D. Fuchs und seiner jungen Frau; und nicht zuletzt die gemütlichen Abende, wenn Pfarrer D. Guyot Zeit für uns hatte – oder machte – und wie ein Vater unter uns saß. Wie viele Opfer an Zeit und Kraft hat er nicht dem Verein und dem Seminar vor allem gebracht. Aber auch die Lehrer alle, wie stellten sie sich selbstlos und voll warmen Interesses in den Dienst des Werkes! Wie war diese Zeit des ersten Eifers und der ersten Liebe doch schön, trotz aller äußeren und inneren Schwierigkeiten, und wie hat sie uns verbunden. Das empfinden die Schwestern, die aus jener Zeit noch in der Arbeit stehen, gewiß ebenso lebhaft wie ich.

Dann kam der große Schlag, der uns den Leiter nahm, dessen Gesundheit uns schon lange Sorge machte. Es ist ein starker Beweis für die Lebenskraft seiner Gedanken und seines Werkes, dass weder sein Heimgang noch die schwere Kriegs- und Nachkriegszeit es vernichten konnten. Die Gedanken, die uns

damals, bei der Gründung des Gemeindepflegeseminars, als Ziel vorschwebten, sind heute im wesentlichen unverändert Allgemeingut der evangelischen Kirche geworden, ja auch von katholischer Seite, und dort zwar sehr lebhaft, aufgenommen worden: nicht nur krankenpflegerisch ausgebildete, sondern auch sonst für die fürsorgliche Arbeit geschulte Frauen sollten als Helferinnen dem Pfarrer und der Gemeinde zur Verfügung stehen, das schien uns eine Notwendigkeit; – und wer fände diesen Gedanken heute noch kühn oder fremdartig? Wenn in den Städten die Gemeindehelferin heute vor allem wohlfahrtspflegerisch und jugendpflegerisch geschult sein muss, so wird es auf dem Land immer noch von größtem Nutzen sein, wenn sie auch eine gute Krankenpflegerin ist. Die staatlichen Bestimmungen für die Prüfungen der Wohlfahrtsschulen reden von Hauptfach A und B. Die kirchlich-religiöse Schulung wird bei der Schwesternschaft eines Diakonievereins ohne weiteres im Vordergrund stehen.

Wenn ich so rückblickend mir überlege, was wir wollten, und sinnend anschau, was ist, so glaube ich ein organisches Wachstum zu erkennen, und es will mir wie eine besonders freundliche Fügung Gottes erscheinen, dass der Sohn es ist, der damals noch nicht den Kinderschuhen entwachsen, heute das Werk des Vaters fortführen und ausbauen darf. Gott gebe auch weiterhin seinen Segen dazu.

Frau Oberin Emma Kropp schrieb 1931

Die erste Zeit in der Berufsausbildung und damit der Anfang der späteren Lebensarbeit wird wohl jedem am tiefsten im Gedächtnis eingepägt. Meine Tätigkeit begann in dem Freimaurerkrankenhaus zu Hamburg. Dort hatte sich bis zum Jahr 1910 eine Krankenpflegeschule mit geordneter guter Ausbildung

entwickelt, und wir Schwestern konnten viel aus der praktischen Anleitung und dem Unterricht von Herrn Professor Grisson mit hinausnehmen ins Leben. Die Krise, in die unser Diakonieverein während dieser Zeit in Darmstadt geriet, blieb uns in Hamburg fremd, wie überhaupt die Ziele des Diakonievereins für uns junge Schwestern doch dort nicht klar zu erkennen waren. Dafür kam aber dann die Zeit in unserem Seminar in den kleinen bescheidenen, uns aber so lieb gewordenen Räumen in der Herderstraße 10. Dort durften wir uns nun einleben in den Geist des Diakonievereins. Das Seminarjahr, mit alledem, was es uns an innerem Erleben und Erlernen brachte, wurde dann ein Führer für uns Schwestern in unserer Arbeit, an das wir alle wohl dankbaren Herzens zurückdenken. Ruhige Zeiten der Entwicklung waren es nun, die der Diakonieverein unter der Führung unseres Vereinsgeistlichen, Herrn Pfarrer Schneider, erleben durfte. Unsere Gemeindepflegeschule und auch die Arbeit auf den anderen Arbeitsfeldern war in vollem Blühen und guter Vorwärtsentwicklung. Die Zeit des Wiederanfangs der Gemeindepflegeschule im Jahr 1926 und dann der Eröffnung der Wohlfahrts- und Pfarrgehilfennenschule ließ diese alten Zeiten lebhaft wieder aufwachen. Diese gute Entwicklung wurde jäh unterbrochen durch den Ausbruch des Krieges. Durch ein Abkommen mit dem Roten Kreuz war auch der Diakonieverein verpflichtet, eine Anzahl seiner Schwestern im Kriegsfall für den Lazarettendienst zur Verfügung zu stellen. So zogen im September 1914 nach einigen Wochen des Wartens und müßigen Herumsitzens 20 Schwestern des Diakonievereins (alle Seminar- und Reserveschwestern und sonstige Schwestern, die irgend frei gemacht werden konnten) hinaus zur Kriegskrankenpflege. Sie wurden den Lazaretten im Elsass zugeteilt.

Oberschwester Marie Zorn hatte die Führung dieser Schwestern, und Oberschwester Toni Ohnacker übernahm dafür einstweilen die Leitung des Landeskrankenhauses zu Hanau. So wurde unser Seminar leer und verwaist und konnte erst wieder am 1. November 1915, nachdem man auch trotz des Krieges wieder in geordnetere Verhältnisse zurückgefunden hatte, besetzt werden. Aber die alte Höhe des früheren Betriebs konnte durch den Krieg vorerst nicht erreicht werden. Inzwischen hatte auch unser Verein seinen Vereinsgeistlichen gewechselt, Herr Pfarrer Schneider war zu unserem großen Bedauern gegangen, und erst nach einem halben Jahr wurde die Leitung von Herrn Pfarrer Hechler übernommen. Es ist eine Tragik gewesen in der Entwicklung unseres Vereins, dass wir durch den öfteren Wechsel der Vereinsgeistlichen, der wohl durch den ganzen Aufbau der Organisation und der Verhältnisse bedingt war, immer wieder von neuem zurückgeworfen wurden. Denn jeder Wechsel kostet ein neues Einleben, das in einem solchen komplizierten Aufbau, wie dem des Diakonievereins, sehr schwer ist und wo jeder Neuhinzugekommene wieder seine eigenen Erfahrungen sammeln muss, bis er wirklich zum Segen der Arbeit wirken kann. Herr Pfarrer Hechler steuerte nun unser Schifflein noch vollends durch die Kriegsjahre hindurch. Es war keine leichte Zeit, da unsere Arbeit nun schon vielseitiger und mannigfaltiger geworden war und die Ungunst der damaligen Zeit schon sehr spürbar wurde. Doch durfte Herr Konsistorialrat Noack die Arbeit schon übernehmen in einem eigenen Heim, das uns durch den Ankauf eines Hauses in der Martinstraße 79 geschenkt wurde. Die Nachkriegszeit brachte uns sehr große unvorhergesehene Schwierigkeiten, von denen uns die folgenden Berichte erzählen. Aber ein Stamm von alten

Schwestern, die mit Treue und Hingabe in der Arbeit des Vereins standen, war uns doch geblieben, und sie durften durch die langen Jahre hindurch mithelfen, dass wir frohen und dankbaren Herzens jetzt das 25jährige Bestehen des Vereins feiern dürfen. Viele Menschen sind in dieser Zeit durch den Diakonieverein hindurchgegangen, und viel gute Arbeit wurde von ihnen geleistet, wenn es auch manchmal nur ganz kleine Bausteine waren, die die Einzelnen hinzutragen konnten zu dem Gesamtwerk des Diakonievereins. Doch konnte es nur gelingen, weil seine Mitarbeiter sich führen ließen von einer höheren Kraft. Dieser wollen wir uns auch für die Zukunft anvertrauen, damit die Arbeit des Diakonievereins auch weiterhin zum Segen werden könne für Volk und Kirche. „Denn wo der Herr nicht das Haus baut, arbeiten umsonst die daran bauen.“

Oberin Martha Zimmer – Hanau a. M. schrieb 1931

Allen, mit denen ich mich verbunden weiß in der Sache unseres Diakonievereins, entbiete ich zu seinem Ehrentag einen herzlichen Gruß!

Wie einzelne Glieder einer langen Kette, so ziehen die vielen Namen an mir vorüber von allen den Schwestern, die einmal längere oder kürzere Zeit das Arbeitsfeld mit mir teilten. Sei es in den ersten vier Jahren in Darmstadt im Städtischen Krankenhaus, oder in den nächsten 6 Jahren in Nordhausen im Städtischen Krankenhaus, oder seit 1918 hier in Hanau.

Wollte ich die Kette zerlegen und einzelne Glieder, d. h. einzelne Schwestern, herausnehmen und berichten über unser gemeinsames Arbeiten und Ergehen miteinander, so wäre schier kein Ende im Erzählen zu finden. Ich schließe darum lieber die Kette zu einem Kreis und möchte von dem Ganzen sagen:

Es war ein mannigfaltiges und reiches Erleben an den verschiedenen Arbeitsstätten mit den verschiedenen Schwestern. Reiche Arbeitszeit und ruhige Feierstunden, Zeiten des Leids, der Not und des Kampfes und dann auch wieder der Freude und Befriedigung und guten Fortgangs so mancher Arbeit.

Heute wollen wir Gott danken für trübe und sonnige Zeiten, möchten sie letztthin alle für den Diakonieverein segensreich gewesen sein. Wir wollen Gott danken, dass er uns in unsere Arbeit gestellt hat, und ihn bitten, dass er uns immer treuere Mitarbeiter werden lasse an der Sache des Diakonievereins zur Ehre Gottes!

Konsistorialrat Noack schrieb 1931

Der Oktober 1919 bildet im Leben und in der Entwicklung des Diakonievereins einen wichtigen Abschnitt: das Diakonieseminar siedelte in das eigene Haus, Martinstraße 79, über. Dieser Wechsel wurde sehr wohltuend empfunden. Das Erdgeschoß blieb vermietet, die Räume des ersten und zweiten Stockes sowie die Mansarden dienten der Erweiterung der Arbeit, auch boten sie den Schwestern für Urlaubs- und Krankheitszeiten schätzenswerten Aufenthalt. Die Jahresversammlungen mussten freilich noch wie seither in dem gastlich überlassenen Saale des Landeskirchenamtes und der Paulusgemeinde gehalten werden. Auch das Büro musste noch in der Wohnung des Vereinsgeistlichen verbleiben, dem ein Teil des Mietshauses in der Herderstraße als Dienstwohnung zugewiesen wurde. Mit dem 1. Oktober 1919 war in dies Amt Konsistorialrat L. Noack berufen worden. Er führte die Verwaltung, das Gemeindegemeinschafts- und die Schwesternpflege zusammen mit der Seminaroberschwester und den Krankenhausleiterinnen sowie den geschätzten Lehrkräften nach den bewährten alten Grundsätzen wei-

ter. Die Überleitung aus den schweren Kriegsverhältnissen in den Friedensbetrieb vollzog sich dank der Bereitschaft der Schwestern sowie der Umsicht und Tatkraft der Oberschwwestern sowohl in dem Gemeindepflegeseminar wie in den Krankenhäusern ohne besondere Schwierigkeiten. Auch die Gemeinden empfangen dankbar ihre Schwestern zurück, wenn auch die Aufbringung der Mittel vielfach schwierig wurde. Ernstliche Schwierigkeiten traten jedoch demnächst in der Inflationszeit ein. Der Verkehr mit dem Rechner wurde schließlich durch die Paßsperre unmöglich, und die fortgehende Entwertung der Mark brachte die Verwaltung fast an den Rand des Zusammenbruchs; ein schmerzliches Gefühl, als die letzten Bankbücher zu Makulatur wurden. Vor dem Untergang rettete uns im Herbst 1923 nur noch die vom Oberkonsistorium genehmigte Nothilfe: treulich sammelten die Freunde unseres Hauses in Oberhessen und Starkenburg Getreide, Kartoffeln, Mehl usf. Dies kostbare Gut setzten wir abschnittsweise je nach Bedarf in Geldscheine um. Nicht vergessen soll werden die Hilfe amerikanischer Freunde. So konnten wir gottlob das Schiffelein des Diakonievereins durch den Sturm des allgemeinen Zusammenbruchs hindurchretten. Als die Inflation zu Ende war, sah sich der Vereinsgeistliche infolge seiner durch Operation und Grippe geschwächten Gesundheit gezwungen, sein Amt niederzulegen.

Pfarrer Lic. Waas zu Gießen schrieb 1931

Aus der Entwicklung des Hessischen Diakonievereins in der Zeit nach 1918:

Als ich am Ende des Krieges von Waldmichelbach im Odenwald nach Ober-Ramstadt bei Darmstadt versetzt worden war, erging die Aufforderung an mich, im Vorstand des

Hessischen Diakonievereins mitzuarbeiten. Ich folgte dieser Aufforderung mit großer Freude, stand ich doch bereits von Waldmichelbach her, wo seit Jahren Diakonieschwestern arbeiteten, in enger Beziehung zum Verein, und hatten wir es doch gerade in Waldmichelbach erfahren, welch eine große Wohltat es war, nach Zeiten der größten Schwesternnöte endlich einmal geordnete Verhältnisse zu bekommen, endlich einmal nicht mit freien Schwestern arbeiten zu müssen, sondern Halt an einem Schwesternverband zu haben.

Die Nachkriegszeit stellte den Diakonieverein ja sofort vor schwere Aufgaben. Die Schwestern aus den Feldlazaretten waren heimgekehrt, aber die Hoffnung, dass dadurch eine Entlastung einträte, erfüllte sich nicht. Es ergaben sich sofort neue Aufgaben, und die Arbeit wurde besonders auch dadurch erschwert, dass die Ausbildungsstätten, Hanau, Nordhausen und Hamburg, räumlich so weit auseinanderlagen und dass eine gegenseitige Fühlungnahme des Vereinsgeistlichen mit den Schwestern, zumal in den Zeiten der Reiseschwierigkeiten nach dem Krieg, fast nicht möglich war. Und wie notwendig wäre gerade für jene Zeit eine größere Zentralisation gewesen! Da erkannte man so recht die Bedeutung des Gemeindepflegeseminars in Darmstadt. Einen großen Fortschritt in dieser Beziehung bedeutete die Erwerbung des Hauses Martinstraße 79, das im Oktober 1919 bezogen wurde und bis 1925 dem Diakonieverein gedient hat. Man brauchte jetzt doch nicht mehr im gemieteten Heim zu hausen, wenn auch von vornherein klar war, dass mit dem Erwerb dieses Hauses eine endgültige Lösung nicht geschaffen sein konnte!

Die schwierigen Verhältnisse der Nachkriegszeit nötigten dazu, auch in der Organisation des Vereins allerhand Änderungen und

Vereinfachungen vorzunehmen. So erwies es sich als störend und hinderlich, dass nach den ursprünglichen Satzungen alle Kleinigkeiten einem Vorstand von 8–10 Mitgliedern vorgelegt werden mussten und dass vor allem der Vereinsgeistliche dem Vorstand gegenüber ziemlich unselbständig war. Das ist aus der Entstehung des Vereins zu begreifen, bei zunehmender Organisation aber ergab sich die zwingende Notwendigkeit, den Vorstand zu verkleinern, dem Vereinsgeistlichen größere Selbständigkeit zu gewähren und die Oberschwester des Seminars an maßgebender Stelle an der Leitung des Vereins zu beteiligen. So bestimmten die Satzungen von 1921, dass dem Vorstand künftig außer dem Vorsitzenden nur der Vereinsgeistliche und die Oberschwester des Seminars, jetzt „Oberin“, anzugehören habe. Alle laufenden Geschäfte erledigt der Vorstand; ihm steht der Verwaltungsausschuß zur Seite, der etwa aus 20 Mitgliedern besteht und ungefähr alle Vierteljahr einmal zusammentritt.

Hatte man darauf gehofft, dass der Schwesternmangel, unter dem die Arbeit des Diakonievereins nach dem Kriege litt, sich ausgleichen werde, so erwies sich diese Hoffnung als trügerisch. Wie alle anderen Schwesternverbände, so hatte auch der Diakonieverein jahrelang aufs schwerste unter diesem Mangel zu leiden. Obwohl von Seiten des Vorstandes alles getan wurde, um die materielle Lage der Schwestern sicherzustellen und um durch Ausgestaltung der Schwesterngemeinschaft den Schwestern einen inneren und äußeren Halt zu bieten, blieb doch die Zahl der Neuanmeldungen weit hinter dem Bedarf zurück. Und was das Schlimmste war: gerade solche Persönlichkeiten, die für den Schwesternberuf geeignet gewesen wären, blieben weg, und viele von denen, die sich meldeten, erkannten gar bald, dass sie doch den Anforde-

rungen des Schwesternberufes weder innerlich noch äußerlich gewachsen waren, so dass sie dem Verein bald wieder den Rücken wandten. Von allen Seiten kamen Anfragen an uns, aber wir mussten sie fast alle ablehnen, nicht nur aus Mangel an Schwestern überhaupt, sondern vor allem aus Mangel an geeigneten Schwestern. So sahen wir uns genötigt, manche Arbeit aufzugeben. Der Schwesternmangel der Nachkriegszeit war wohl die schwerste Krisis, die der Verein seit seinem Bestehen durchzumachen hatte. Wir wollen dankbar sein, dass sie jetzt, wie wir hoffen, endgültig überwunden ist und dass wir seit einigen Jahren eine deutliche Aufwärtsentwicklung beobachten können.

Die finanzielle Lage hat sich nach der Inflation günstig entwickelt. Gewiß hat uns die Inflation große Verluste gebracht, vor allem gingen die mühsam gesammelten Gelder der Schwestern-Alterskasse vollständig verloren. Doch ist es gelungen, die Altersklasse später wieder auf einen günstigen Stand zu stellen, so dass sie jetzt nach dem Urteil von Sachverständigen unbedingt gesichert dasteht. Die stets fortschreitende Entwertung des Geldes und auch die Unsicherheit der Verhältnisse nach der Inflation machten oft langwierige Verhandlungen mit den Stationsvorständen nötig.

In der Besetzung der leitenden Stellen im Verein brachte die Nachkriegszeit mancherlei Änderungen. Der langjährige Vorsitzende und Mitbegründer, Dekan Zaubitz in Bensheim, musste 1920 aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegen, das mir übertragen wurde. Auch der Rechner des Vereins, Pfarrer Scriba, Groß-Gerau, der seit 1906 das Rechneramt verwaltet hatte, musste in der Inflationszeit das Amt aufgeben. Es war auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand, dass die Geschäftsleitung des Vereins von der Rech-

nungsführung getrennt war, zumal da Groß-Gerau im besetzten Gebiet lag und ein Verkehr zwischen Groß-Gerau und Darmstadt dadurch außerordentlich erschwert war. Die Rechnungsführung wurde deshalb mit der Geschäftsstelle verbunden. Auch die Stelle des Vereinsgeistlichen musste neu besetzt werden. Herr Konsistorialrat Noack sah sich aus Gesundheitsrücksichten genötigt, sein Amt niederzulegen.

An die Stelle von Konsistorialrat Noack trat 1924 Pfarrer Guyot. Da das Haus Martinstraße 79 wohl ein schönes behagliches Heim war, aber doch keine Ausbaumöglichkeiten bot, wurde das Haus Freiligrathstraße 8 erworben, das völlig frei steht und durch Hinzukauf von umliegendem Gelände die Möglichkeit gab, Pläne auf weite Sicht hinaus zu machen. Im Herbst 1925 konnte das neue Heim bezogen werden, das besonders durch den großen Um- und Ausbau im Jahre 1927 zu einem wirklichen „Heimathaus“ für die Schwestern wurde.

Vor allem aber ist es als besonderer Fortschritt zu bezeichnen, dass alle Probeschwestern vor ihrem Eintritt in die Krankenpflegeschule eine Vorbereitungszeit im Heimathaus durchmachen müssen. Dadurch werden sie gleich in den Geist des Diakonievereins eingeführt, es wird dadurch eine engere Verbindung zwischen Darmstadt und den Krankenpflegeschulen hergestellt, und es ist die Möglichkeit geboten, das Verhältnis mit Schülerinnen, die sich als ungeeignet erweisen, schon während der Vorbereitungszeit zu lösen.

Immer mannigfaltiger wird die Arbeit, die von den Schwestern des Hessischen Diakonievereins verlangt wird: neben die Krankenpflege, in der unsere Schwestern in den Krankenhäusern zu Hanau und Nordhausen gründlich ausgebildet werden, tritt die Gemeindepflegearbeit, die Arbeit in Frauen- und

Mädchenvereinen, in der Kleinkinderpflege, in der kirchlichen Armen- und Wohlfahrtspflege. Es treten dazu mancherlei Arbeiten, die eine Schwester fast als „Pfarrgehilfin“ erscheinen lassen. Dazu ist aber eine gründliche Ausbildung in all diesen Arbeiten, verbunden mit einer vertiefenden und verinnerlichenden Einführung in die Grundlage all unseres Tuns, notwendig. Beides will die Gemeindepflegeschule vermitteln. Sie ist von jeher das Herzstück des ganzen Vereinslebens, und wir hoffen, dass sie es durch Verbindung mit der Wohlfahrtsschule noch in erhöhtem Maß geworden ist.

Durch meine Versetzung nach Gießen im Jahr 1929 war es mir leider nicht möglich, den Vorsitz im Hessischen Diakonieverein weiterzuführen. Wenn ich auf die Zeit, da ich im Diakonieverein mitarbeiten durfte, zurücksehe, so tue ich es mit dem Ausdruck herzlichen Danks und mit dem Wunsch, Gott der Herr möge auch weiterhin die Arbeit des Hessischen Diakonievereins segnen und fördern. Wir sehen mit frohem Vertrauen in die Zukunft. „Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich, und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern.“

Schwester Mathilde Burhofer schreibt im Jahr 2006:

Am 6. Jan. 1945 war der erste stärkere Angriff auf Hanau, danach wurde das Krankenhaus nach Langenselbold, Neuenhasslau und Hütten gesäß verlagert. Nur Notaufnahmen mit wenig Schwestern blieben in Hanau. Bei dem schweren Angriff am 19. März 1945 wurden die restlichen Häuser des Krankenhauses zerstört und die Schule in Langenselbold wurde als Krankenhaus eingerichtet 2 Säle mit 14 Betten belegt, der 3. Saal wurde in 3 Abteilungen aufgeteilt mit halbhohen Wänden. Im

ersten Teil wurden 3 Schwestern mit Feldbetten untergebracht, im zweiten Teil wurde die damalige leitende Schwester untergebracht und im dritten Teil noch 2 Schwestern, die dort wohnten. Der Bereich der leitenden Schwester war gleichzeitig Büro und Aufnahme der Patienten.

Im 1. Stock waren OP und Entbindung und ebenfalls Patienten nur durch halbhohe Wände getrennt. Im ganzen Haus gab es keine Klingelanlage und keine Toiletten. Später wurde in jedem Stockwerk eine Toilette notdürftig eingerichtet, die von Patienten und Personal benutzt werden mussten. Aus ausgebombten Altersheimen in Hanau wurden die alten Menschen auch hier untergebracht.

Am Anfang war noch kein Chirurg im Haus tätig so dass der Internist kleinere Operationen vornehmen musste. Das Verbandsmaterial wurde in Trommeln beim Bäcker „sterilisiert“; dabei wurde es oft braun, Gummihandschuhe zerfielen. Als die Amerikaner kamen wurden Betttücher aus den Fenstern gehängt als Zeichen der Aufgabe!

Wenn während einer Operation Komplikationen auftraten, wurden die Patienten nach Gelnhausen zur Vollendung der Operation gebracht. Ab 20 Uhr war Ausgangssperre und die Genehmigung zur Verlegung der Patienten musste erst eingeholt werden. Die Amerikaner übernahmen den Transport und eine Schwester musste mitfahren.

Die in Gelnhausen fertig versorgten Patienten hatten alle überlebt, trotz der Unterbrechung der Operation. Problematisch wurde es bei Verstorbenen, Särge waren Mangelware. Es kam vor, dass 2 Verstorbene in einen Sarg gelegt wurden.

Inzwischen wurde in Hanau das Krankenhaus wieder aufgebaut.

**Schwester Inge Hack und Schwester Hannelore Reinäcker schreiben im Jahr 2006:
1958 / 1960 Beginn unserer Ausbildung als Krankenschwester in Hanau.**

Tragen der Tracht war selbstverständlich (Länge des Kleides: 30 cm vom Erdboden) in der Dienstzeit. Das Kleid war grau mit weißer Schürze und einer speziellen Schülerinnenhaube.

Dienstzeit von 7.00 bis 13.00 Uhr, gemeinsames Mittagessen mit Oberin und Unterrichtsschwester und Mitschwestern, dann wieder Dienst von 16.00 bis 20.00 Uhr. In der Woche ein freier Tag und jeden 2. Sonntag frei.

Eine Schwester oder eine Schülerin hatte Dienst von 13.00 bis 16,00 Uhr und war alleine auf der Station.

Im 1. Ausbildungsjahr gab es einen Unterrichtstag, teilweise auch Unterricht in der Freizeit (14.00 bis 16.00 Uhr). Nachtwache als Schülerin alleine, 3 – 4 Wochen am Stück war keine Seltenheit. Oft musste man nach dem Nachtdienst morgens gleich zum Unterricht.

Die Schülerin hat im Schwesternwohnheim gewohnt mit Vollverpflegung, sie bekam ein Taschengeld von 25,— später 40,— DM im Monat.

Die Gemeinschaft untereinander und mit den examinieren Schwestern wurde sehr gepflegt: Weihnachtsfeier, Fasching, Examenfeier. Der Unterkurs musste die Examenfeier gestalten (Examenszeitung, Laienspiele ...). Zum Examen gab es die Schwesternhaube und ein schwarzes Kleid, das zu feierlichen Anlässen getragen wurde. Nach 2-jähriger Ausbildung wurde das Examen abgelegt, anschließend ein praktisches Jahr

bis zur staatlichen Anerkennung. In den 70er Jahren wurde das Tragen der Tracht immer seltener, es gab dann eine einheitliche Dienstkleidung.

Nach Auflösung des Gestellungsvertrages in Hanau 1967 verließ ein Teil der Schwestern Hanau, sie sollten im neuen Kreiskrankenhaus in Erbach (Odw.) arbeiten. Da das Haus sich noch im Rohbau befand mussten sie unter einfachen, schwierigen und primitiven Verhältnissen in den verstreuten Abteilungen des alten Krankenhauses arbeiten (bis 1968 Bad König – Chirurgie, Kirchbrombach – Neugeborene. Verbindung zum Bahnhof Zell eine Stunde zu laufen, es gab keine Busverbindung, Erbach – Innere und Chirurgie.

Während das neue Haus noch im Rohbau stand wurde als erstes die Krankenpflegeschule im 5.Stock eingerichtet und der Unterricht aufgenommen. Auch die Schülerinnen wohnten schon auf dieser Etage.

Es war nicht einfach, die geeigneten Dozenten für den Unterricht zu gewinnen. Kursbeginn im Frühjahr und im Herbst.

1970 wurde Erbach aufgegeben und ein Teil der Schwestern wurde in Darmstadt (Städt. Kliniken) und Lindenfels eingesetzt. In Lindenfels waren die Arbeitsverhältnisse auch noch sehr primitiv bis 1974 der Neubau des Luisenkrankenhauses eingerichtet werden konnte. Es gab keinen Aufzug im Haus, operierte Patienten mussten mit der Trage vom OP durch das Treppenhaus ins Krankenzimmer gebracht werden.

Dienstzimmer und Küche waren in einem Raum – das schmutzige Patientengeschirr musste dort gespült werden.

Im neuen Haus ging es endlich wieder aufwärts.

**Fusion mit dem Rheinisch-
Westfälischen Diakonieverein**

Schwesterschaft des HDV

RHEINISCH=WESTFÄLISCHER

DIAKONIE VEREIN

**FÜR EVANGELISCH-KIRCHLICHE
U. SOZIALE WOHLFAHRTSPFLEGE**

D I E N E T E I N A N D E R . 1 . P E T R . 4 V E R S 1 0



Erste Tracht für RhWD-Schwestern



KÖLN=LINDENTHAL SIELSDORFERSTR. 5-9

Die Fusion mit dem Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein und seiner Schwesternschaft

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein für evangelisch-kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege war 1908 durch Pfarrer Hugo Heim gegründet worden. Das Heimathaus der Schwesternschaft befand sich in der Sielsdorferstraße 5-9 in Köln-Lindenthal. Ebenso wie der Hessische Diakonieverein war auch die Gründung des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins durch Gedanken Friedrich Zimmers beeinflusst.

Prof. Dr. Friedrich Zimmer, 1855 – 1919, ein vielseitig gebildeter Theologe, hat sich vor allem der Ausbildung von Frauen für die Tätigkeit in Gemeinde- und Krankenpflege angenommen und durch die Gründung des Ev. Diakonievereins Berlin-Zehlendorf im Jahr 1894, die „Diakonie an Frauen durch Frauen“ geprägt. Die seit 1916 in der Zehlendorfer Konferenz zusammengeschlossenen Diakonischen Gemeinschaften gehen zu einem großen Teil auf seine Gedanken zurück.

Da der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein und der Hessische sich konzeptionell ähnlich waren, kam es seit 1939 (Protokoll vom 7.12.1938) zu einer engen Zusammenarbeit mit gemeinsamer Leitung, die 1969 zu einer völligen Verschmelzung führte. Die heute vom Hessischen Diakonieverein getra-



Heimathaus (Gartenseite) des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins in Köln-Lindenthal. Holzschnitt von Daniel Greiner (Jugendheim/Bergstraße)



Schwesternschaft des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins 24.5.1933 – Feier 25 Jahre Rheinisch-Westfälischer Diakonieverien in Köln-Lindenthal. Damals 117 Schwestern

gene Fachklinik Anna-Henrietten-Stift in Traben-Trarbach geht auf die Arbeit des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins zurück. 1986, zum 80-jährigen Jubiläum des Hessischen Diakonievereins, veröffentlichte Oberin i.R. Felicitas Hack eine Geschichte des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins, in der auch die zahlreichen Arbeitsstätten der Schwesternschaft verzeichnet sind.

Eine Besonderheit des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins bestand darin, dass er sich von 1908 bis 1918 nicht nur auf die Ausbildung von Schwestern in Köln konzentrierte, sondern auch in Wolf/Mosel (später in Traben) Männer zu Gemeindepflegern bzw. Diakonen ausbildete, die vor allem in der kirchlichen Jugendarbeit tätig wurden. Im Ersten Weltkrieg musste diese Ausbildungsarbeit beendet werden. Ferner ging die Initiative zur

Gründung der Zehlendorfer Konferenz bzw. des Zehlendorfer Verbandes 1916 vom Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein aus.

Heute sind die Schwesternschaften der früher getrennten Diakonievereine zusammengewachsen. Am Epiphaniastag treffen wir uns seit einigen Jahren in Köln-Dellbrück bei Schwester Rosemarie Schumacher, die über viele Jahre den Kontakt zu den alt gewordenen rheinischen Schwestern lebendig erhält. In dieser wichtigen Arbeit wird sie neuerdings von Schwester Ellen Schoch, die ebenfalls in Köln lebt, unterstützt. An dieser Stelle ein herzlicher Dank den beiden Schwestern für ihren großartigen Dienst für die Schwesterngemeinschaft.

Schwester Rosemarie Schumacher hat uns folgenden Bericht geschickt:

Die rheinisch-westfälische Schwesternschaft

Bericht von Schwester Rosemarie Schumacher



Schwester Rosemarie Schumacher, Köln-Dellbrück

Als ich als junge Schwester zum ersten Mal die Einladung zur Adventsfeier bei Schwester Änne Kohlstadt im Heimathaus der rhein. Schwestern in der Sielsdorfer Straße (Köln-Lindenthal) annahm, konnte ich nur staunen. In den unteren Räumen saßen auf kleinen Kindergartenstühlchen ca. 50 Schwestern, feierlich in dunkler Tracht mit Haubenschleier. Sie warteten auf den Beginn der Feier in den oberen Horträumen. Einige kannte ich schon aus meiner Praktikantinnenzeit bei Schw. Irmgard Tippel. Aber all die neuen Gesichter. Wie sollte ich mir die nur einprägen? Viele sah man ja wohl nur einmal im Jahr.

Ich bat Schw. Irmgard bei der Begrüßungsrunde vor mir her zu gehen und deutlich laut die Namen zu nennen. Man war erstaunt, wie viele ich schon mit Namen begrüßen konnte. In meinem Kopf brachten Namen und Gesichter aber ein schlimmes Chaos.

Es war der Anfang und ich ahnte damals nicht, wie viel und engen Kontakt ich in den kommenden Jahren zu den einzelnen Schwestern aufbauen würde.

Anny Rehm, mir bekannt als „Tante Anny“, die in unseren Verband gehörende Kindergartenante, verriet mir eines Tages, dass Schw. Änne Kohlstadt in den Ruhestand gehe und die Sielsdorfer Straße dann in andere Hände übergehe.

Wo sollten die Schwestern sich treffen? Ich besprach diese Angelegenheit mit meinem damaligen Gemeindepfarrer Helmut Kühne. Sehr bald hatte ich Antwort: Er hatte mit dem Presbyterium beschlossen, uns den großen Saal in unserem Dellbrücker Gemeindehaus immer am Samstag vor dem 1. Advent zur Verfügung zu stellen, auf jeden Fall so lange ich in Dellbrück Dienst tue. Nun hatten wir eine neue Bleibe und konnten ab 1969 im Advent nach Dellbrück einladen. Aus Darmstadt kam jeweils der Vorstand – also Pfarrer und Oberin.

Und mir halfen Irmgard Tippel, Else Billing, Anny Rehm und Elfriede Pfeiffer beim Vorbereiten. Schon beim ersten Mal fühlten sich unsere Schwestern in Dellbrück wohl und kamen in großen Scharen.

Im Laufe der Zeit wurde die Zahl – durch Krankheit und Tod – kleiner, aber alle freuten sich Jahr um Jahr auf dieses Treffen.

Nun sind wir wirklich nur noch ein kleines Häufchen und haben das Treffen – in meiner Wohnung – auf den 6.1. verlegt.

Dann ist der Stress der Vorweihnachtszeit vorbei und man kann die Stunden recht ge-



Schwesterschaft des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins im Garten des Heimathauses, Sielsdorferstr. 5-9 in Köln-Lindenthal. (30-iger Jahre).

nießen. Wir freuen uns und sind dankbar, dass Herr Pfarrer und Frau Oberin auch Zeit und Kraft nicht scheuen und mit dabei sind.

Unsere Schwestern waren ja im ganzen rheinischen Raum verstreut und man traf sich nur im Advent. Aber da kamen ja auch nicht alle, die man einlud. Der Wunsch einmal mehr Zeit füreinander zu haben, wurde immer wieder geäußert. So kamen einige unserer Gemeindegewestern auf die Idee, für ein Wochenende in ihre Gemeinde einzuladen.

Tatkünftig machte Ella Gerhard den Anfang und holte uns nach Traben-Trarbach. In großer Zahl kamen wir und wurden in Privatquartieren aufgenommen. Es war ein beglückendes Wochenende. Alle waren begeistert. Im Jahr danach holte uns Else Ruhr an den Niederrhein nach Elten. Und darauf folgte die Fahrt nach Alsdorf, wo Helene Sülberg,

Erna Gehring und Trude Fiedler uns beherbergten.

Im folgenden Jahr konnten wir uns in Bergisch Gladbach in einem noch freien Schwesternwohnheim des Ev. Krankenhauses, durch Else Billings Vermittlung treffen. 1974 kam die Einladung von Herrn Pfarrer Orth nach Darmstadt. Das neu gebaute Altenzentrum war noch nicht belegt und wir konnten die Zimmer der Pflegestation einnehmen. Das war der Clou! Neugierig, wie Gemeindegewestern nun so sind, wurden alle Knöpfe ausprobiert und manch eine musste im Sitzen übernachten, weil sie den Knopf nicht richtig betätigte, der das Bett wieder in die normale Lage brachte. Herr Pfarrer Orth überlegte mit uns zusammen, ob wir uns nicht für mehrere Tage treffen könnten – von montags bis freitags. Da inzwischen schon viele im Ruhestand lebten, war es kein Problem.

Nur – wo sollten wir hin? Ich schlug das Freizeitheim der Kölner Synode in Überdorf im Bergischen Land vor. Dort war man gleich bereit uns aufzunehmen, und so begannen die jährlichen Freizeiten ab 1975. Auf meiner Adressenliste standen immer noch Schwesternnamen denen ich kein Gesicht zumessen konnte. Sie hatten den Kontakt zur Schwesternschaft verloren.

Wie sollte man sie gewinnen? Ich schrieb regelmäßig zu den Feiertagen und zum Geburtstag einen persönlichen Gruß, schickte die Einladungen zur Freizeit und hoffte auf mehr Reaktion als nur ein Dankeschön. Mit der Zeit baute sich eine Verbindung auf – und eine Zusage kam. Eine erste Begegnung, ein Herantasten und dann die freudige Erkenntnis. Hier erwartet man mich – und der Bann war gebrochen.

Zu unseren Freizeiten fuhren wir mit dem Bus, in den ich in Dellbrück schon viel Material z.B. Diaprojektor, Liederbücher, Spiele, Bastelmaterial und kleine Geschenke verstaut hatte, zum Treffpunkt Kölner Hbf. Von weitem leuchteten schon die weißen Schwesternhauben. Nach freudiger Begrüßung ging's los und die durcheinander schwirrenden Stimmen erfüllten den Bus. Man hatte sich doch so viel zu erzählen und oft 1/2 Jahr nicht gesehen. In Überdorf eilte jeder in sein Zimmer, denn ich verteilte sie in jedem Jahr gleich – so fühlte man sich sofort heimisch.

In der Begrüßungsrunde (inzwischen war auch das Darmstädter Auto angekommen) erzählte jeder, was er Wichtiges erlebt hatte und brachte Grüße der verhinderten oder erkrankten Schwestern mit.

Bei allen Freizeiten gab es bestimmte Programmpunkte: Morgen- und Abendandachten in der kleinen Kapelle, von einem kleinen Kreis vorbereitet und gehalten. Die Glocke, von Else Billing betreut, rief uns zusammen

und mancher durfte sie auch einmal mit dem Seil läuten. So wussten die Dorfbewohner: Die Schwestern sind da. An der Orgel saß Grete Leibold und begleitete mit viel Können die Lieder.

Vormittags stand die Bibelarbeit an unter lebhafter Beteiligung der Schwestern.

Nachmittags besprachen wir Themen aus der Schwesternschaft oder folgten einem Reisebericht, Vorbereitungen in Form von Überraschungen für den festlichen Abend mussten getätigt werden. Zwischen all diesen Dingen wurde viel gesungen, manchmal auch als Wunschkonzert.

In jeder Freizeit gab es eine Fahrt ins Blaue, z.B. zum Altenberger Dom wo uns der Organist die neue Orgel vorstellte, eine Planwagenfahrt, Rundfahrt auf dem Biggensee, Schloss Homburg, zur Keramikfabrik ins Kanenbäcker Ländchen und natürlich nach Dieringhausen zum Grab von Pfarrer Fuckel, dem Leiter der Rhein.-Westf. Schwesternschaft.

Höhepunkt war immer der festliche Abend mit einem besonderen Abendessen an hübsch gedeckten Tischen. Mittelpunkt des Abends waren besondere Geburtstage und Jubiläen, z.B. Pfarrer Orth's Silberhochzeit. Aber auch Verabschiedungen der Pfarrer und Oberinnen.

Die Zeit rannte uns davon. Am letzten Vormittag vereinte uns ein Abendmahls-Gottesdienst in der uns so lieb gewordenen Kapelle.

Beim Abschied fragten sich alle: Ob ich im nächsten Jahr noch dabei sein darf? Wer wird unter uns fehlen?



1986 Freizeit in Überdorf (Oberbergischer Kreis). Vorne v.l.n.r. Sr. Rosemarie Schumacher, Oberin Sigrid Albert.

20 Jahre Schwesternfreizeit!

Ich denke gerne daran zurück und die noch lebenden Teilnehmer bestimmt auch.

Nötig wurden Besuche bei kranken Schwestern und so machte ich mich, zusammen mit Else Billing (sie hatte ja ein Auto) auf Tour. Es wurden im Laufe der Jahre viele, viele Besuche.

Ein kleiner Schwesternkreis begleitete immer Herrn Pfarrer und Frau Oberin bei den Beerdigungen.

Es hat viel Zeit und Kraft gekostet, dies alles, die längste Zeit neben dem Dienst, zu schaffen. Aber ich kann dankbar zurück blicken auf freundschaftliche Verbindung zu jeder Schwester die ich begleiten konnte und noch begleite; es waren über 75.

Schwesterngemeinschaft, wenn man sie pflegt, beinhaltet viel Reichtum.

Schwester Rosemarie Schumacher

Die Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins

Zur Schwesternschaft gehören heute ca. 500 Frauen und Männer, die zum größten Teil in den Krankenhäusern und Altenpflegeheimen des Trägers arbeiten. Ca. 25 % befinden sich im Ruhestand, ca. 80 sind im so genannten Eigenvertrag, arbeiten also in Einrichtungen anderer Träger im direkten Anstellungsverhältnis dort. Schwestern, die der HDV im Gestellungsvertrag an andere Rechtsträger gestellt, gibt es nur noch wenige bei der Diakoniestation in Messel. Während Ausbildung und Gestellung von Schwestern am Anfang der Vereinsgeschichte die Hauptsache war, ist heute die Schwesternschaft vor allem die diakonische Kerngruppe unter den Mitarbeitenden in unseren Einrichtungen. Die Zugänge kommen nicht mehr ausschließlich über die Ausbildung in unserer Krankenpflegeschule, sondern auch durch Eintritt von Mitarbeitenden, die in anderen Einrichtungen ausgebildet wurden. Deshalb spielt die diakonische Fort- und Weiterbildung des HDV eine wichtige Rolle für die Prägung der Schwesternschaft.

Das Konzept für die Schwesternschaft war anfänglich durch Friedrich Zimmer, den Gründer des Evangelischen Diakonievereins Berlin-Zehlendorf, beeinflusst, hatte aber schon bewusst Besonderheiten. Zwar verstand man sich gemeinsam als alternatives Angebot von evangelischen Schwesternschaften im Unterschied zu den Diakonissengemeinschaften im Kaiserswerther Verband, während aber die Gründung Zimmers auf „gebildete Frauen“ bezogen war, ermöglichte der HDV von Anfang an durch ein mehrstufiges Ausbildungsangebot einer breiteren Gruppe von Frauen den Zugang zum Schwesternberuf.

Im Unterschied zur „Diakonisse“ war für die „Diakonieschwester“ des HDV ein hohes Maß von Selbständigkeit von Beginn an Konzept. Ein auskömmliches Gehalt und auch schon früh die Möglichkeit zu heiraten und als verheiratete Frau Diakonieschwester zu bleiben, verdeutlichen dies. Weitere Öffnungen der Schwesternschaft kamen im Laufe ihrer Geschichte hinzu: Ab 1949 wurden auch katholische Frauen in die Schwesternschaft aufgenommen und ab 1975 auch Männer. Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein, der mit dem Hessischen ab 1939 fusionierte, hatte übrigens schon von 1908 bis 1918 auch eine Diakonenausbildung für Männer in Wolf und Traben-Trarbach.

Im Jahr 2004 wurde der Zugang zur Schwesternschaft auch Berufsgruppen außerhalb des Pflegeberufs eröffnet. In der Schwesternordnung heißt es nun: „Mitglied in der Schwesternschaft können Männer und Frauen werden, die im Bereich des Gesundheits- und Sozialwesens tätig sind.“

Die Normalität des Lebens hat sich in den vergangenen 40 Jahren für unsere Diakonieschwestern deutlich geändert. Sie besteht nicht mehr in der Einheitlichkeit, sondern in einer Pluralität der Lebensformen und Lebensgestaltung. Während es bis etwa 1970 selbstverständlich war, dass von allen Angehörigen der Schwesternschaft die Schwesterntracht getragen wurde, so ist heute als äußeres Zeichen der Zugehörigkeit die Schwesternschaftsbrosche geblieben. Auf dem Umschlag dieser Festschrift sind die Broschen zu sehen: Die obere für die ersten 10 Jahre und die von dem bekannten Jugendstilarchitekten Friedrich Pützer entworfene Brosche in der Mitte für die weitere Zeit. Diese Hauptbrosche zeigt in der Mitte eine silberne Lutherrose auf einem gleichseitigen schwarzen Kreuz, umgeben von einem rotgeränderten silbernen

Kreis. Dieses Symbol ist auch zum Emblem des Hessischen Diakonievereins und der HDV gGmbH geworden. Nach einer 25-jährigen Zugehörigkeit zur Schwesternschaft wird das silberne Umhängekreuz verliehen, welches unter den beiden Broschen zu sehen ist.

Die Schwesternschaft hat sich eine Ordnung gegeben, die ihre Arbeit strukturiert. Sie hat Leitgedanken verabschiedet, denen sich die Schwesternschaft insgesamt und ihre einzelnen Mitglieder verpflichtet fühlen, die sie mit vielen diakonischen Gemeinschaften verbinden.

Wesentliche Organe der Schwesternschaft sind die Schwesternschaftsgruppen in den verschiedenen Arbeitsstätten, deren Vertretungen im Schwesternrat zusammengefasst sind. Der Schwesternrat berät und begleitet die Arbeit des Vorstandes und der Schwesternschaftsgruppen. Der Vorstand der Schwesternschaft besteht aus dem Vorstandspfarrer und der Vorstandsoberin des HDV. Der Vorstand der Schwesternschaft führt die Geschäfte der Schwesternschaft.

Organisatorisch verbunden ist die Schwesternschaft über den HDV mit dem Diakonischen Werk der Ev. Kirche in Hessen und Nassau und damit auch dem Diakonischen Werk der Ev. Kirche in Deutschland. Ferner ist die Schwesternschaft über den Zehlendorfer Verband in der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Schwesternschaften (ADS) organisiert. Innerhalb diakonischer Gemeinschaften gehört die Schwesternschaft des HDV zum „Zehlendorfer Verband für Ev. Diakonie“. Der Zehlendorfer Verband ist neben dem Kaiserswerther Verband, dem Verband der Gemeinschaftsmutterhäuser und der Vereinigung Ev. Diakone und Diakoninnen einer der großen Verbände diakonischer Gemeinschaften. In jüngster Zeit gibt es verstärkt Bemühungen, die Interessen der diakonischen Gemeinschaften

gemeinsam in den verschiedenen kirchlichen und außerkirchlichen Gremien wahrzunehmen. Über den deutschen Bereich hinausgehend gehört die Schwesternschaft des HDV zur „DIAKONIA“, dem Weltverband von Schwesternschaften und diakonischen Gemeinschaften, an dessen Konferenzen regelmäßig Angehörige unserer Schwesternschaft teilnehmen.



Sr. Margrid Gonnermann (links vorne) bei einer DIAKONIA-Tagung 1996

Der Leitgedanke der Schwesternschaft und die Präambel der Satzung des HDV machen die diakonisch-theologische Orientierung der Schwesternschaft deutlich, für die hier stellvertretend ein Satz aus der Präambel die Richtung angibt:

„Der Hessische Diakonieverein mit seiner Schwesternschaft versteht sich als Einrichtung, die sich für die Zusammengehörigkeit von Verkündigung und tätiger Liebe einsetzt. Er will der prägenden Kraft christlicher Nächstenliebe ein Arbeitsfeld in der Gesellschaft geben.“

Beruflich praktizierte Nächstenliebe etwa im Pflegeberuf gewinnt seine Wertschätzung auf dem Hintergrund der christlichen Theologie. Pflege wird in diesem Licht nicht nur einfach als Serviceleistung gesehen, sondern als eine Tätigkeit, die sich als Sakrament verste-

hen lässt. Martin Luther hat bekanntlich die Sakramente, insbesondere das Abendmahl, als Gestalt des Wortes Gottes beschrieben. Analog lässt sich – in Aufnahme einer Wendung der Brüder von Taizé – vom „Sakrament des Nächsten“ sprechen. Vornehmlich im Wort, aber auch im Abendmahl und nach Mt. 25 im hilfsbedürftigen Geringsten, begegnet uns Jesus Christus direkt. Diakonisches Handeln, das Handeln an den Hilfsbedürftigen, hat sakramentale Würde und deshalb in der kirchlichen Beurteilung einen nicht zu überbietenden Wert. Luthers Beschreibung, dass „in, mit und unter“ Hostie und Wein der Leib und das Blut Christi gegenwärtig ist, lässt sich auch für ein profiliertes Verständnis diakonischen Handelns entfalten: „In, mit und unter“ pflegender und helfender Tätigkeit entsteht diakonisches Handeln, wenn es unter der Voraussetzung des Wortes Gottes geschieht, d.h. wenn es von einer Kommunikation begleitet ist, deren Prägung im biblischen Auftrag begründet ist. Spezifisch diakonisch-theologische Fort- und Weiterbildung ist deshalb für die Schwesternschaft konstitutiv, damit die Handelnden kommunikativ befähigt sind, ihre Arbeit trägergerecht zu vertreten und zu begleiten.

Schwesterlich verankerte kommunikative Kompetenz entspricht im Übrigen der Qualitätslogik personnaher Dienstleistungen, die sich von Produktivitätskennziffern in der Industrie grundsätzlich unterscheidet. Friedrich Hengsbach formuliert in diesem Sinne aufschlussreich: „Ärztliche, pflegerische, therapeutische Dienste können nicht gespeichert werden, sie werden zur selben Zeit bereitgestellt und in Anspruch genommen. Sie gelingen nicht ohne die Kooperation derer, die sie anbieten, mit denen, die sie in Empfang nehmen. Die Kooperation ist kommunikativ und in der Regel verständigungs-

orientiert.“ Die diakonische Qualität schwesterlich-handelnden ist ohne kommunikationsorientierte Weiterbildung, ohne diakonische Personalentwicklung nicht zu sichern.

1956 hat der Sohn des Gründers, Pfarrer Paul Daniel Guyot, der mehr als vier Jahrzehnte dem Hessischen Diakonieverein vorstand, den theologischen Hintergrund der Schwesternschaft folgendermaßen formuliert:

Unser Wahlspruch (1. Kor. 12,4 f.)

*Es sind mancherlei Gaben;
aber es ist ein Geist.
Und es sind mancherlei Ämter;
aber es ist ein Herr.
Und es sind mancherlei Kräfte;
aber es ist ein Gott, der da wirket,
alles in allen.*

Mit diesen Worten stellt der Diakonieverein seine Schwestern und Mitarbeiter bewusst hinein in die lebendige Gemeinde Christi in dieser Welt. Zwei Dinge sind es, die damit zum Ausdruck gebracht werden.

Wir bejahen ausdrücklich die Mannigfaltigkeit der Gaben, Ämter und Kräfte in der großen Gemeinde Gottes. Das heißt, dass wir Gott anerkennen in allen seinen Geschöpfen, so vielfältig und verschiedenartig diese Gestaltungen, die er geschaffen hat, auch sein mögen.

Zugleich aber bejahen wir die alle Mannigfaltigkeit umfassende Einheit. Diese Einheit ergibt sich aus dem Gehorsam gegenüber dem Herrn Christus, dem Walten des Heiligen Geistes und der Anbetung Gottes.

Luther hat dem Beruf als solchem eine neue sittlich-religiöse Bedeutung gegeben. Der Beruf ist der Ort, an dem der Mensch seine ihm von Gott gegebene Pflicht zu erfüllen hat. Ich soll wissen, dass überall, wo ich bin,

und einerlei, was ich arbeite, Gott mein Herr sei, der mich hierhin gestellt hat, damit ich ihm hier diene. Ja, hier in dieser Welt. Ob die Arbeit hoch oder niedrig sei, reich oder gering, ich soll an dieser Stelle Gottes Ehre verkündigen. Also darf ich nicht fliehen aus dieser Welt, sondern mitten drin soll ich durch meine Arbeit Gott loben und preisen. Gott hat ja die Welt so geliebt, dass er seinen Sohn gesandt hat, um die Welt vom Fluch der Sünde zu erlösen. So sollen auch wir unseren Beruf auffassen als eine uns von Gott gestellte Aufgabe, an der wir uns bewähren sollen, indem wir ihm dienen.

So gibt es also keine grundsätzlich verschiedene Wertung der Berufe. Es gibt keine heiligen oder unheiligen Berufe. Vor Gott sind wir Menschen nicht grundsätzlich verschieden. Wir alle gehören in diese Welt. Und all unsere Berufsausübung bleibt immer menschliches Werk und ist menschlichen Maßstäben unterworfen. Verschieden sind wir nur im Hören auf Gottes Stimme. Und dass wir immer besser Gottes Stimme vernehmen und ihr immer besser folgen, dazu soll unser Beruf uns helfen.

Wer sagt uns aber, was Gottes Wille sei? Luther antwortet auf diese Frage: Die Heilige Schrift, soweit sie Christum predigt. Nicht der Buchstabe, nicht das Gesetz, sondern der Geist Gottes, wie er sich in Jesus Christus offenbart hat, erleuchtet uns und gibt uns die Richtschnur für unser Handeln

Sind wir dieser rechten Wertung unseres von Gott gegebenen Berufes in dieser Welt gewiss, so sind wir auch fähig, die lebendige Gemeinde, das heißt den Leib Christi in dieser Welt mitzubilden. Die Diakonie ist nun nicht mehr eine abgesonderte Tätigkeit, ein verdienstliches Werk, mit dem man sich Gottes Lohn erkaufen könnte, sie ist vielmehr das Gebot der Liebe, das jedem Menschen gege-

ben ist. Die Verwirklichung dieses Gebotes aber ist an vielerlei äußere Umstände und Bedingungen geknüpft. Und wie es Pfarrer und Lehrer geben muss, die ihr besonderes Amt in der Gemeinde ausüben und nur ausüben können, weil dieses Amt zu ihrem Beruf geworden ist, so muss es auch Schwestern geben, die das Amt der Diakonie versehen. Die Schwester ist also nicht mehr und nicht weniger als ein notwendiges Glied der christlichen Gemeinde. In dieser Gemeinde übt sie eine Funktion aus, ohne die die Gemeinde nicht vollständig wäre.

Das Amt der Schwester in der Gemeinde ist die Verkündigung der frohen Botschaft von der Liebe Gottes zu den Menschen durch den Dienst an den Kranken, Armen, Hilfsbedürftigen jeder Art. Hier soll die Schwester das verwirklichen, was Luther mit dem Begriff von dem „allgemeinen Priestertum der Gläubigen“ meint. Die Schwester soll ein priesterliches Amt ihren Pflegebedürftigen gegenüber verwalten. Sie tut das freilich nicht durch Predigt oder Lehre. Aber wenn sie eine rechte Schwester der ihr anvertrauten Menschen ist, so ist sie auch deren Seelsorger und Verkündiger des Evangeliums...

Die Arbeitsbedingungen der Schwestern sollen den Anforderungen ihres Berufes gemäß sein. So sind die Fragen nach der Vergütung, der Kranken- und Altersversorgung ... der Schwestern unter dem Gesichtspunkt zu beantworten, dass alle diese äußeren Bedingungen der Schwester die Möglichkeit und die Kraft geben, ihren Beruf sachlich richtig und mit der nötigen Freude auszuüben. So unterliegen die so genannten Arbeitsbedingungen den jeweiligen zeitbedingten Maßstäben, die immer wieder neu zu prüfen und den Umständen und Verhältnissen gemäß, in denen die Schwesternarbeit geschieht, aufzustellen sind... Niemals kann

das Geld ein Lockmittel für diesen Beruf sein; wohl aber muss die Schwester ... so viel haben, dass sie sorgenfrei leben und ohne Abhängigkeit von Geschenken und dergleichen ihren Beruf ausüben kann.

Das Verständnis der Diakonieschwester wird von Paul Guyot ebenso wie bei seinem Vater und dessen von Ritschl geprägten Freunden aus der lutherischen Berufsethik abgeleitet. Ferner wird der Gemeindebezug deutlich. Ein wesentliches Anliegen der Gründergeneration war es, Schwestern für die Arbeit in den Kirchengemeinden der Hessischen Landeskirche auszubilden. Sie sollten dort als kompetente Mitarbeiterinnen von „Pfarrer und Arzt“ tätig sein. Die enge Verbindung zur hessischen Landeskirche hat sich auch in späteren Phasen des Vereins noch erhalten: Paul Guyot war Mitglied der vorläufigen Kirchenleitung nach dem Zweiten Weltkrieg. Zusammen mit der Landeskirche wurde auf dem HDV-Gelände in Darmstadt ein Haus für den Kirchenpräsidenten Hild und zwei weitere Häuser für Mitarbeitende der EKHN und des HDV gebaut.

Die regionale Verwurzelung hat den HDV andererseits nicht daran gehindert, wenn es sinnvoll erschien, den eigenen Bereich auch zu überschreiten. Als man ganz am Anfang keine Krankenpflegeschule für den Verein in Hessen fand, wurde ein entsprechendes Angebot im fernen Freimaurerkrankenhaus in

Hamburg wahrgenommen. Auch in theologischer Hinsicht gab es große Offenheit gegenüber anderen Traditionen: Als sich im ersten Jahr der Vereinsgeschichte noch die Möglichkeit ergab, die Städtischen Kliniken in Darmstadt mit Schwesternpersonal zu versorgen, wurde zugegriffen, obwohl die eigenen Schwestern bei Weitem nicht ausreichten. Der Verein lieh sich in dieser Situation nicht nur Schwestern von dem in mancher Hinsicht ähnlichen Zehlendorfer Diakonieverein, sondern es wurden auch eine Reihe von Diakonissen des Vandsburger Mutterhauses (heute: Gemeinschafts-Diakonieverband) eingestellt, deren Frömmigkeitstradition durchaus verschieden war. Johannes Guyot schrieb im ersten Jahresbericht: „Zu ganz besonderem Dank sind wir ... verpflichtet dem Gemeinschaftsschwesternhaus in Vandsburg, das uns in echt brüderlicher Weise ausgeholfen hat und mit dem wir im herzlichsten und besten Einvernehmen im Städtischen Krankenhaus zusammenarbeiten. Wir möchten das um deswillen ganz besonders betonen, weil hier der Beweis geliefert ist, dass wir auf dem Gebiet der Diakonie unsererseits gerne bereit sind, alle trennenden Unterschiede der theologischen Richtungen und kirchlichen Parteien zu überbrücken“.

Die große Offenheit, die schon am Anfang der Vereins- und Schwesternschaftsgeschichte wirksam war, ist auch für Gegenwart und Zukunft eine Verpflichtung.

Die Oberinnen des Hessischen Diakonievereins

1909 – 1910	Freiin Helene von Dungen
1910 – 1911	Marie Zorn
1911 – 1926	Toni Ohnacker
1926 – 1934	Emma Kropp
1934 – 1967	Line Fresenius
1967 – 1981	Felicitas Hack
1981 – 1990	Sigrid Albert
1990 – 1996	Waltraud Appenheimer
1996	Brigitte Ahrens

Die Pfarrer des Hessischen Diakonievereins

1906 – 1909	D. Johannes Guyot
1909 – 1910	Bernhard Rehwald
1911 – 1915	Otto Schneider
1915 – 1919	Hermann Hechler
1919 – 1924	Ludwig Noack
1924 – 1966	Paul Daniel Guyot
1967 – 1979	Hans Orth
1979 – 1993	Volker Müller
1993 – 2001	Dr. Friedrich Dreißigacker
2001	Dr. Martin Zentgraf

Ausgewählte historische Einzelportraits

Pfarrer D. Johannes Guyot (1861–1910)

Johannes Guyot hat in seiner kurzen Lebenszeit von nur knapp 49 Jahren ganz persönlich und auch mit vielen anderen zusammen Außerordentliches geleistet: Er war mit Hingabe und großer Liebe 25 Jahre Gemeindepfarrer. Gleich drei Mal hatte er im Entstehen begriffene evangelische Kirchengemeinden aufzubauen: In der Landpfarrei Mainz, den heutigen Vorortgemeinden, in der Johannesgemeinde in Darmstadt und in der gerade selbständig gewordenen Kirchengemeinde Heppenheim an der Bergstraße. Dabei hielt er stets Verbindung zur theologischen Wissenschaft und gründete zur Förderung des kirchlichen Dienstes mit und durch Frauen vor einhundert Jahren den Hessischen Diakonieverein in Darmstadt.

Guyots Lebensweg und sein Wirken wurden seit nahezu einhundert Jahren wiederholt dargestellt. Wir beziehen uns hier auf die Festschrift „Evangelische Heilig-Geist-Kirchengemeinde Heppenheim an der Bergstraße 1888-1988“, und auf die ausführliche Lebensbeschreibung von Brigitte Köhler, „Pfarrer D. theol. h.c. Johannes Guyot 1861 – 1910“ in *Geschichtsblätter Kreis Bergstraße*, Band 36, Heppenheim/Bergstraße 2003, S. 211 – 244, sowie auf Brigitte Köhler, „Dreihundert Jahre Waldenserkolonie Wembach-Rohrbach-Hahn. Herkunft und Geschichte ihrer Bewohner“, Ober-Ramstadt 1999. – Im Rahmen dieser Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Hessischen Diakonievereins in Darmstadt stellt Frau Köhler die Fami-



liengeschichte der Guyots und deren Waldenser-Herkunft dar.¹

Herkunft und Studienzeit

Johannes Daniel Guyot wurde am 14. Juli 1861 geboren in Heubach im nördlichen Odenwald, heute Stadtteil von Groß-Umstadt, als elftes (letztes) Kind des reformierten Schulmeisters Daniel Guyot (1810-1890) und als zehntes Kind seiner Mutter Eva, geb. Karn (1817-1895). Der Großvater, Jean George Guyot (1783-1855), hatte als Schulmeister die Kinder in den Waldenser-Dörfern Wembach und Rohrbach unterrichtet.

Johannes Guyot – nach der Tradition der Familie lange „Jean“ genannt – besuchte bei seinem Vater die Heubacher Dorfschule, dann die Realschule im benachbarten Groß-Umstadt. Beim Kantor in Groß-Umstadt erhielt er zwei Mal in der Woche Musikunter-

1 Biographische Angaben und weiteres Material verdanken wir dem Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau - zitiert: ZA EKHN - und der Deutschen Biographischen Enzyklopädie, hg. von Walter Killy und Rudolf Vierhaus, München 2001.

richt. An der Realschule erster Ordnung in Darmstadt (also am späteren Realgymnasium, der heutigen „Georg-Büchner-Schule“)² legte er zu Ostern 1880 die Maturitätsprüfung ab und begann gut vorbereitet das Studium der Evangelischen Theologie an der Landesuniversität Gießen. Die dortige Theologische Fakultät erlebte gerade nach einer Zeit des Niedergangs – es waren nur 15 Theologiestudenten eingeschrieben – einen erfreulichen Aufschwung. Die Zahl der Studenten stieg wieder deutlich.

Das war wesentlich das Verdienst des Alttestamentlers Bernhard Stade (1848 -1906), der seit 1875 hier lehrte. Stade galt als „brillanter Gelehrter“ und „Hochschulpolitiker von großer Härte und Unnachgiebigkeit“. Mit ihm hat ein neuer Zeitabschnitt in Gießen begonnen.³ Stade nutzte zum Vorteil der damals wenig angesehenen Fakultät die besondere Chance, an der Neubesetzung von vier theologischen Lehrstühlen beteiligt zu sein. Damit lehrten hier zu Guyots Studienzeit fünf junge, gut zusammenarbeitende Theologen: Neben Stade der später sehr bekannte Kirchenhistoriker Adolf Harnack (1851-1930), von 1879 bis 1886 in Gießen, sowie der Neutestamentler Emil Schürer (1844-1910), der Begründer der „Theologischen Literaturzeitung“, der Systematiker Ferdinand Kattenbusch (1851-1935) und der Praktische Theologe Johannes Gottschick (1847-1907), der hier die „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ gegründet hat.⁴ Harnack war dann maßgeblich an der „Theol. Literaturzeitung“ beteiligt. Der Vollständigkeit halber sei vermerkt: Damals entstand in Gießen eine weitere bedeutende the-

ologische Fachzeitschrift, die „Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft“, herausgegeben von Bernhard Stade. Auch durch diese Publikationen gewann die Gießener Fakultät in Fachkreisen neues Ansehen.

Jean Guyot soll ein sehr eifriger Student gewesen sein, hat angeblich öfter auch nachts noch gearbeitet – zum Nachteil für seine Gesundheit, wie später vermutet wurde. Seine Protokolle von Seminarsitzungen und andere Arbeiten des engagierten Studenten wurden sehr gelobt. Er erfasste rasch das Wesentliche und konnte es gut verständlich darstellen. Professor Stade ließ ihn wegen dieser Begabung und vermutlich, weil er gute Hebräischkenntnisse mitbrachte, bereits im ersten Semester zu seinem Seminar zu. Sonst beginnen Studenten in der Regel mit einem Proseminar. Im zweiten Semester war er dort bereits Seminar-Senior. Er war vorbildlich. Seine Vorlesungsnachschriften seien auch für andere eine Hilfe gewesen, wird berichtet.

Für sein viertes und fünftes Semester ging Guyot an die Universität Göttingen – schon um den bekannten Theologen Albrecht Ritschl (1822-1889) zu hören. Doch habe er sich dort auch für den Philosophen Julius Baumann (1837-1916) und für den Psychologen Georg Elias Müller (1850-1934) sehr interessiert. Nach Gießen zum Studienabschluss zurückgekehrt, legte Guyot dort im siebten Semester, also 1883, seine erste theologische Prüfung ab.

Guyot war ausgesprochen gesellig. Auf Anregung des jungen Professors Adolf Harnack gründeten die Studenten Johannes Bornemann, Johannes Guyot, Georg Wehsarg und

2 Vgl. Theodor Ritsert, Hundert Jahre Darmstädter Schulgeschichte, Darmstadt 1926, S. 11.

3 Björn Biester, Adolf Harnacks Berufung an die Theologische Fakultät der Universität Giessen 1878/79, Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung, 52. Band 2001, S. 118.

4 Björn Biester, Adolf Harnacks Berufung... a.a.O. S. 111.

andere 1880 den Akademisch-Theologischen Verein zu Gießen, eine unter hessischen Theologiestudenten und Pfarrern beliebte wissenschaftliche Verbindung, die zunächst zum Eisenacher Kartell gehörte und später zum Schmalkaldener Kartell. Der Verein wurde erst 1996 aufgelöst.⁵ In seiner freien Zeit war Guyot immer wieder mit Freunden auf Wanderungen in der Umgebung seiner Studienorte unterwegs. Größere Reisen konnte er erst als Pfarrer unternehmen.

Was hat das Studium an den zwei Universitäten dem nach allen Schilderungen sehr aufgeschlossenen Studenten aus dem Odenwald gebracht?

Vielleicht kamen wesentliche Denkanstöße für Jean Guyot und sein Engagement von zwei Lehrveranstaltungen während des Studiums in Gießen: In seinem zweiten Semester, Winter 1880/81, hielt Adolf Harnack eine Vorlesung über die „Geschichte der kirchlichen Diakonie oder die sog. Innere Mission“. Über „die evangelische Kirche und die soziale Frage“ hat Professor Gottschick gelesen, der hier seit 1882 lehrte. Auch war dann auf dem Predigerseminar in Friedberg bei Professor Heinrich Adolf Köstlin die „Innere Mission“ ein wichtiges Thema.⁶

Diese Hochschullehrer standen dem um eine Modernisierung des Protestantismus bemühten Albrecht Ritschl vielfach nahe. Schwer zu sagen, wodurch Jean Guyot am nachhaltigsten geprägt wurde. Methodisch hat Guyot von seinen Hochschullehrern vieles gelernt. Lebenslang beteiligte er sich rege

an theologischer Arbeit, die bei ihm stets auf den Dienst in den Kirchengemeinden bezogen war. Sein „Ideal“ waren „wirkliche Gemeinden als Erscheinungsformen des Reiches Gottes auf Erden“, erklärte er 1904 in der Festschrift „Das erste Jahrzehnt der Johanneskirche zu Darmstadt. (1894-1904.) Erinnerungen und Ermunterungen.“⁷ Damit befand er sich ganz bei seinem Lehrer Ritschl. Auch zu den Giessener Professoren hatte Guyot von Anfang an guten Kontakt. Die hier zunächst geringe Studentenzahl begünstigte eine enge Zusammenarbeit zwischen Lehrenden und Lernenden. Es entstanden bleibende Verbindungen. 1904 hat die Giessener Fakultät Guyots Wirken insgesamt besonders anerkannt, wie noch zu zeigen sein wird.

Von den Geschwistern von Jean Guyot ist zu berichten: Seine vier älteren Brüder wurden Lehrer. Fünf der sechs Schwestern haben geheiratet. Die älteste (und einzige aus erster Ehe seines Vaters) heiratete einen Landwirt. Drei Schwestern verheirateten sich mit Lehrern und eine wurde die Frau eines Metzgermeisters und Gastwirts. Die jüngste der Schwestern, Margarete Guyot (1858-1933), wurde Diakonisse im Diakonissenhaus Karlsruhe-Rüppur und leitete von 1902 bis 1930 als Oberin das 1898 eingeweihte Evangelische Stift in Freiburg im Breisgau. Nur Jean, der Jüngste, konnte studieren. -

Anfänge und Pfarrdienst in Mainz

Nach seinem ersten Examen, das er mit „sehr gut“ bestand, erhielt Jean Guyot von Ende April

5 Freundliche Mitteilung von Pfarrer i. R. Hans Orth, dem letzten Schriftführer des Vereins – am 10.7.2005. – Angaben zur Vereinsgeschichte: Georg Bertram, Stromata – Festgabe des Akademisch-Theologischen Vereins zu Giessen im Schmalkaldener Kartell anlässlich seines 50. Stiftungstages, Leipzig 1930, S.182. Das angegebene Stiftungsdatum dürfte für Guyot nicht zutreffen.

6 Paul Drews, Der wissenschaftliche Betrieb der praktischen Theologie: In: Die Universität Giessen 1607 – 1907, 2. Band: Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier, Gießen 1907, S. 291 und 292.

7 Darmstadt 1904, S. 13.

1883 bis Mitte April 1884 seine weitere Ausbildung im Predigerseminar der Landeskirche in Friedberg (Oberhessen). Daran schloss sich das zweite Examen an. Sein Pfarrdienst begann mit einem Vikariat in Butzbach, wo Guyot am 27. Juli 1884 ordiniert wurde. Schon 1885 wurde er als Pfarrassistent nach Mainz versetzt, wo für die Evangelischen in den Vororten Weisenau, Hechtsheim und Laubenheim eine eigene Gemeinde gebildet worden war.

Da auch in weiteren Vororten der Bischofsstadt verstärkt Evangelische zuzogen, gründete die Kirchenbehörde die Landgemeinde Mainz, zu der außer den genannten Vororten auch Bretzenheim, Budenheim, Finthen und Mombach gehörten. Hier hatte ab 1887 Johannes Guyot die Verwaltung und wurde 1889 zum Pfarrer der Mainzer Landgemeinde ernannt. Bis zu vier Gottesdienste hielt er jeden Sonntag und versuchte, Gemeinden aufzubauen. Dazu sollte in Weisenau eine Kirche gebaut werden mit Orgel und Glocken. Obwohl sich die Gemeinde sehr bemühte, dieses Vorhaben zu finanzieren, war dringend die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins nötig, der die Gemeinden in der Diaspora unterstützte. Guyot reiste deshalb selbst zur Hauptversammlung des Vereins nach Danzig, wo die fehlenden 18 000 Mark für Weisenau zugesagt wurden. Nun konnte gebaut werden.

Die Gustav-Adolf-Kirche von Weisenau wurde am 23. September 1891 eingeweiht. Für Guyot war das zugleich ein Abschied. Das Oberkonsistorium hatte bereits im Sommer 1891 den Pfarrer der Mainzer Landpfarrei zum 1. Oktober 1891 für neue Aufgaben in Darmstadt vorgesehen.

Pfarrer der Johannesgemeinde in Darmstadt

Die Einwohnerzahl der Residenzstadt Darmstadt war im Laufe des 19. Jahrhunderts stark angewachsen: 1803 waren es 9.000, 1890 (nach der Eingemeindung Bessungens 1888) 56.399, 1895 bereits 63.745 Einwohner,⁸ von denen etwa 15 Prozent, also etwa 10.000, Katholiken waren.⁹ Dazu kamen etwa 1.700 jüdische Mitbürger (im Jahr 1900; vorher nur für 1867 angegeben.)¹⁰ Zieht man noch etwa 1.500 Angehörige der Militärgemeinde und sonstige ab, dann waren sehr grob geschätzt um 1890 im Darmstädter Stadtgebiet in der damaligen „Civilgemeinde“ drei Pfarrer und einige Pfarrassistenten für über 40.000 Evangelische zuständig. Veränderungen waren hier dringend nötig. In diesem Jahr 1890 ging der erste Stadtpfarrer Johann Peter Ewald (1817-1903) nach fast 50 Dienstjahren in den Ruhestand. Nachfolger wurde der Lampertheimer Pfarrer Martin Waas (1843-1916 – er wurde bereits 1895 Superintendent und Oberkonsistorialrat). Nach dem Tod des dritten Stadtpfarrers, Friedrich Ritsert (1803-1890), erhielt der Gymnasiallehrer Rudolf Trümpert (1849-1911) dessen Stelle. Trümpert kehrte aber schon nach einem Jahr in den Schuldienst zurück.

In dieser Situation einigte sich das Oberkonsistorium in Darmstadt sehr rasch auf Johannes Guyot, der „nach Begabung, bisherigen Leistungen, Charakter und Haltung... die geeignetste Persönlichkeit“ zu sein scheine, heißt es im Bericht vom 26. Juni 1891. Er habe sich zwar nicht beworben, werde aber eine Berufung nach Darmstadt annehmen. Man

8 Hessisches Städtebuch, Stuttgart 1957, S.87.

9 Martin Ludwig Klassert, 100 Jahre katholische Pfarrkirche St. Elisabeth in Darmstadt, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, N.F. 61.Bd. 2003, S. 98.

10 Nach „L'chajim“ Die Geschichte der Juden im Landkreis Darmstadt-Dieburg, hg. Landkreis Darmstadt-Dieburg, Thomas Lange, Reinheim 1997, S. 25.

würdigt ihn mit den Worten: „Ein junger Mann von vorzüglicher Begabung, guter fachwissenschaftlicher und allgemeiner Bildung, ernstem Charakter und fester Haltung, scharfem Blick und tactvollem Auftreten. Seine Predigtweise ist gediegen nach Gedanken und Vortragsweise; lebendige Frische der Darstellung und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ist die schwächere Seite. In Unterricht und Seelsorge wie in allen übrigen Zweigen seines schwierigen, die volle Kraft in Anspruch nehmenden Amtes hat er das in ihn gesetzte Vertrauen in vollem Maße gerechtfertigt...“¹¹

An diesem Berufungsverfahren seien vier Herren besonders beteiligt gewesen:

- Geheimrat Dr. Karl Eigenbrodt (1826-1900), der langjährige Präsident des Protestantenvereins,¹²
- Karl Pahncke (1850-1912), der von 1882-1892 vierter Stadtpfarrer in Darmstadt war (ein Schwiegersohn von Willibald Benschlag, des Gründers des Evangelischen Bundes, in dem auch Guyot mitarbeitete),
- Ludwig Pfnor (1828-1909), der von 1883 bis zur Pensionierung 1898 Stadtpfarrer des Schlossbezirks war.
- Martin Waas (1843-1916), der bereits oben erwähnte Stadtpfarrer.

Der Kirchenvorstand habe zur Berufung einen einstimmigen Beschluss gefasst, weil man gehofft habe, einen „Gemeindepfarrer“ zu bekommen, erklärte Guyot wörtlich in seinem bereits erwähnten Bericht, „Das erste Jahrzehnt der Johanneskirche zu Darmstadt“.¹³

Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts beherrschten die

Schlagworte „Gemeindebildung“ und „Teilung der Massengemeinden“ die kirchliche Arbeit im evangelischen Deutschland. Damit waren auch die Probleme im damaligen Darmstadt beschrieben. Wegweisend für die weitere Entwicklung war das gerade erschienene Lehrbuch: „Die evangelische Gemeinde“ des Dresdener Pfarrers Emil Sulze (1832-1914).¹⁴ Zu Beginn seiner Darmstädter Zeit befasste sich Guyot eingehend und kritisch mit diesem Handbuch des damals anerkannten Fachmanns, rückblickend auf seine Erfahrungen in der Mainzer Landgemeinde und zugleich planend für die Aufgaben in der Johannesgemeinde. Dem neuen Stadtpfarrer hat man den „Nordwest-Bezirk“ zugewiesen, einen in der Gründerzeit rasch gewachsenen Stadtteil, der auch in finanzieller Hinsicht leistungsfähig war. Hier fand er erfreulich schnell viele Gemeindeglieder, die gern und engagiert mitarbeiteten.

Als Johannes Guyot am 1. April 1892 in seinen Gemeindebezirk zog, standen vor ihm zwei gewaltige Aufgabenfelder: Der Bau von Kirche, Pfarrhaus und Gemeindehaus, wofür die nötigen Finanzen bereits vorhanden oder doch zu beschaffen waren, wobei ein sehr erfahrener Rechnungsrat mitarbeitete, und zum zweiten der eigentliche Gemeindeaufbau, für den es hier beste Voraussetzungen gab: „der Reichtum an persönlichen Hilfskräften, die dem Pfarrer zur Hand waren“, schrieb Guyot.¹⁵

Die Johannesgemeinde begann ihre Aufbauarbeit ganz bewusst mit dem Dienst für Kinder. Für sie wurden mit zahlreichen Helferinnen erstmals in Darmstadt durch eine Gemeinde Kindergottesdienste vorbereitet und

11 ZA EKH Best. 111/789

12 Wilhelm Müller, Chronik der Darmstädter kirchlichen Ereignisse, Darmstadt 1929, S. 180.

13 S. 14.

14 Gotha 1891, Band I. a. von „Zimmers Handbibliothek der praktischen Theologie“.

15 „Das erste Jahrzehnt...“, S. 15.

gefeiert. Vom Reformationsfest 1892 an kamen die Kinder dazu in der Turnhalle des Neuen Gymnasiums zusammen. Allerdings gab es in Darmstadt schon seit 1878 für Kinder die „Sonntagsschule“ von Frau Katharina Meyer (1822-1903), die nach dem Tod der Gründerin mit dem Kindergottesdienst der Martinsgemeinde vereinigt wurde. Der Kindergottesdienst in evangelischen Gemeinden ist kurz gesagt die Verkirchlichung der Sonntagsschulen, die über England und USA nach Deutschland kamen und hier besonders durch Wichern und die Innere Mission gefördert wurden.¹⁶

In der Johannesgemeinde gab es außerdem die „Strickschule“, in die am Mittwoch und Samstag nachmittags 75 Kinder zu Arbeit und Spiel und damit zu sinnvoller Freizeitgestaltung kamen. Im neuen Gemeindehaus waren es bald um die 200 Kinder.¹⁷ (Die Bezeichnung „Strickschule“ ist vermutlich übernommen von Einrichtungen gleichen Namens des Pfarrers Johann Friedrich Oberlin (1740-1826) und seiner Helferinnen –wie Luise Scheppler – im Steintal in den Vogesen, aus denen sich die ersten Kindergärten entwickelten.)

Ferner hielt Guyot regelmäßige Bibelstunden im Pfründnerhaus, dem Altenheim in der Frankfurter Straße. Mit dieser Arbeit, die ihm sehr am Herzen lag, begann für ihn die Seelsorge in diesem Haus und im nahen Städtischen Krankenhaus. Für die Armen- und Krankenpflege in der Gemeinde wurde eine Gemeindegemeinschaft eingestellt.

1894 wurde am 1. Juli das Pfarrhaus bezogen und am 4. August das Gemeindehaus eingeweiht. Am 31. Oktober, dem Reformationsfest, erfolgte die festliche Einweihung der Johanneskirche. Drei Jahre nach Dienstantritt

des ersten Gemeindepfarrers, zum 1. April 1895, erhielt die Gemeinde ihre rechtliche Selbständigkeit.

Längst war hier ein engagierter „Frauenverein“ entstanden als Mittelpunkt des Gemeindelebens mit vielen Aktivitäten bis hin zur Finanzierung einer Kleinkinderschule. Auch entstand rasch ein eigener Kirchengesangsverein. – Bestimmt ist diese Aufzählung unvollständig. Der junge Pfarrer hatte neben dem allen seine sonstigen Verpflichtungen: Gottesdienste, Taufen, Trauungen, Beerdigungen und Unterricht. Das ging über die Kräfte von Johannes Guyot. Im Herbst 1896 stellten die Ärzte bei ihm die Erkrankung an Diabetes fest. Auf dringenden ärztlichen Rat verließ er nach einem längeren Genesungsurlaub Darmstadt. In diesem Urlaub besuchte Guyot im Juli und August 1897 die Heimat seiner waldensischen Vorfahren in den cottischen Alpen im Grenzgebiet zwischen Frankreich und Italien.

Zwischenspiel in Dortelweil

Guyot übernahm im April 1898 durch besonderes Entgegenkommen des Oberkonsistoriums die kleine Kirchengemeinde Dortelweil in der Wetterau. – Dieses Dorf gehörte von 1300 bis 1866 zu Frankfurt am Main und von da an zum Großherzogtum Hessen. Dortelweil ist seit 1972 Stadtteil von Bad Vilbel. –

Die Umstellung von der Stadt in das Dorf dürfte für die junge Pfarrfamilie mit drei kleinen Kindern – ein viertes kam dort zur Welt – schwierig gewesen sein. Ganz abgesehen von den äußeren Bedingungen auf diesem Pfarrhof. Guyot musste die alte, baufällige Pfarscheune abtragen lassen. Im Kirchengebäude war der Schwamm, weshalb hier länger saniert wurde.

¹⁶ EKL Bd. III, Göttingen 1959, Sp. 1000f.

¹⁷ Hessisches Evang. Sonntagsblatt 12.10. 1924.

Auf dem Dorf hatte damals noch jedes Haus seinen eigenen Brunnen. Der des Pfarrhauses gab nicht einmal gutes, reines Trinkwasser. Ein neuer Brunnen wurde dann im Mai 1901 gebohrt. (Damit war dann wenigstens den Nachfolgern gedient.) - Guyot bemühte sich auch hier um eine Besserung des kirchlichen Lebens. Er führte in Dortelweil besondere Gottesdienste zu Weihnachten und zum Jahresschluss ein, außerdem jeweils an den Mittwochabenden in der Passionszeit besondere Passionsgottesdienste. Am 15. Oktober 1899 kam Prälat Dr. Viktor Habicht aus Darmstadt zur ordentlichen Kirchenvisitation. Am 25. März 1900 beging hier der Wetterauer Missionsverein sein Jahresfest. Dadurch wurde die Kirchengemeinde angeregt, regelmäßig für die Basler Mission Spenden zu sammeln.

Schon am 21. Juli 1901 hielt Guyot hier seine Abschiedspredigt, weil er zum Pfarrer in Heppenheim ernannt worden war.¹⁸

Guyot und seine Familie

Am 20. Juni 1893 hat Johannes Guyot in Darmstadt ein sehr aktives Mitglied aus dem Kreis seiner Helferinnen geheiratet: Karoline Schimpff (20.6.1873-30.12.1930), eine Tochter des verstorbenen Pfarrers Wilhelm Christian Schimpff (1825-1887). Karolines Mutter, Maria, geborene Textor (1831-1897), stammte aus einer Pfarrer- und Medizinerfamilie. Das Ehepaar Guyot hatte fünf Kinder:

- Johannes (1894-1915), ist als Kriegsfreiwilliger in Galizien gefallen.
- Paul Daniel (1896-1974) hatte Theologie und Philosophie studiert, brach jedoch eine akademische Laufbahn ab, um ab 1924 das Lebenswerk des Vaters, den Hessischen Diakonieverein, weiterzuführen.

- Reinhard (1897-1969) wurde Architekt, ging nach schwierigen Anfängen im Odenwald nach Kalifornien (USA).

- Johanna (geboren 1900) war behindert und hatte später ihr Zuhause in der Familie ihres Bruders Paul Daniel.

- Helene (1902-1958), die jüngste, hatte Philologie studiert und arbeitete beim Arbeitsamt Darmstadt.

Zu den Nachkommen des Ehepaars gehört die Tochter von Paul Daniel, die Darmstädter Schriftstellerin Gabriele Wohmann.

Pfarrer in Heppenheim an der Bergstraße (1901 – 1910)

Die Zeit 1897 bis 1901 in dem Dorf Dortelweil war nur ein Zwischenspiel auf dem Lande für Pfarrer Guyot und seine junge Familie, ein Kraftschöpfen nach den sehr gefüllten Darmstädter Jahren.

In der Kreisstadt Heppenheim an der Bergstraße wartete eine neue Aufgabe. Hier war es nach der Reformation mehrfach zum Konfessionswechsel gekommen. Nach dem Reichsdeputations-Hauptschluss von 1803 zogen wieder Evangelische nach Heppenheim. Sie wurden zunächst von Auerbach betreut. Nach der Verselbständigung der evangelischen Pfarrei Bensheim entstand Heppenheim als deren Filialgemeinde, die zunächst nur einen Betstuhl in angemieteten Räumen hatte. Diese Gemeinde erhielt 1888 mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins ihre eigene Kirche. Weil die Zahl der Evangelischen hier sehr stieg, wurde schon in den nächsten Jahren die Errichtung einer eigenen Pfarrei vorgesehen.

Die evangelische Gemeinde Heppenheim wurde am 11. April 1901 selbständig. Zum 28. Juli 1901 wurde Pfarrer Johannes Guyot zum

¹⁸ Nach der Kirchenchronik Dortelweil 1898 bis 1901.

ersten Inhaber der neuerrichteten Pfarrstelle ernannt.

Die angemietete Pfarrwohnung in Heppenheim erwies sich als ungenügend und zu klein. Damit stand Pfarrer Guyot vor neuen Bauaufgaben. Anfang 1902 konnte im Bensheimer Weg ein Grundstück für ein Pfarrhaus erworben werden. Die Landeskirche und der Gustav-Adolf-Verein beteiligten sich an der Finanzierung des Baus, der Pfarrer selbst wollte notfalls einen eigenen Beitrag dazu leisten. Am 17. März 1902 war der erste Spatenstich für das Haus, das am 17. September fertig gestellt war und am 30. September bezogen wurde.

1905 hat die Kirchengemeinde das Nachbargrundstück erworben – eigentlich für den Bau einer neuen Kirche mit Gemeinderäumen, da in dem neugotischen Kirchengebäude von 1888 der Schwamm festgestellt worden war, der jedoch beseitigt werden konnte. So unterblieb ein an sich wünschenswerter Kirchbau, der auch das weitere Wachstum der Gemeinde berücksichtigt hätte. Statt dessen wurde auf diesem Grundstück beim Pfarrhaus 1907 in nur sechs Monaten ein Gemeindehaus mit Schwesternstation errichtet. Ganz im Sinne Guyots haben Nachfolger zwei Jahrzehnte danach das Gebäude erweitert für einen Kindergarten und ein kleines Altenheim.

1904 bis 1908 wirkten in dieser Gemeinde Diakonissen aus dem Elisabethenstift in Darmstadt als Gemeindeschwestern. Ab 1909 kam die Gemeindeschwester aus dem Hessischen Diakonieverein, den Guyot und seine Freunde 1906 gegründet hatten. (Davon ist unten noch zu berichten.)

Ähnlich wie vorher in der Darmstädter Johannesgemeinde wurde auch in Heppenheim ein intensives Gemeindeleben gepflegt, was sich durch Jahrzehnte fortgesetzt hat. Festgehalten wurden damals in der Chronik dieser Ge-

meinde allerdings nur Baumaßnahmen, Ergebnisse von Kirchenwahlen, Personal- und Finanzentscheidungen sowie Absprachen zum Religionsunterricht an den Schulen der Stadt.

Das Oberkonsistorium in Darmstadt war bereit, Pfarrer D. Guyot wegen seiner vielfältigen Verpflichtungen auch personell zu unterstützen. 1907 erhielt er erstmals einen Vikar, Dr. Friedrich Müller (1879-1947), der dann bis Frühjahr 1909 hier als Pfarrassistent bleiben konnte. Dr. Müller war danach Pfarrer in Wimpfen und Rüsselsheim und ab 1928 Superintendent (später sagte man Propst) für Starkenburg. Er wurde 1945 als Präsident der vorläufigen Kirchenregierung eingesetzt. Sein plötzlicher Tod 1947 hat verhindert, dass er zum ersten Kirchenpräsidenten der neu gebildeten Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau gewählt wurde. - Von 1909 bis 1913 war in Heppenheim Hermann Hechler (1885-1977) Pfarrassistent, der später, von 1933 bis 1938 - in der Zeit des Kirchenkampfs, Inhaber der Pfarrstelle war. (Die Reihe der Pfarrassistenten, Pfarrvikare – oder auch Inhaber der Pfarrstelle II, hat sich in der evangelischen Gemeinde Heppenheim fortgesetzt bis zu deren Teilung 1962 in die Heilig-Geist-Kirchengemeinde – im Osten der Stadt – und die Christus-Kirchengemeinde in der damals rasch wachsenden Weststadt.)

Am 27. Juli 1909 feierte Pfarrer D. Guyot mit vielen Freunden sein 25-jähriges Ordinations- und Dienstjubiläum. Gesundheitlich ging es ihm schon über ein Jahrzehnt nicht sehr gut, was aber seinen umfassenden Dienst in der Kirchengemeinde und in der Landeskirche nicht beeinträchtigte. Besonders in diesen Heppheimer Jahren wuchsen ihm mehrere größere Aufgaben zu, für die er schon durch sein Studium und sein umfassendes Engagement vorbereitet und besonders geeignet war. (Das wird unten dargestellt.)

Früher Tod und Abschied in Heppenheim

Ende Mai 1910 unternahm D. Guyot mit seiner Frau und Freunden einen mehrstündigen Ausflug. In der Nacht bekam er Schüttelfrost, eine akute Gallenblasenentzündung und dazu noch heftiges Zerebralfieber. So ging sein Lebensweg nach einem kurzen Krankenlager am Abend des 2. Juni 1910 zu Ende. Die Beerdigung am 4. Juni begann mit der Aussegnung am Pfarrhaus, die der Bensheimer Nachbarpfarrer und Freund Karl Zaubitz (1869-1958) vornahm. Die große Trauergemeinde begleitete den Verstorbenen in einem schier endlosen Zug durch die Stadt zum Heppenheimer Friedhof, der der katholischen Pfarrei St. Peter gehört. – In Heppenheim hat man noch lange erzählt: Damals durfte der evangelische Posaunenchor nicht auf dem Friedhof spielen, sondern hat den Gesang der Trauergemeinde von jenseits der Friedhofsmauer begleitet. (Jahrzehnte später war es dann selbstverständlich, dass dieser Posaunenchor regelmäßig bei Fronleichnamsprozessionen katholischer Pfarreien in Heppenheim mitwirkte.)

Die Trauerpredigt hielt der Prälat der evangelischen Landeskirche im Großherzogtum Hessen, D. Dr. Friedrich Flöring (1859-1941).

Lang ist die Liste derer, die am offenen Grab den Heimgegangenen mit einem Nachruf würdigten:

- Pfarrassistent Hechler für die Heppenheimer Kirchengemeinde,
- Kirchenvorsteher Schneider für deren Frauen- und Kirchengesangsverein,
- Pfarrer Zaubitz für das evangelische Dekanat Zwingenberg,
- Bürgermeister Höhn für die Stadt Heppenheim,
- Kreisrat (= Landrat) von Hahn für den Kreis Heppenheim,

- Professor D. Samuel Eck für die Theologische Fakultät der Universität Gießen,
- Professor Rudolf Trümpert für die Gustav-Adolf-Stiftung,
- Pfarrer August Dingeldey für die Johannesgemeinde in Darmstadt,
- die Herren Trau und Traupel für die Gemeinde Weisenau,
- Pfarrer Lic. Emil Fuchs (Rüsselsheim) für die Frankfurter Konferenz hessischer Geistlicher,
- Professor Dr. A. E. Berger für die Freie Landeskirchliche Vereinigung.
- Oberin Catoir für die Schwesternschaft der Krankenpflegeschule des Hessischen Diakonievereins,
- Pfarrer Bernhard Rehwald (der spätere Nachfolger Guyots in Heppenheim) für den Hessischen Diakonieverein,
- Professor D. Oskar Holtzmann für die Alten Herren des Akademisch-Theologischen Vereins zu Gießen
- und Pfarrer Ludwig Berck für die Gemeinden der evangelischen Landpfarre Mainz.

Die Nachrufe sind wiedergegeben in: „Neue Evangelische Blätter – Organ der Freien Landeskirchlichen Vereinigung für das Großherzogtum Hessen“, 5. Jahrgang 1910, Nr. 3. Das Heft befasst sich vom Titelblatt an auf fast 30 Seiten mit dem Abschied von Johannes Guyot. Es vermittelt in beachtlicher Sachlichkeit ein eindrucksvolles Bild des Entschlafenen. Nur wenig davon kann hier aufgenommen werden.

Unter den Kirchengemeinden, denen der Verstorbene gedient hat, fehlte bei diesem Abschied lediglich Dortelweil.

Der „Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung“ – nach fast gleichzeitigen Anfängen in Leipzig und Darmstadt 1843 in der Frankfurter Paulskirche gegründet zur Hilfe für

evangelische Gemeinden in der Diaspora – gedachte eines eifrigen Mitstreiters. Zuerst in den Mainzer Vororten und zuletzt in Heppenheim erhielt D. Guyot durch den Gustav-Adolf-Verein wesentliche Hilfe bei der Errichtung kirchlicher Gebäude.

Theologischer Ehren-Doktor

Schon zu seinen Lebzeiten wurde das Wirken von Pfarrer Johannes Guyot umfassend gewürdigt mit der Verleihung der theologischen Ehrendoktorwürde durch die Universität Gießen am 12. November 1904. An diesem Tag feierte das Großherzogtum Hessen und bei Rhein mit einem Festakt der Landesuniversität Gießen den vierhundertsten Geburtstag von Landgraf Philipp dem Großmütigen (1504-1567). Ähnliche Feiern fanden damals in Darmstadt und in Goddelau statt, wo aus diesem Anlass das „Landehospital Hofheim“ in „Philipp-Hospital“ umbenannt wurde, sowie in Philipps Heimat in Marburg und Kassel.

Großherzog Ernst Ludwig und die hessische Staatsregierung kamen zu dem Festakt aus Darmstadt mit der Eisenbahn in das festlich geschmückte Gießen. Auf dem Weg vom Bahnhof zur Universitätsaula standen Schulkinder und Studenten Spalier. Der Festakt selbst war musikalisch ausgestaltet. Der Gießener Kirchenhistoriker Professor D. Dr. Gustav Krüger hielt den Festvortrag: „Landgraf Philipp als Politiker.“

Der Dekan der Theologischen Fakultät, Professor D. Dr. Paul Drews, nahm dann die von der Fakultät beschlossenen Ehrenpromotionen vor. Geehrt wurden sechs Männer, „die sich um die theologische Wissenschaft und das kirchliche Leben besonders verdient gemacht“ hatten:

– Lic. theol. Dr. phil. Wilhelm Diehl, Pfarrer zu Hirschhorn, wegen seiner Verdienste um die hessische Kirchengeschichte.

– Lic. theol. Karl Eger, Pfarrer und Professor am Predigerseminar in Friedberg, der sich durch sein Wirken am Seminar um die Landeskirche und durch seine gelehrten Schriften um die Wissenschaft verdient gemacht habe.

– Jean Guyot, Pfarrer zu Heppenheim, „wegen der besonderen Verdienste, die er sich erworben hat, nicht nur durch seine vielfache und weitreichende pfarramtliche Tätigkeit um die Landeskirche, sondern vor allem durch seinen weitreichenden Einfluss um die Vertiefung des wissenschaftlichen Sinnes unter der Geistlichkeit des Landes und um die Verbreitung einer kirchlichen Gesinnung und wissenschaftlichen Erkenntnis harmonisch vereinigenden Geistesart“.

– Waldemar Petersen, „Mitglied des Großherzoglichen Oberkonsistoriums und Superintendent der Provinz Oberhessen zu Darmstadt, der sich in diesen hohen kirchlichen Ämtern die gedeihliche Entwicklung der Landeskirche in besonderem Maße hat angelegen sein lassen“.

– Lic. theol. Dr. phil. Erwin Preuschen, „Oberlehrer am Ludwigs-Georgs-Gymnasium zu Darmstadt, wegen seiner zahlreichen hervorragenden Arbeiten auf dem Gebiete der Bibelwissenschaft und der Geschichte der alten Kirche“.

– Lic. theol. Eberhard Vischer, außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität Basel, „wegen seiner hervorragenden Arbeiten im Bereich von systematischer Theologie und ältester Kirchengeschichte“. Später an diesem Festtag wurde der Neubau der Gießener Universitäts-Bibliothek eingeweiht.

Soweit nach dem sehr ausführlichen Bericht des „Gießener Anzeiger“ vom Samstag, 12. November 1904.¹⁹

Die an diesem Festtag mit der Ehrendoktorwürde geehrten Kirchenmänner sollen hier näher vorgestellt werden:

- Wilhelm Diehl (1871-1944), damals Pfarrer in Hirschhorn am Neckar, ab 1907 an der Darmstädter Stadtkirche, ab 1913 Professor am Predigerseminar in Friedberg und von 1923 bis 1934 Prälat der hessischen Landeskirche. Besonders die regionale Kirchengeschichte verdankt ihm sehr viel. Mit 33 Jahren war er der Jüngste im Kreis der damals Geehrten.
- Karl Eger (1864-1945) war Diehls Vorgänger am Predigerseminar in Friedberg und ab 1913 Professor an der Universität Halle.
- Waldemar Petersen (1850-1940), stammte aus Holstein, war zunächst 15 Jahre Hofprediger in Athen, kam 1891 in den hessischen Kirchendienst (zunächst bis 1892 als Pfarrer in Mainz) und war 1892-1902 zweiter Stadtpfarrer in Darmstadt. Seine Ämter als Superintendent von Oberhessen und Mitglied des Oberkonsistoriums hatte er bis Ende 1924 inne. – Unter den sechs bei dem Festakt 1904 Geehrten war er mit 54 Jahren der Älteste. Er wurde vor allem seiner Leitungstätigkeit wegen geehrt, was einer guten Tradition entspricht.
- Erwin Preuschen (1867-1920) wurde 1908 zunächst W. Diehls Nachfolger in Hirschhorn und ab 1918 Professor in Gießen. Er leistete Beachtliches als Verfasser eines Wörterbuchs zum Neuen Testament und gründete die „Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft“.
- Eberhard Vischer (1864-1946), einer der bedeutendsten Schüler von Adolf von Harnack, lehrte als ordentlicher Professor von 1907 bis 1937 an der Universität Basel. Als Schweizer war er der einzige Ausländer in diesem Kreis.

Eine Ehren-Promotion musste von der Fakultät beschlossen und vom Rektor der Univer-

sität genehmigt werden. Das ging damals erstaunlich kurzfristig. Professor D. Bernhard Stade stellte am 18. Oktober 1904 den Antrag auf Promotion des Pfarrers Jean Guyot am Tag der Säkularfeier des Geburtstags Philipps des Großmütigen. Dekan Drews legte den Antrag schon am folgenden Tag der Fakultät zur Abstimmung vor. Am 22. Oktober stimmten die Professoren Gustav Krüger, Wilhelm Baldensperger und Paul Drews zu. Der Antrag wurde sofort an den Rektor, Professor Dr. Vossius, weitergeleitet, der am 24. Oktober die Genehmigung erteilte und später auch die Promotions-Urkunde unterzeichnete.

In der Begründung des Antrags wird auf die „wertvollen Dienste“ Guyots beim Gemeindeaufbau rings um Mainz und in der Darmstädter Johannesgemeinde verwiesen und auf sein jahrelanges Wirken als Vorsitzender der Frankfurter Konferenz hessischer Geistlicher und vor allem auf seine dort gehaltenen Vorträge. Auch erinnerte Professor Stade an Guyots Mitarbeit in der Kommission zur Ausarbeitung des hessischen Kirchenbuchs. Diese zweibändige Agende „für den Gemeindegottesdienst und die gottesdienstlichen Gemeindehandlungen“ im Großherzogtum Hessen war bis nach dem Zweiten Weltkrieg in Gebrauch und wurde dann zunächst durch „Gottesdienstblätter“ abgelöst.²⁰ Die Landesynode hatte 1903 das „Kirchenbuch“ gebilligt, das 1904 in der Landeskirche verbindlich eingeführt wurde.

Guyot verstand diese Ehrung als Förderung der Ziele, die er mit anderen in seiner kirchlichen und theologischen Arbeit verfolgte. Das erklärte er in seinem Dankschreiben an die Fakultät vom 17. 11. 1904.²¹ Mit dieser Ehrung wurden eindeutig Guyots wissenschaftliche Leistungen anerkannt.

Nach seinem frühen Tod veröffentlichte die Frankfurter Konferenz Hessischer Geistlicher in ihren „Mitteilungen“ unter dem 15. August 1910 eine „Sondernummer zur Erinnerung an D. Joh. Guyot“ mit dem Wiederabdruck einiger seiner charakteristischen Beiträge in diesem Blatt. Hier die Themen (in Klammer das Erscheinungsjahr):

- „Laientheologie und Frömmigkeit“ (1897),
- „Die moderne Theologie und die moderne Kirchlichkeit“ (1902),
- „Gemeinde oder Gemeinschaft?“ (1898),
- „Katholische oder evangelische Frömmigkeit?“ (1899) und
- „Eine Bemerkung über die Gemeindepredigt“ (1898).²²

Guyots Gründungen

D. Johannes Guyot hat zusammen mit Freunden drei für sie bezeichnende Vereinigungen gegründet, die hier kurz vorgestellt werden:

- Die „Frankfurter Konferenz Hessischer Geistlicher“,
- die „Freie landeskirchliche Vereinigung für das Großherzogtum Hessen“
- und der „Hessische Diakonieverein“.

Frankfurter Konferenz Hessischer Geistlicher

Guyot hat in Gießen an der kleinen, aufstrebenden Fakultät sein Studium begonnen. Dort und in seiner Studenten-Verbindung, dem „Akademisch-Theologischen Verein zu Gießen“, gehörte der regelmäßige theologische Dialog selbstverständlich zum Studium. Die von ihm gegründete Frankfurter Konferenz „sollte Frömmigkeit und Liebe zur Landeskirche und zugleich wissenschaftliche Schulung

und Bildung in unsern Herzen pflegen und erhalten in wahrer Einheit“, sagte Pfarrer Emil Fuchs im Nachruf auf den Gründer und langjährigen Vorsitzenden der Konferenz.²³ Diese Haltung habe Guyot vorgelebt. Selbstverständlich pflegte er den Kontakt zu seinen Hochschullehrern. Bei den Konferenzen wurden Fachreferate durch Mitglieder, Hochschullehrer und andere Gäste gehalten.

Die Konferenz wurde 1897 gegründet und hatte – wohl wegen der guten Erreichbarkeit – den Eisenbahnknoten Frankfurt zum Tagungsort gewählt. (Frankfurt war damals eine selbständige Landeskirche.) Nach wenigen Jahren gehörte etwa jeder dritte hessische Pfarrer zu dieser Vereinigung.

2. Freie landeskirchliche Vereinigung für das Großherzogtum Hessen

Johannes Guyot und seine Freunde haben sich aus ihren Grundüberzeugungen heraus sehr um die Mitwirkung von Gemeindegliedern am Leben der Volkskirche bemüht. Man wollte „von der Pfarrerskirche hin zur Gemeindekirche“ kommen.

Kirchlich-konservative Personen in der Landeskirche hatten am 4. Oktober 1905 in Frankfurt die „Kirchlichpositive Vereinigung für das Großherzogtum Hessen“ gegründet, um die Entwicklung in der Landeskirche entsprechend zu beeinflussen. Das veranlasste Guyot und seine Freunde, als Antwort darauf im Dezember 1905 zur Gründung einer „Freien landeskirchlichen Vereinigung“ aufzurufen. 95 Herren haben gemeinsam in einem Rundschreiben zum Beitritt eingeladen: 59 Pfarrer, sieben Professoren, sieben Schul-

20 Universitätsarchiv Gießen, Theol. 08/10.

21 Universitätsarchiv Gießen, Theol. 08/10.

22 Zentralarchiv der EKHN, Best.299.

23 Neue Evangelische Blätter, 1910, Nr. 3, S. 70.

leute vom Lehrer bis zum Kreis-Schulinspektor, mehrere Juristen sowie Kommerzienräte und Vertreter anderer Berufe vom Arzt und Apotheker bis zum Ingenieur, Bahnvorsteher und Museumsdirektor.

Dabei wandte man sich gegen einen unevangelischen Bekenntnis- und Lehrzwang, wie er anscheinend von Lutheranern gegen Reformierte und Anhänger der Union ausgeübt wurde, was häufig die innerevangelische Abendmahlsgemeinschaft beeinträchtigte. Man wollte sich „tatkräftig allen den Aufgaben unterziehen, die uns das Evangelium unseres Herrn und Meisters für den Dienst in und an der Gemeinde und zum Wohle, besonders der Kranken und Armen, stellt“. (Wir widerstehen der Versuchung, den interessanten Aufruf vollständig abzudrucken.)²⁴

Drei vordringlich zu erfüllende Aufgaben wurden genannt:

- Die Schaffung eines zweiten Diakonissenhauses im Großherzogtum (neben dem Elisabethenstift in Darmstadt).
- Entwicklung von Konzepten, um die „der Kirche Entfremdeten“ sowohl aus dem Arbeiterstand als auch von den Gebildeten zu gewinnen.
- Kirchliche Verfassungsfragen wie die Abschaffung des Patronats von Standesherrn, „bessere geistliche Versorgung wachsender Industriestandorte, Teilung von Massengemeinden und der räumlich zu ausgedehnten Landgemeinden“.

Die konstituierende Versammlung fand am Dienstag, 2. Januar 1906, nachmittags in einem Restaurant in der Großen Bockenheimerstraße (also in der Nähe der Hauptwache) in

Frankfurt am Main statt. (Unvorstellbar, dass man rund hundert Jahre danach zu einer Vereinsgründung auf den Tag nach Neujahr eingeladen hätte.)

Nach der Tagesordnung hielt Pfarrer D. Guyot, Heppenheim, die Begrüßungsansprache. Etwa 200 Gemeindeglieder und Geistliche aus Hessen waren gekommen und gründeten die „Freie landeskirchliche Vereinigung“. D. Guyot wurde zum Vorsitzenden gewählt, der Groß-Gerauer Dekan Georg Bayer (1861-1923) zum Schriftführer. Dann wurde die Satzung beschlossen und der gesamte Vorstand gewählt. Stellvertretender Vorsitzender: Professor Dr. Beck, (Mainz). Rechner: Pfarrer Scriba (Groß-Winternheim) und die Stellvertreter für Schriftführer und Rechner. Von den gewählten Beisitzern sind je einer Amtsrichter, Arzt, Oberlehrer und Realschuldirektor, zwei Professoren und sechs Geistliche.

Die Vereinigung berichtete kurz von der Gründung, ihren Zielen und Arbeitsvorhaben in einem undatierten, gedruckten Rundschreiben – wohl bald nach der Versammlung 1906 auch zur Werbung weiterer Mitglieder verschickt,²⁵ aus dem hier nun zitiert wird:

Besonders wichtig ist es den Verfassern dabei, die Übereinstimmung der „Vereinigung“ mit der Reformation „als einer Befreiung des geistigen Lebens von hierarchischer Bevormundung“ zu betonen. Kirche wird als dienende Kirche gesehen. Es sei der „Beruf der Kirche“ (gemeint ist die Aufgabe der Kirche), „mit Wort und Tat dem Volke mit dem Evangelium zu dienen²⁶ und durch solchen Dienst fromme und freie Persönlichkeiten schaffen zu helfen“. Die „Vereinigung“ wolle „die Kirche mit dem gesamten modernen Volksleben,

24 Zentralarchiv der EKHN, Best. 299.

25 ZA EKHN, Best. 299

26 im Original „dienen“ fett

besonders mit der fortschreitenden theologischen und weltlichen Wissenschaft in geistigem Austausch halten und Kirche, Schule und Hochschule frei nach ihren eigenen Grundsätzen sich entwickeln sehen.“ Sie wolle „das Vorurteil bekämpfen, als sei die Kirche eine Anstalt zur Knechtung des Volkes“.²⁷

Die Vereinigung sei an theoretischen Erörterungen, unfruchtbarer Kritik und theologischem Gezänk nicht interessiert, sondern wolle Hand anlegen zur Besserung der Verhältnisse.. Dazu wird zweierlei genannt: Für die Versorgung der Gemeinden mit Gemeindegewestern und der Kranken mit Krankenschwestern sollen neue Wege versucht werden mit der Errichtung einer neuen „Diakonissenbildungsanstalt“.²⁸ Außerdem wendet man sich gegen das „in der Reaktionszeit wieder eingeführte Patronat über Kirche und Schule in seiner jetzigen Form“.

Übrigens hat sich an die Gründungsverammlung eine öffentliche Versammlung angeschlossen mit einem Vortrag des Heidelberger Professors Dr. Friedrich Niebergall (1866-1932): „Die Bedeutung des Jesusbildes in Frenssens Hilligenlei“. Gustav Frenssen (1863-1945), ein Pfarrer und Autor aus Dithmarschen, dessen Roman „Jörn Uhl“ sehr hohe Auflagen erreichte, hatte mit „Hilligenlei“ (= Heiliger Fels) ein damals viel diskutiertes Buch vorgelegt.²⁹ Damit wandte sich die „Vereinigung“ mit einem aktuellen Thema an eine breitere Öffentlichkeit.

Die Mitgliederzahl der Vereinigung wuchs rasch: Anfang Februar 1906 hatte sie 270 Mitglieder, 168 Gemeindeglieder und 102 Theologen, im Mai 1909 waren es bereits über 500 Mitglieder. Auch hat sich 1909 der „Darm-

städter Protestanten-Verein“ aufgelöst. Seine Mitglieder sind in die Vereinigung eingetreten. (Der Hauptverein, der Deutsche Protestantenverein war 1863 in Frankfurt am Main entstanden „als Kampforganisation für die Freiheit des Christentums“.)

Am 19. September 1928 änderte die Vereinigung ihren Namen in „Freie Volkskirchliche Vereinigung für Hessen“. Sie war nun eine der kirchlichen Parteien, die für den Landeskirchentag, wie sich damals die Synode nannte, kandidierten. Auf dem Wahlvorschlag stehen unter den 34 Bewerbern auch Frau Lina Guyot und zwei weitere Frauen.³⁰ (Eine vollständige Geschichte dieser Vereinigung, die in der NS-Zeit zu Ende ging, kann hier nicht gegeben werden.)

Für Johannes Guyot brachte das Jahr 1906 viele zusätzliche Aufgaben. Der neugewählte Vorstand tagte erstmals am 17. Januar 1906 und bildete vier Arbeitsausschüsse.

- Den „Preßausschuss“ (wie man damals sagte) mit Pfarrer Zaubitz (Bensheim) und anderen.
- Den Vortragsausschuss unter Vorsitz von Oberlehrer D. Dr. Preuschen (Darmstadt) mit D. Dr. Diehl, Pfarrer Lic. Fuchs (Rüsselsheim), D. Dr. August Freiherr von Gall und Realschuldirektor Dr. Pitz (Alsfeld).
- Den Diakonieausschuss leitete Pfarrer Kunkel (Fürth im Odenwald). Weitere Mitglieder waren Professor Dr. Beck (Mainz), Pfarrer Berck (Wald Michelbach), Pfarrer D. Dr. Diehl (Hirschhorn) und Dr. med. Raiser (Worms).
- Mit den Vorbereitungen für einen Rechts- und Synodalausschuss wurde begonnen. –

27 Text z.T. im Original fett.

28 Im Original fett.

29 Deutsche Biographische Enzyklopädie, Band 3, S.425.

30 Alle Angaben nach ZA EKHN; Best. 299.

Außerdem wurden regelmäßige monatliche Zusammenkünfte in Darmstadt und Worms vereinbart.

Aus dem Wahlprogramm der Freien Landeskirchlichen Vereinigung

Schon im Jahr 1909 wurden an der Spitze der Freien Landeskirchlichen Vereinigung die Ämter getauscht: Professor Dr. A. E. Berger (Darmstadt), ein Lutherbiograph und Kulturhistoriker, übernahm den Vorsitz von D. Guyot, der nun Stellvertreter wurde. Damit war auch berücksichtigt, dass achtzig Prozent der Mitglieder Laien waren. Auch fühlte sich D. Guyot körperlich nicht mehr in der Lage, gleichzeitig in der Vereinigung und im Diakonieverein Vorsitzender zu sein.³¹

Trotz dieses teilweisen Rückzugs war D. Guyot ziemlich sicher an dem im Juni 1909 vorgelegten Wahlprogramm erheblich beteiligt. Dort wurde aufgerufen, „endlich Ernst zu machen mit dem Ideal der evangelischen Volkskirche“. Von Luthers Reformationswerk her müsse der evangelischen Kirche „vor allem durch die Laien geholfen werden“.

Um die zentrale Forderung umzusetzen, „von der Pfarrerskirche hin zur Gemeindekirche“, wurden fünf gewichtige Punkte – mit jeweils mehreren Unterpunkten – aufgeführt.

- „Kräftigere Entwicklung des Gemeindelebens“
- „Zeitgemäßer Ausbau der Kirchenverfassung“
- „Vorurteilslose Mitarbeit der Kirche auf allen Gebieten des modernen Kulturlebens“
- Neutralität gegenüber allen politischen Parteien
- „Die Erweckung des evangelischen Bewusstseins christlicher Freiheit“

Vieles aus diesem umfangreichen Katalog wurde im Verlauf eines Jahrhunderts erreicht, wurde gebessert oder wird weiter angestrebt, weil manches in jeder Generation neu angepackt werden muss.

Einiges sei hier ausführlicher dargestellt, wobei nicht immer die damalige Ausdrucksweise verwendet wird:

Zu obigem Punkt 1) „Kräftigere Entwicklung des Gemeindelebens“ wurde gefordert:

- die vielfältigere Ausgestaltung der Gottesdienste nach den jeweiligen örtlichen Bedürfnissen durch moderne Liturgien und die Mitwirkung von Kirchenvorstehern bei der Austeilung des heiligen Abendmahls,
- intensivere Gemeindepflege durch Gemeindegewestern, Gemeindegewestern sowie durch freiwillige Hilfskräfte,
- vermehrte Pflege des Kirchengesangs und der Kirchenmusik und Schaffung eines selbständigen Organistenamtes, das damals noch Schullehrer übernehmen mussten,
- Pflege christlich-religiösen Lebens in freieren Formen (Vereinswesen, Diskussionsabende usw.),
- vermehrte Heranziehung von Frauen zu kirchlichen Betätigungen.

Gerade der letzte Punkt wurde derart konsequent umgesetzt, dass man nach einhundert Jahren eher für eine wesentlich stärkere Beteiligung von Männern eintreten müsste.

Schon aus Platzgründen werden hier nur noch einige der zahlreichen Vorschläge aufgenommen: Direkte Wahl von Kirchenvorständen und Synodalen und Übernahme des Vorsitzes im Kirchenvorstand durch Gemeindeglieder sowie das aktive und passive Wahlrecht für Frauen. Kirchenzuchtgesetze und

31 Vertrauliches Rundschreiben D. Guyots vom 23. Dezember 1907, ZA EKHN, Best. 299.

–bräuche wollte man abschaffen (das betraf etwa die Taufe unehelicher Kinder oder die Beerdigung von Selbstmördern) und neue Sitten zulassen, wie die Einführung von Einzelkelchen bei der Abendmahlsfeier oder die Feuerbestattung.

Ein Teil der im Juni 1909 erhobenen Forderungen kam auch in späteren politischen Wahlkämpfen immer wieder vor, etwa das „Eintreten für die wirtschaftlich Schwachen“ oder die „Pfleger geistiger und leiblicher Volksgesundheit“, womit u.a. die Wohnungsfrage, Jugendfortbildung, Mutterschutz, Säuglingspflege, Krippen und Kinderhorte gemeint waren.

Auch ging es um die Berechtigung des Religionsunterrichtes, die gerade eine politische Partei im Großherzogtum Hessen bestritten hatte. Die Vereinigung war nachdrücklich dafür eingetreten, die Umgestaltung des Religionsunterrichts so vorzunehmen, dass sie „sowohl mit den Grundsätzen und Methoden der modernen Pädagogik, insbesondere der Kinderpsychologie, als auch mit den gesicherten Ergebnissen der Religionswissenschaft in Einklang“ stehe.

Außerdem bemühte man sich um den „Schutz der theologischen Fakultät“ (Gießen) und die „Freiheit wissenschaftlicher Lehre gegen die Ansprüche kirchenpolitischer Parteien“. – Ferner wurde die Fortbildung der Pfarrer – vor allem im kulturellen und sozialen Bereich – in dem Programm aufgegriffen.³² Diese Aufzählung, die hier bewusst nicht kritisch gewürdigt wird, zeigt, wie umfassend sich Guyot und seine Freunde eingesetzt haben, um damit der Landeskirche und den Menschen im Großherzogtum zu dienen.

3. D. Johannes Guyot und der „Hessische Diakonieverein“

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden zahlreiche Diakonissenhäuser gegründet, zur Krankenpflege und auch für die „Kinderschularbeit“. Zugleich wurde verstärkt nachgedacht über die fachliche Ausbildung und Berufstätigkeit von Mädchen und Frauen. Wesentliche Denkanstöße dazu kamen aus dem 1890 gegründeten „Evangelisch-Sozialen Kongreß“, der bei seiner Jahrestagung 1895 die Frauenfrage in den Mittelpunkt stellte. Das soll hier nicht ausführlich erörtert werden. – Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, Guyot war zwar ein begeisterter Anhänger dieses Kongresses, lehnte aber den Weg seiner zeitweilig dort maßgebenden Kollegen Adolf Stöcker (1835-1909) und Friedrich Naumann (1860-1919) in die Parteipolitik ganz entschieden ab.³³

D. Guyot befasste sich schon länger immer wieder mit Fragen der Mutterhaus-Diakonie, des Schwesterndienstes und der Ausbildung von Kranken- und Gemeindeschwestern. Eine seiner leiblichen Schwestern war Diakonisse, Oberin in Freiburg. In Darmstadt und danach in Heppenheim hatte er als Gemeindeschwestern zunächst Diakonissen. Auch dürfte er aufmerksam verfolgt haben, wie der frühere Leiter des Predigerseminars der nassauischen Kirche in Herborn im Dillkreis, Professor D. Friedrich Zimmer (1855-1919), seinen „Evangelischen Diakonieverein“ in Einzelschritten entwickelte.

In Versammlungen des „Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen“ wurde öfter auf den Mangel an evangelischen Krankenschwestern hingewiesen. So wurde am 6. November 1900 auf

³² Nach: ZA EKHN Best. 299.

³³ Guyot, Nachwort zum Fall Korell, S. 45.

der Landesversammlung in Darmstadt die Arbeit des Diakonissenhauses Elisabethenstift dankbar anerkannt, aber zugleich zur Überwindung des bestehenden Mangels an evangelischen Gemeinde- und Krankenschwestern verlangt, „in Hessen ein evangelisches Diakonie-Seminar ins Leben zu rufen“. Man bezog sich auf den Beschluss der Abgeordneten-Versammlung des Evangelischen Bundes, der damals im Großherzogtum 4500 Mitglieder hatte, im Oktober 1899 „eine Verbindung mit dem Ev. Diakonieverein des Professors Zimmer in Berlin einzugehen“.

In der Landesversammlung am 6.11.1900 legte Pfarrer Guyot (Dortelweil) in einem Referat „die allgemeine Dienstpflicht aller Christen für ihre Kirche“ ausführlich dar. Dazu wurde dann in einer einstimmig angenommenen Resolution erklärt: „Wie es auf evangelischem Boden kein Vorrecht einer Priesterkaste geben kann, so auch kein Reservatrecht der Laien auf Gleichgültigkeit gegenüber ihren kirchlichen Pflichten“:³⁴

Guyot, der von 1899 bis 1909 Mitglied im Evangelischen Bund war, bemühte sich um eine echte Alternative zu den bestehenden Diakonissenhäusern, zur Schwesternausbildung und zur rechtlichen Stellung der Schwestern, die nun als Angestellte arbeiten sollten.

Den Evangelischen Bund trieb damals ein konfessionelles Problem um: Auf 440 Katholiken in Deutschland kam eine barmherzige Schwester und auf 1200 Evangelische nur eine Diakonisse. Dazu kamen interne Schwierigkeiten im Darmstädter Elisabethenstift, das eine Krise durchzustehen hatte.

Die Freie Landeskirchliche Vereinigung wollte von Anfang an gegen diese Notstände

vorgehen. Deshalb wurde nach der Gründung am 2. Januar 1906 schon am 17. Januar 1906 ein Diakonieausschuss gebildet, der sofort seine Arbeit aufnahm. Am 19. März 1906 fand eine Vorbesprechung statt. Dazu waren neben anderen interessierten evangelischen Männern und Frauen Vorstandsmitglieder des Protestantenvereins und der „Friedberger Konferenz“ eingeladen. – Die Friedberger Konferenz bestand seit 1856 und sammelte in Hessen die der Union zwischen Lutheranern und Reformierten nahestehenden Kräfte.

Bei der Vorbesprechung stellte Pfarrer Friedrich Kunkel (1870-1920) die damaligen Lösungsmöglichkeiten der Schwesternfrage in einem Referat vor. Kunkel, der damals Gemeindepfarrer in der Odenwaldgemeinde Fürth war (1900-1908), wirkte von 1908 bis zu seinem Tod 1920 als Oberlehrer an der Viktoriaschule und dem damit verbundenen Lehrerinnenseminar. Er gehört zusammen mit D. Guyot zu den Gründern des Hessischen Diakonievereins.

Die Gesprächsteilnehmer vertraten sehr unterschiedliche Meinungen. Sollte man nun ein neues Mutterhaus oder einen Verein gründen?

Am 13. Juni 1906 wurde dann der Diakonieverein gegründet und wurde in das Vereinsregister eingetragen unter dem Namen „Verein zur Gründung und Unterhaltung eines Diakoniehauses in Hessen“.³⁵ Pfarrer D. Guyot übernahm zunächst den Vorsitz und leitete den Aufbau des Vereins und seiner Einrichtungen. Bezeichnend dafür ist die kurze Bemerkung am 7. Januar 1908 im Brief an einen Freund: „Im Diakonieverein sind in der nächsten Zeit recht schwierige Fragen zu lösen, vor

34 Ausführlicher Bericht über die Landesversammlung 1900: Darmstädter Zeitung, 124. Jahrgang Nr. 520, 5.11.1900.

35 Nach: Wilhelm Röhrich, Tätiges Christentum – Aus der Geschichte und Arbeit der Inneren Mission in Hessen, Darmstadt 1933, S. 68ff.

allein: was fangen wir mit der Kinderpflegerinnenschule an?“³⁶ (Die Vielzahl der Probleme, die die Gründung des Hessischen Diakonievereins mit sich brachte, soll hier nicht näher dargestellt werden.)

Es zeigte sich bald, mit der Vereinsgründung war man auf einem guten Weg. „Der Hessische Diakonieverein³⁷ ist allerdings nicht unser Werk allein, er hat vielmehr Unterstützung und Förderung von anderer kirchlicher und theologischer Seite erfahren ... Aber mit freudigem Stolz dürfen wir doch darauf hinweisen, dass die erste Anregung zu seiner Gründung von uns ausgegangen ist“, stellt der Vorstand der Freien Landeskirchlichen Vereinigung für das Großherzogtum Hessen im Mai 1909 in einem kurzen Tätigkeitsbericht fest. Der Bericht gehört zu einem Aufruf, mit der die Vereinigung neue Mitglieder werben wollte.³⁸ Ausdrücklich wird dabei betont, die Arbeit des Hessischen Diakonievereins sei „keine kirchliche Parteisache“ – also keine Sache der sogenannten Liberalen. Der Druck von konservativ lutherischer Seite war in der Zeit der Gründung des Diakonievereins in dessen Anfangsjahren beträchtlich.

Davon zeugt die Schrift „Diakonissenhaus und Diakonieverein. Ein Wort zur Aufklärung und Richtigstellung“, die der Vorstand des Hessischen Diakonievereins am 16. Dezember 1907 herausgegeben hat. Drei Monate vorher war mit einem Flugblatt die Arbeit des Hessischen Diakonievereins vorgestellt worden. Dazu gab es bald eine Reihe von Stel-

lungnahmen, meist anonym, manchmal mit Namensnennung, die durchweg wenig sachlich waren. Diese wurden in der genannten Schrift wiedergegeben und auch kommentiert, dabei bemühte man sich um Versachlichung des Gesprächs. Die Vereinsgründung sei nicht als Konkurrenz zum Diakonissenhaus Elisabethenstift erfolgt, sondern weil das Diakonissenhaus nicht in der Lage war, alle Wünsche nach Gemeinde- und Krankenschwestern zu erfüllen. Dazu habe es eine Reihe von Gesprächen gegeben. Die Vertreter des kirchlichen Liberalismus erklären: „Wir sind zu gemeinsamer Arbeit unter dem Einen Herrn der Kirche auf dem gemeinsamen Gebiet der Diakonie bereit.“³⁹

D. Guyot und sein „Nachwort zum Fall Korell“

Neben den beträchtlichen zusätzlichen Verpflichtungen für Pfarrer D. Guyot im Jahr 1906 durch den Aufbau der Freien Landeskirchlichen Vereinigung und des Hessischen Diakonievereins wurde er durch den „Fall Korell“ stark in Anspruch genommen. D. Guyot sah sich aus grundsätzlichen Erwägungen veranlasst, zu diesem „Fall“ in den „Heften zur Christlichen Welt“ ein „Nachwort“ zu veröffentlichen, mit 106 Seiten seine umfangreichste Publikation.⁴⁰

Adolf Korell (1872-1941) war nach dem Theologiestudium in Gießen und verschiedenen Verwendungen in Alsfeld, Darmstadt und Dödelshausen ab 1900 zunächst Pfarrerverwalter und

36 ZA EKHN, Best. 299 –7.1.1908.

37 fettgedruckt im Original.

38 ZA EKHN, Best. 299.

39 ZA EKHN, Best. 142/1, S. 16.

40 Johannes Guyot, Nachwort zum Fall Korell. Mit den Verhandlungen der hessischen Landessynode vom 8. bis 10. November 1906 als Anhang, Hefte zur Christlichen Welt, hg. Martin Rade, Heft 58/59, Tübingen 1907. – Außerdem – besonders zu den damaligen politischen Vorgängen - : Karl Holl, Die Darmstädter Reichstagswahl von 1906 und der „Fall“ Korell. Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge, 27.Bd., Darmstadt 1962/67, S. 121-161.

dann bis 1912 Pfarrer in Königstädten im Kreis Groß-Gerau, 1912-1928 Pfarrer in Nieder-Ingelheim / Rheinhessen und 1928-1931 Minister für Arbeit und Wirtschaft bei der Hessischen Landesregierung in Darmstadt. In der NS-Zeit verlor er weitgehend seine Versorgungsansprüche. Erst 1940 wurde er nach langen Bemühungen wieder in den Kirchendienst aufgenommen als Pfarrer von Eschbach im Taunus. – Neben dem Pfarrdienst war Korell von 1911 bis 1918 Abgeordneter im Hessischen Landtag und 1920 bis 1928 im Reichstag. – Der Freien Landeskirchlichen Vereinigung gehörte er seit ihrer Gründung an.

Der auch parteipolitisch sehr engagierte Pfarrer Korell kandidierte 1906 für die Vereinigten Liberalen, einen Zusammenschluss von Freisinniger Vereinigung, Freisinniger Volkspartei und Nationalsozialen, für den Reichstag im Wahlkreis Darmstadt-Groß-Gerau. Bis 1898 hatte dieser Wahlkreis einen nationalliberalen Abgeordneten. Dann siegte hier erstmals ein Sozialdemokrat, der Darmstädter Gastwirt Balthasar Cramer. Dieser nahm als Darmstädter Stadtverordneter wegen der Planung eines neuen Stadtteils an einer Audienz bei Großherzog Ernst Ludwig teil. Wegen dieses groben Verstoßes gegen die Prinzipien seiner Partei, die nicht mit Fürsten zusammenarbeitete, musste er sein Mandat niederlegen. Die Neuwahl erfolgte am 25. April 1906. Für die Nationalliberalen kandidierte deren früherer Abgeordneter Dr. Stein, unterstützt vom Zentrum, den Antisemiten, den Konservativen und den Christlich-Sozialen. (Damalige Parteinamen entsprechen nicht unbedingt späteren Partei Gründungen. Auf die Parteiengeschichte kann hier nicht eingegangen werden.)

Das Ergebnis: Für den sozialdemokratischen Buchhändler Berthold 13 855 Stimmen, für Dr. Stein 10 320 und für Korell 5 828, obwohl er angeblich den engagiertesten

Wahlkampf geführt hatte. Korell bezeichnete am Tag danach in einer schriftlichen Erklärung seine Aufgabe für erledigt und dankte den Wählern. Denen, die bedauerten, dass er nicht wenigstens in die Stichwahl gekommen sei, schrieb er: „Nun: auch ein morscher Baum fällt nicht auf einen Hieb.“ Dieser interpretationsbedürftige Satz wurde als Angriff auf Dr. Stein verstanden, was keineswegs eindeutig war. – Für Korell war die Sache mit der Erklärung vom 26. April abgeschlossen. Er nahm Urlaub. An der Stichwahl am 8. Mai 1906 beteiligte er sich nicht einmal als Wähler.

Der Wahlausschuss der Vereinigten Liberalen hat ohne Zutun ihres unterlegenen Kandidaten dessen Wähler aufgerufen, nun „den sozialdemokratischen Kandidaten als das kleinere Übel“ zu wählen. Die Stichwahl hat mit solcher Wahlhilfe der Buchhändler Heinrich Berthold gewonnen. Pfarrer Korell wurde bereits am 10. Mai zum Oberkonsistorium nach Darmstadt vorgeladen. Er meinte, man erwarte von ihm eine amtliche Information und musste nachträglich feststellen, für das Oberkonsistorium war das eine Vernehmung als erster Akt einer Disziplinaruntersuchung. Es wurde nicht etwa beanstandet, dass er als Geistlicher für den Reichstag kandidiert hat. Man warf ihm vielmehr vor, der großherzoglich hessische Pfarrer habe seine Pflichten verletzt durch Unterlassung. Er hätte - was ihm völlig fern lag – den regierungsnahen Dr. Stein unterstützen müssen. Darauf hin hat das Oberkonsistorium dem Pfarrer Korell am 29. Mai 1906 einen disziplinarischen Verweis erteilt – übrigens gegen das Votum des Superintendenten der Provinz Starkenburg, Oberkonsistorialrat D. Dr. Friedrich Flöring (1859-1941). Die Begründung dieser disziplinarischen Maßnahme wurde am 20. Juni 1906 ausführlich in der Darmstädter Zeitung veröffentlicht – nachdem vorher schon der Rheini-

sche Kourier und im Anschluss daran weitere Zeitungen erste Hinweise gebracht hatten.

Tageszeitungen und Kirchenblätter brachten nun Berichte mit zustimmenden oder ablehnenden Stellungnahmen. Ähnlich hielten es kirchliche Vereinigungen. Der hessische Pfarrverein war von Mitgliedern bedrängt worden zu einer Stellungnahme pro oder contra zu diesen Vorgängen. Sein Vorstand lehnte das aber mit fünf gegen eine Stimme ab, „weil ihm durch jede Stellungnahme in dieser Angelegenheit die Einigkeit des Vereins gefährdet erscheint“.⁴¹

Der Vorstand der Freien landeskirchlichen Vereinigung äußerte sich eindeutig und einleuchtend: Er stimme zu, wenn das Großherzogliche Ober-Konsistorium eine Beteiligung von Geistlichen an parteipolitischen Auseinandersetzungen ablehne. „Wenn aber das Großh. Ober-Konsistorium einem Pfarrer ausdrücklich eine bestimmte Erklärung gegen irgend eine politische Partei oder ein bestimmtes Verhalten in irgend einer politischen Situation zur Amtspflicht machen will, so greift es damit nicht nur in die staatsbürgerlichen Rechte, sondern vor allem in die Gewissensfreiheit des Geistlichen ein und schädigt das Ansehen der Kirche und ihrer Diener, indem es das Zutrauen des Volkes, zumal der in schwerem wirtschaftlichen Kampf stehenden Volkskreise, zu ihrer Zuverlässigkeit, Gerechtigkeit und Willigkeit, dem ganzen Volk zu dienen, erschüttert.“ Der Vorstand teile zwar in seiner Mehrheit nicht den politischen Standpunkt Korells, aber er bedauere sowohl den von der obersten Kirchenbehörde gegen Korell angeschlagenen Ton als auch die Entscheidung selbst.⁴²

Damit hatten D. Guyot und seine Freunde eigentlich schon alles gesagt, was zu erklären war. Dem Oberkonsistorium, das sowohl eine kirchliche als auch eine staatliche Behörde im Innenministerium des Großherzogtums war, lag es fern, Kritik oder gar Belehrung anzunehmen. Das Oberkonsistorium hat dem Vorstand der Freien landeskirchlichen Vereinigung geantwortet und angekündigt, es werde der Landessynode Rechenschaft über sein Vorgehen gegen Pfarrer Korell geben. Aber schon in diesem Schreiben hieß es: „Selbstverständlich kann der an sich bedauerliche Umstand, dass wir uns hier mit Ihnen nicht in Uebereinstimmung befinden, das Bewusstsein, nur unsere Pflicht erfüllt zu haben, nicht beeinträchtigen.“⁴³ Wenn die Herren so von der Richtigkeit ihres Vorgehens und ihrer Entscheidungen überzeugt waren, dann war eigentlich die Einbeziehung der Landessynode völlig überflüssig. Doch die Synode befasste sich vom 8. bis 10. November 1906, also drei Tage lang, mit diesem einen Thema!

D. Guyot hat diese Verhandlungen in der genannten Schrift ausführlich dokumentiert und kritisch kommentiert, was hier nur knapp wiedergegeben werden kann. – In eingehend vorbereiteten Erklärungen stellte die Kirchenbehörde ihre Sicht des Falles Korell dar. Sowohl der Präsident des Oberkonsistoriums D. Adolf Buchner (1829-1911), ein angesehener Jurist – einst Vorsitzender der Anwaltskammer für das Großherzogtum Hessen und als Mitglied der Landessynode einer der Väter der hessischen Kirchenverfassung von 1874, seit 1885 Mitglied des Oberkonsistoriums und dessen Präsident von 1899 bis 1907, als auch der leitende Geistliche der Landeskirche, Prälat D. Karl Walz (1847-1929) legten Wert darauf, das hier be-

41 Guyot, S.15.

42 Guyot, S.15

43 Guyot, S.16.

handelte Thema sei eine rein innerkirchliche Angelegenheit, die für Außenstehende nicht vorhanden sei. (Trotzdem war das Oberkonsistorium damit selbst an die Öffentlichkeit gegangen!) Auch habe man dabei politische Erwägungen „völlig ausgeschaltet“.⁴⁴ Deutlicher als sein juristischer Kollege stellte der Prälat fest, im Fall Korell nehme das Oberkonsistorium „eine unstatthafte Begünstigung der Sozialdemokratie durch den Geistlichen“ (also Korell) an.⁴⁵ Freilich konnte diese Behauptung nicht belegt werden. – Ähnlich unsachlich wie die Reden der Vertreter der Kirchenbehörde waren die meisten Beiträge der Synodalen.

D. Guyot konnte dazu nicht schweigen, weil er es als evangelischer Pfarrer entschieden ablehnte, sich dem Urteil anderer unterwerfen zu sollen. „Auch über die Sozialdemokratie will ich denken dürfen, wie ich nach unbefangener Prüfung denken muss.“⁴⁶ (Um Missverständnisse zu vermeiden: Weder Guyot noch Korell neigten zur Sozialdemokratie. Aber sie waren offen auch für all die Menschen in den Gemeinden, die sich dorthin politisch orientierten.) Wenn man von der – damaligen – Kirchenfeindschaft dieser Partei spreche, dann dürfe man nicht vergessen, dass daran „auch die Kirche durch ihren Bund mit der konservativen Politik ein gutes Teil Schuld“ habe, bemerkte D. Guyot.⁴⁷

Diese Tagung im November 1906 gehört nicht zu den Sternstunden in der Geschichte der Landessynode. - Abschließend wurde über zwei Resolutionen abgestimmt. Neun Synodale, darunter der Gießener Theologie-

Professor D. Dr. Paul Drews, wollten erklären lassen, die dem Pfarrer Korell zur Last gelegte Unterlassung einer Erklärung habe „keinen Anlass zur Disziplinierung“ geboten, was die Mehrheit mit 45 gegen neun Stimmen abgelehnt hat. Beschlossen wurde dafür mit 46 gegen acht Stimmen eine etwas gewundene Vertrauenserklärung für das Oberkonsistorium in der Disziplinarsache Korell. Darüber hinaus wurde ausdrücklich gebilligt, „dass das Grossh. Oberkonsistorium durch seine Stellungnahme kund gab, dass irgendwelche politische Förderung oder Begünstigung der heutigen Sozialdemokratie mit den Amtspflichten eines evangelischen Geistlichen unvereinbar ist.“⁴⁸

Zu dieser Entscheidung hat vieles beigetragen. Pfarrer Korell war, wie D. Guyot feststellt, bei der Mehrheit der Synodalen unbeliebt.⁴⁹ Zu sachlichen Auseinandersetzungen waren nur wenige Synodale fähig und bereit, da sie Gefahr für ihre hergebrachte politische Grundeinstellung befürchteten, wie ihre Reden in der Landessynode zeigten (was hier nicht ausführlich dargelegt werden kann). Sie standen vor der Wahl zwischen den liberalen Auffassungen jüngerer Theologen und dem für sie wichtigen Wohlwollen des Oberkonsistoriums. Prälat D. Walz hatte am Ende seines Vortrags mit dem Rücktritt gedroht, indem er erklärte: „Sollten Sie ... diese grundsätzlichen Anschauungen nicht teilen, so wüsste ich, was ich zu tun hätte. Es wäre das für mich der schwerste Tag meines Lebens; ich könnte dann in der bisherigen Weise nicht mehr der Kirche dienen, die ich von ganzer Seele liebe.“⁵⁰

44 Guyot, S. 51.

45 Guyot, S. 72.

46 Guyot, S. 37.

47 Guyot, S. 41.

48 Guyot, S. 105f.

49 Guyot, S. 19f.

50 Guyot, S. 84.

D. Guyot vermutet, wie er ausführlich darlegt, hinter den damaligen Reden und Entscheidungen Abhängigkeiten vom Parteiengefüge jener Zeit.⁵¹ Das kann hier nicht vertieft werden. D. Guyot hat sich mit dem Fall Korell und seiner Behandlung trotz seiner besonderen Arbeitsbelastungen im Jahr 1906 deshalb so ausführlich befasst, weil er sich aus dem Innersten seines Wesens heraus gegen die oben zitierte Synodal-Entscheidung vom 10. November 1906 wehrt. Deshalb hat er zusammen mit weiteren 53 hessischen Pfarrern dem Oberkonsistorium und der Landessynode die folgende Erklärung vorgelegt:

- Wir stehen treu zu Kaiser und Reich, zu unserem Landesfürsten, dem Grossherzog, zu unserem deutschen und hessischen Vaterland.
- Wir stehen treu zu unserem hessischen Ordinationsgelöbnis.
- Wir erheben auf Grund dieses Gelöbnisses Protest gegen jede Erweiterung unserer Amtspflicht nach der politischen Seite.
- Wir empfinden es als Kränkung unserer Amtsehre, dass man irgendwelche politische Festlegung, wie sie der Synodalbeschluss darstellt, dem hessischen Pfarrer gegenüber für nötig hält.
- Wir empfinden es als wider die Wahrheit, wenn man mit Großherzoglichem Oberkonsistorium den Gegensatz zwischen Christentum und Sozialdemokratie so fasst, als ob über diesen Gegensatz keine Meinungsverschiedenheit mehr zulässig sei.
- Wir empfinden es als wider die Liebe, den in der Sozialdemokratie politisch organisierten Teil unserer Gemeinden und unseres Volkes ausserhalb der Kirche zu stellen.
- Da uns demnach die Entscheidung der Syn-

ode das Wesen und die Aufgabe der Kirche und des geistlichen Amtes in verhängnisvoller Weise verschiebt, so ist der Widerspruch dagegen für uns Gewissenssache.

Das Großherzogliche Oberkonsistorium hat mit der Art und Weise, wie die Vorgänge um die Reichstagswahl im April 1906 behandelt wurden – bis hin zur Synodaltagung im November 1906 – gerade nicht seinem eigentlichen, kirchlichen Auftrag gedient, sondern letztlich Zeit, Arbeitskraft und Geld vertan. Größere Gelassenheit hätte der Behörde besser angestanden. Doch wenn es um Prinzipielles geht, dann wird oft die Vernunft ausgeschaltet. Die erhebliche Aufregung im Frühjahr und Herbst 1906 war völlig unnötig. Schon am 13. Dezember 1906 wurde der Reichstag vorzeitig aufgelöst. Im Januar 1907 wurde im Wahlkreis Darmstadt-Groß-Gerau der Darmstädter Rechtsanwalt Dr. Arthur Osann von den Nationalliberalen in den Reichstag gewählt und nicht seine Mitbewerber Buchhändler Berthold und Pfarrer Korell.⁵²

D. Johannes Guyot schrieb am 7. Januar 1908 nach den wenig erhebenden Erfahrungen der vorangegangenen Jahre ziemlich verbittert einem nahen Freund: „Ich habe keine Lust, in die Synode einzutreten.“ (Einige Freunde hatten seine Mitarbeit in der Landessynode gewünscht.)⁵³ Weiter schrieb er: „Für die hessischen Pfarrer und für das hessische Oberkonsistorium rühre ich keinen Finger mehr. Es mögen jetzt einmal frische, unverbrauchte Kräfte sich rühren.“ Der Brief schloss mit einem kurzen Hinweis auf Vorhaben im Hessischen Diakonieverein. Hier lagen eindeutig für die nächste Zeit – und damit für die letzten Jahre seines Lebens – seine besonderen Aufgaben, für die er seine Kräfte einsetzen wollte.

51 Guyot, S. 22ff.

52 K. Holl, S. 160 f.

53 ZA EKHN, Best. 299

Pfarrer Paul Daniel Guyot



Pfarrer Paul Daniel Guyot

geb. 20.3.1896 ✕ 9.9.1974
Im Dienst an den Menschen

Artikel aus dem Darmstädter Tagblatt 1965

Pfarrer Paul Daniel Guyot zum 70. Geburtstag

Pfarrer Paul Daniel Guyot, Direktor des Hessischen und des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins und des Seminars für soziale Berufsarbeit, begeht am Sonntag in Darmstadt, Freiligrathstr.8, seinen 70. Geburtstag im Kreise der engsten Familie, Kinder und Enkel.

Der Jubilar wurde als Sohn des Pfarrers D. theol. hc. Johannes Guyot in Darmstadt geboren, des Gründers und ersten Direktors des Diakonievereins. Die Vorfahren waren Waldenser, die um des Glaubens willen ihre südfranzösische Heimat verlassen mussten und 1698 in Hessen einwanderten.

Seit der Reformation waren Paul Guyots Vorfahren mütterlicherseits in der Hauptsache Pfarrer, Mediziner und Juristen. Dem Studium der Theologie und Philosophie in Heidelberg und Gießen folgten der Besuch des Predigerseminars in Friedberg und Jahre als Pfarrassistent in Bad Nauheim, aus dieser Zeit stammen auch größere, wissenschaftliche Arbeiten.

Am 1. März 1924 übernahm Paul D. Guyot die Leitung des Hessischen Diakonievereins in Darmsadt als eigentlicher Nachfolger seines 1910 verstorbenen Vaters. In der Zwischenzeit waren in 14 Jahren nicht weniger als fünf verschiedene Leiter tätig gewesen.

Paul D. Guyot baute die Schwesternschaft völlig neu auf, ebenso ihre Arbeitsgebiete; er gründete 1925 das Heimathaus in der Freiligrathstraße 8 und 1927 die Wohlfahrts- und Pfarrgehilfennenschule (heute das Seminar für soziale Berufsarbeit und evangelische Gemeindepflege) in der Moosbergstraße.

Im Laufe der Zeit schlossen sich zahlreiche Arbeitsstätten an, Krankenhäuser, Heime und Schwesternschulen. In der Zeit des Nationalsozialismus konnten Übergriffe energisch und erfolgreich abgewehrt werden. 1939 wurde der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein angeschlossen.

Nach 1945 stellte sich Pfarrer Guyot der Kirchenleitung und der Landesregierung für den Wiederaufbau zur Verfügung; er hat an vielen Stellen Gutes und Vorbildliches geleistet.

Seine Hauptsorge und Hauptfürsorge galt von jeher der Schwesternschaft, ihrem inneren und äußeren Aufbau, ihrer sozialen Stellung. Selbst viele Darmstädter wissen nicht, dass im Stadtkrankenhaus Darmstadt überwiegend Schwestern des Diakonievereins tätig sind, der heute weit über 1000 Schwestern zählt, ganz abgesehen von dem ärztlichen

und Verwaltungspersonal in seinen vielen Anstalten und Arbeitsstätten.

Der Diakonieverein hat hier auf allen Gebieten des Schwesternwesens neue Einsichten und wichtige Gesichtspunkte für die zukünftige Arbeit gewonnen.

Pfarrer Guyot, als Pfarrer und Verwaltungsmann in gleicher Weise unermüdlich tätig, wurde von der Stadt Darmstadt für seine ebenso großen wie vielfältigen Verdienste um seine Heimatstadt und weit darüber hinaus mit der bronzenen Verdienstplakette ausgezeichnet. Der Jubilar gehört dem Rotary-Club an, wo er viel Gutes tun konnte, und ist als Freund aller schönen Künste, Literatur, Musik, der bildenden Kunst, des Theaters und der Wissenschaften bekannt. Seine Privatbiblio-

thek ist eine der größten in Darmstadt; sein besonderes Interesse gilt hier unter anderem Goethe und Lichtenberg.

Wenn Pfarrer Guyot noch Zeit für ein Hobby hat – seine Dienstreisen führen ihn fast pausenlos zu den vielen Arbeitsstätten in Westdeutschland, nach Berlin und in die Schweiz – dann ist es das Spaziergehen. Mit seiner Gattin sieht man ihn dann zu jeder Jahreszeit, wenn er bei weiten Gängen im Darmstädter Wald Erholung und Kraft für seine Arbeit holt.

Das „Darmstädter Tagblatt“ gratuliert dem verdienten Bürger und Freund aller Kunst recht herzlich und entbietet alle guten Wünsche für weitere, segensreiche Tätigkeit im Dienst der Mitmenschen.

Pfarrer Hans Orth



Pfarrer Hans Orth

Noch liegt auf dem langen Weg der Geschichte des Hessischen Diakonievereins ein Abschnitt zwischen der Zeit von Pfarrer Paul Daniel Guyot und 1979. Es sind die Jahre, in denen Pfarrer Hans Orth Vorsitzender des Vorstandes war. Wie Guyot-Vater war er vorher Pfarrer in der Johannesgemeinde Darmstadt, über Guyot hinaus aber war er auch „Bessunger Bub“ (wie er sich selbst gern nennt).

Auf Bitten von dem späteren Kirchenpräsident D. Wolfgang Sucker und dem Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werkes, Pfarrer Walter Rathgeber, hat Hans Orth die Aufgabe der Vereinsleitung übernommen. Zur Bedingung hatte er nur gemacht, dass ein einsatzbereiter Verwaltungsrat ihm zur Seite stände. Hans Orth hat wohl geahnt, wie viel Fragen und Probleme dieser dritte Wegabschnitt mit sich bringen würde.

Die Wiederaufbau-Phase in der Bundesrepublik war weithin abgeschlossen. Insbesondere die vielen zerstörten Krankenhäuser in den Städten waren alle wieder hergestellt. Die meisten schöner als vorher. Umso deutlicher fielen die eigenen Häuser des Hessischen Diakonievereins dagegen ab. Um die Arbeitsstätten der Diakonieschwester – damit verbunden auch die Ausbildungsstätten – für die Zukunft zu erhalten, musste die Erneuerung der Häuser vorangetrieben werden. Zunächst wurde ein Neubau für das Krankenhaus Lindenfels und fast gleichzeitig damit für das Heimathaus in Darmstadt geplant und errichtet. Die Einweihungsdaten: Wer sie nebeneinander stellt, bemerkt schnell den kurzen Zeitabschnitt von 3 Wochen im Herbst 1974. Eine kaum tragbare Last! Aber sie wurde durchgestanden.

Kaum später begannen die Vorarbeiten für die vollständige Erneuerung des Krankenhauses Hochstift in Worms. Allerdings konnte hier nur der erste Bauabschnitt in Angriff genommen werden, weil die neuen Gebäude auf dem Platz der alten errichtet werden sollten. Der Krankenhausbetrieb durfte nicht gestört werden. Die Einweihung des ersten Bauabschnitts 1978 schloss auch diese schwierige Bauaufgabe ab.

Mitbeteiligt war Hans Orth an der Planung und Durchführung des neuen Gebäudes für die Ev.Fachhochschule Darmstadt. Sie sollte ja die alte Wohlfahrtsschule = Seminar für soziale Berufsarbeit ablösen. Die Evang. Kirche hatte mit dem Elisabethenstift und dem Hessischen Diakonieverein die Herauslösung von der Fachschule für Sozial- und Religionspädagogik und dem Seminar für soziale Berufsarbeit vereinbart und den Bau und die Trägerschaft für die Fachhochschule durch die Evang. Kirche zugesagt.

Der Hessische Diakonieverein hat damit auf ein Stück traditionsreiche Arbeit verzichten müssen.

Am 29.8.1979 wurde in einer gottesdienstlichen Feierstunde Pfarrer Hans Orth durch Kirchenpräsident D. Helmut Hild in den Ruhestand verabschiedet – und Pfarrer Volker Müller, seither Inhaber der Pfarrstelle I Michaelsgemeinde Darmstadt, als Vorsitzender des Hessischen Diakonievereins eingeführt.

Das Alter – eine Aufgabe der Gesellschaft

Heimathaus des Diakonievereins eingeweiht 1974

Verdienstplakette für Pfarrer Orth

Seiner Bestimmung übergeben wurde in einer Feierstunde das neue Heimathaus des Hessischen Diakonievereins in der Freiligrathstraße. Im Namen des Vorstandes begrüßte Pfarrer Hans Orth dazu Bundestags- und Landtagsabgeordnete, Vertreter der Landesregierung, des Magistrates und der Kirchenleitung und des Diakonischen Werkes, die Schwestern und die Heimbewohner, die auf der oberen Ebene mithörten und Gäste aus der Nachbarschaft, für die dieses Haus mit all seinen Einrichtungen für Kommunikation und Therapie ein Altenzentrum werden soll.

Pfarrer Orth stellte diese Feier am Vortage des Erntedankfestes unter das Wort von Matthias Claudius: „Es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott“, und er dankte allen, die sich bei diesem Werk zum „Handlanger Gottes“ gemacht haben: den Schwestern, die schon mit dem kürzlich verstorbenen Pfarrer Paul Daniel Guyot diesen Plan fassten; Pfarrer Walter Rathgeber, der wenige Tage vor dem Baubeginn im Mai 1972 heimgerufen wurde, den Architekten Nöll und Metzger und

den rund 60 Firmen mit ihren deutschen und ausländischen Mitarbeitern, und nicht zuletzt denen, die diesen großen Bau finanziert haben: 4,8 Millionen kamen vom Land Hessen, 0,75 Millionen von der Stadt Darmstadt, 1,25 Millionen konnte das Diakonische Werk der Kirchensteuer entnehmen. Grund und Boden im Werte von 1 Million stellte der Hessische Diakonieverein zur Verfügung. Dank sprach Pfarrer Orth den beiden Darmstädter Künstlern aus: Hildegard Weiß für den großen Bildteppich und dem Bildhauer Fritz Schwarzbeck für den Brunnen mit den Seepferden im Innenhof.

Im „Verstehen, Annehmen und Begleiten“ sah Pfarrer Heinz-Günther Gasche, Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werkes, in seiner Festansprache die Aufgabe an den älteren Mitgliedern der Gesellschaft. „Alter ist unser aller Schicksal, aber wir bereiten uns schlecht darauf vor.“ Dieses Haus stelle eine Herausforderung an die Bürger der Stadt dar, mit den Vorurteilen gegenüber alten Menschen aufzuräumen. Man werde nicht alt, „man werde alt gemacht“ durch die Umwelt, es gebe auch nicht den alten Menschen schlechthin, sondern unendlich viele Ausprägungen. Wer für andere Verständnis gewinnt, lerne auch, sie anzunehmen und ihnen unaufällig Begleitung anzubieten.

Bürgermeister Horst Seffrin gratulierte im Namen des Magistrates zu diesem „modernen Bessunger Wohnhaus für die Alten“, dessen Wachsen Aufsehen und Bewunderung erregt habe. Spontanen Beifall ertete der Sozialdezernent, als er vom Gesetzgeber Maßnahmen zur Senkung der hohen Miet- und Pflegesätze forderte. Der alte Mensch habe ein Anrecht auf Pflegesätze, deren Maß ihn vor der restlosen Ablieferung der kleinen Rente oder eines sonstigen bescheidenen Einkommens bewahre.

Was Pfarrer Orth seit 1966 für den Hessischen Diakonieverein geleistet habe, sei für das soziale Leben Darmstadts von hoher Bedeutung. Mit nie versiegendem Mut und unter Einsatz der ganzen persönlichen Kraft sei Pfarrer Orth weit über die Stadtgrenzen hinaus tätig. „Der Sozialdezernent dankt für vielfältigen Rat, für intensive Mitarbeit in der Städtischen Krankenhausdeputation, für Vertrauen, Offenheit und temperamentvolle Fröhlichkeit, die stets den gemeinsamen Weg finden ließen.“

Einstimmig hat der Magistrat der Stadt Darmstadt beschlossen, Pfarrer Hans Orth seine höchste Auszeichnung, die silberne Verdienstplakette, zu verleihen. Er ehre damit, so

heißt es in der von OB H.W.Sabais unterschriebenen Urkunde, „das tatkräftige Wirken des Direktors des Hessischen Diakonievereins in vielen Bereichen des sozialen Lebens unserer Stadt.“ Er würdigte den nie versagenden Mut und das christliche Verantwortungsbewusstsein, mit denen Pfarrer Orth am Aufbau eines leistungsfähigen Sozial- und Gesundheitswesens teilgenommen hat. – In den Dank einbezogen wurde Frau Orth, für die Seffrin Blumen mitgebracht hatte.

Was er an Dank und Ehrung erfuhr, gab Pfarrer Orth weiter an alle Getreuen, die ihm zur Seite gestanden haben, vor allem an Oberin Felicitas Hack.

Oberin Line Fresenius

(22.8.1897 – 21.10.1986)

Line Fresenius trat am 1.7.1921 im Freimaurerkrankenhaus in Hamburg in den Hessischen Diakonieverein ein, legte 1922 das Krankenpflegeexamen ab und war anschließend Stationschwester im Landeskrankenhaus in Hanau. Sie besuchte vom 19.10.1929 bis zum 1.10.1930 das Gemeindepflegeseminar im Heimathaus und war dann bis 1934 Gemeindegemeinschaft in Leiselheim.

Am 26.3.1934 übernahm Line Fresenius das Amt der Oberin im Vorstand des Hessischen Diakonievereins und leitete bis zum Oktober 1966 mit Herrn Pfarrer Paul Daniel Guyot und bis zu ihrer Pensionierung im September 1967 mit Herrn Pfarrer Hans Orth die Schwesternschaft und den Verein.

Ihre Tante Lullu (Luise Rumpf) war es, die Line Fresenius schon sehr früh zum Schwesternberuf „ansteckte.“ Line Fresenius schreibt: „Tante Lullu wollte den Schwesternberuf ergreifen sie trat 1912 in den Hessischen Diakonieverein ein. Sie war ein Mensch voller Liebe und Energie, nicht immer einfach aber tatkräftig und gründlich im Helfen. Ich habe sie sehr geliebt“. So war Tante Lullu eine Diakonieschwester der ersten Stunde im Hessischen Diakonieverein und Line Fresenius folgte ihr 1921.

In ihrem Ruhestand schrieb Line Fresenius ihre Erinnerungen über ihre Zeit als Diakonieschwester und Oberin nieder:

„Ich wollte also Schwester werden, den ersten stürmischen Wunsch zu diesem Beruf bekam ich als Backfisch und zwar als ich meine Klavierlehrerein, die als Patientin in einer Mainzer Klinik lag, besuchte. Es war gegen Abend im Winter. Das Zimmer war halbdunkel beleuchtet und es roch so schön nach Carbol. „Wo bleibt da die Logik?“ Damals war



Oberin Line Fresenius

der erste Weltkrieg, und meine Eltern erlaubten mir, dass ich durch meine Tante Lullu bei ihrer damaligen Oberin anfragen lies, ob ich Helferin in einem Lazarett werden könne, denn Schwesternausbildung kam damals mit 17 Jahren nicht in Frage. Diese Anfrage wurde aber abgelehnt, weil ich noch zu unreif wäre. Endlich 1921 durfte ich in die Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins eintreten zur Ausbildung.

Das ist eine kleinere Hessische Schwesternschaft und gehört zum Berlin-Zehlendorfer Verband. Das charakteristische für diese Schwesternschaft ist von ihrer Gründung an, dass sie neben einer guten und vielseitigen Ausbildung, in religiöser wie menschlicher Beziehung eine freiheitliche Gesinnung hatte, was damals nicht selbstverständlich war.

Ich kam nun zunächst als Schwesternschülerin nach Hamburg ins Freimaurer Krankenhaus. Es war ein kleineres Krankenhaus, für die Schülerinnen sehr geeignet, weil man in eine vielseitige Ausbildung kam.

Die erste Lernzeit ist sehr schön; abends ist man todmüde und hat das schöne Gefühl, etwas getan zu haben. Die gute Disziplin, die zu diesem Beruf gehört, hilft den jungen Schülerinnen sich zurechtzufinden, besonders bei guten Stationschwestern. Wir waren auch sehr lustig zusammen. Aber als dann die Schwerkranken und Leidenden in Angst und Not in unser Leben auf Station kamen, war das anders und gerade die ersten Erfahrungen und Eindrücke vergisst man nicht.

Nach dem Examen kam ich nach Hanau in das dortige Landeskrankenhaus. Ich war erst auf verschiedenen Stationen und als eine Typhusepidemie ausbrach, kam ich auf die Infektionsstation. Meine Stationschwester starb an Typhus und ich wurde ihre Nachfolgerin. Diese Arbeit habe ich sehr geliebt.

Für die Weiterbildung, besonders für die Tätigkeit als Gemeindegewerkschwester hatte die Schwesternschaft ein Seminarjahr im Heimathaus. Es gab Unterricht in sozialer Gesetzkunde, und was eine Schwester so über öffentliche Sachen wissen muss, kirchliche Fächer besonders Geschichte, Altes Testament u.s.w. Dazu kamen praktische Fächer in denen wir von Fürsorgerinnen zur Säuglingsberatung, Tuberkulosefürsorge, Hausbesuchen mitgenommen wurden. Auch Orgelstunden konnte ich haben. Für dieses Seminar hatte Herr Pfarrer Guyot sehr gute Lehrkräfte.

Von Darmstadt aus kam ich dann als Gemeindegewerkschwester in das Dorf Leiselheim in Rheinhessen. Ich war die erste meiner Sorte, und der Kirchenvorstand wollte mich am ersten Sonntag meiner Anreise einführen. Zum Glück hatte mich Tante Lullu zum Einrichten

begleitet. Denn an diesem Sonntag, eine halbe Stunde vor der Kirche, ertönte von der Landstrasse laute Blas- und Trommelmusik. Ich sank bald in den Boden und Tante Lullu sagte ganz trocken: „Das gilt Dir!“ Na ich bin noch am Leben! Es ist eine sehr schöne Arbeit gewesen. Leiselheim war Filiale, weder Arzt noch Pfarrer am Ort. Nachts, wenn der Arzt gebraucht wurde, musste ich in die Wirtschaft und die müde Wirtsfrau aus den Federn holen. Außer der Krankenpflege musste ich die Orgel spielen wie der Lehrer Lempel und Kindergottesdienst und Jugendbund halten.

Im Kindergottesdienst saßen einige Religionsbesserte noch mit Schnuller da. Das Jaköbchen vom Schmied sollte noch nicht mit seinen Geschwistern in die Kinderlehre; da riss er einfach zu Haus aus, und kam mit Höschen und Leibchen in die Kirche. Ich setzte ihn zuerst zu den Großen, aber die machten ihn richtig unartig, also setzte ich ihn in die Schnullerreihe. Einst war ein Gemeindefest im Wirtshaussaal mit Bühne und die Kinder hatten Lieder eingeübt. Ich sagte unvorsichtigerweise die Kleinsten dürften bei ihren Eltern sitzen wegen dem Gedrängel auf der Bühne. Daraufhin sagte einer zu Haus zu seiner Mutter: „Du, wann aber die Schwester uns Kloane net mitsinge last, dann tret ich aus der Kirch aus.“ *Das sind so einige Schlaglichter von Leiselheim*

Als ich einmal eine kurze Zeit wegen Halsgeschichten krank im Heimathaus in Darmstadt lag, bereitete sich eine neue Begebenheit vor. Die damalige Oberin ging fort.

Mir wurde von unserem Pfarrer Guyot und meiner ehemaligen Hanauer Oberschwester Schwester Martha Zimmer eröffnet, dass sie mich als Oberin nach Darmstadt tun wollten.

Ich sagte, dass ich es versuchen wolle. So fand ich mich denn unerwartet als Oberin vor.

Die wichtigste Aufgabe war die Leitung des Heimathauses und kurz gesagt, die Mutter vom Ganzen. Herr Pfarrer Guyot war der geistliche und mit dem Verwaltungsrat zusammen der geschäftliche Leiter des Diakonievereins. Mein Anfang fiel in die Nazizeit. Seiner klaren politischen Überzeugung, der klugen Führung und Diplomatie in kritischen Lagen war es zu verdanken, dass wir als evangelische Schwesternschaft bestehen bleiben konnten ohne Konzessionen auf dem Gebiet des Glaubens und der ethischen Auffassung des Berufes.

Eine kleine Fürsorgerinnenschule hatten wir im Heimathaus, die war auch unangefochten. Der rheinisch-westfälische Diakonieverein hat sich mit uns vereinigt, weil er allein nicht mehr bestehen konnte, so wurden wir etwas größer und das Arbeitsgebiet erstreckte sich bis zum Niederrhein. Originelle, vom Beruf geprägte Charaktere waren typisch unter den Gemeindegewestern aus dem Rheinland, fromm, im echten und wahren Sinn waren viele.

Zu spüren bekamen wir in Darmstadt schon die Naziherrschaft. Herr Pfarrer Guyot wurde einige Male zur Geheimstaatspolizei beordert. Da stand einem jedes Mal das Herz still bei dieser Form der Inquisition, denn da konnte der Vorgeladene ja nicht auf Recht rechnen weil vollkommene Willkür herrschte. Als ich in einer großen Hetzversammlung gegen die Juden, zu der alle Frauenorganisationen zusammengeholt wurden, den Saal verlassen hatte, als gerade von „Stürmer“ geredet wurde, da wurde ich vor ein Gericht geladen und man wollte mich bekehren. Als diese Versuche zu keinem Ergebnis führten sagte ich: „Schließlich bin ich ja verpflichtet als Schwester allen Menschen zu helfen, da kann ich keinen Unterschied machen.“ Eine Frau Kohl gab

mir daraufhin Recht; damit hörte der Kampf auf und ich wurde entlassen.

Seit der Zeit legte ich mir aber öfter die Frage vor, was ich als Oberin einer Schwesternschaft wagen könne oder nicht. - Zwei unserer angehenden Fürsorgerinnen unserer Wohlfahrtsschule kamen eines Tages ganz entsetzt zu uns – sie hatten dabei sein und helfen müssen, zu einem Transport von jüdischen Frauen Leibesvisitation durchzuführen. Es war schon ein Grauen zu erkennen, dass diese Armen von der Heimat forttransportiert wurden, dass es in den Tod ging, konnte man damals nicht ahnen

Dann kam der Krieg. Als schon viele große Städte grausig zerstört worden waren, kam auch für Darmstadt eine radikale Zerstörung. Unser Heimathaus kam noch gnädig davon, die Brandbomben auf dem Dachboden blieben stecken ohne zu brennen, die anderen Beschädigungen waren nicht so gefährlich.

Ein Bild aus der Nacht nach dem Angriff:

Wir bekamen Säuglinge und etwas ältere Kindchen zur Betreuung in den Keller. Eins davon legte sich mitten in der Nacht auf den Bauch, stützte die Ärmchen auf, turnte hin und zurück, lachte uns alle an. Ein schönerer Lichtblick wäre nicht möglich gewesen.

Was im Heimathaus bewohnbar war, wurde dann bewohnt von Pfarrern, Ärzten und durchreisenden Schwestern, denn vor allem unsere rheinischen Schwestern hatten zum Teil schlimmste Zeiten durchgemacht.

Als der Frieden ausbrach, waren wir vom Heimathaus gerade beim Plündern vom nahe gelegenen Proviantamt, aber als reine Unschuld, denn die Bevölkerung um uns ließ uns hören, man könne dort Lebensmittel holen, was wir uns nicht zweimal sagen ließen. Minna, ich, unsere Wirtschafterin und Gerhard (Sohn von Pfarrer Guyot) wir zogen mit einem Leiterwägelchen los.

Wir erlangten im Proviantamt, wo kein chef-ähnliches Wesen war, einen Sack Mehl, Hühnerfutter und noch was ähnliches. Als wir an der großen Heidelberger Straße mit unserem Wägelchen ankamen, standen da die Amerikaner, so sechs etwa. Sie lachten und hatten sich die ganze Heldenbrust mit lauter Parteiabzeichen voll gesteckt, auch mit dem Mutterkreuz. Am Tag danach wurde vom neuen Oberbürgermeister (der auch noch unserem Verwaltungsrat angehörte) verkündet, dass bei Strafe niemand Lebensmittel im Proviantamt holen dürfe, und dass die bereits geholten zurückgegeben werden müssten. G,schämig haben wir einen Sack zurück gebracht und noch von verschiedenen Leuten das Prädikat „saudumm“ erhalten.

Herr Pfarrer und ich waren viel unterwegs. Viele Krankenhäuser waren zerstört bis der Krieg zu Ende war. In Nordhausen rückte der Russe an und wir mussten diese Arbeitsstätte aufgeben.

Auch Frankfurt war sehr zerstört. Mit dem Rad besuchte ich öfter meine Eltern, denn auf die Züge konnte man sich nicht verlassen. Es ging ihnen gesundheitlich nicht gut. Sie fanden Aufnahme bei Tante Emmy und Onkel Julius in Heidelberg, dafür war ich sehr dankbar. Meine Mutter erlitt einen Schlaganfall. Durch die Schwesternschaft hatte ich die Möglichkeit Vater zur Pflege in unser Krankenhaus nach Lindenfels und dann nach Seeheim zu tun, hier ist er auch gestorben.

1967 mussten wir in Hanau die Arbeit im Krankenhaus aufgeben. Durch diesen Umstand bekam ich eine Nachfolgerin, diese war geradezu prädestiniert zur Oberin. Es ist Schwester Felicitas Hack. Wir sind richtig befreundet, und ich bin froh, dass ich durch die gemeinsame Liebe zu unserer Schwesternschaft immer noch teilhaben kann an deren Weiterentwicklung und dem Leben mit meinen Gedanken.“

L.F.

An das Wirken und Leben von und mit Frau Oberin Fresenius im alten Heimathaus gibt es viele Erinnerungen:

Das „alte“ Heimathaus beherbergte das Gemeindepflegeseminar der Schwesternschaft und die Wohlfahrtsschule mit vielen internen Schülerinnen. Außerdem wohnten bis etwa 1958 Vorschülerinnen und Schülerinnen vor ihrer Krankenpflegeausbildung im Heimathaus. Sie wurden hauptsächlich in der Hauswirtschaft ausgebildet und zu gegebener Zeit von Frau Oberin den einzelnen Arbeits- bzw. Ausbildungsstätten zugewiesen.

Das Heimathaus: „Es ist die Seele des Vereins und der Schwesternschaft, es ist der Mittelpunkt der Arbeit.“ (Herr Pfarrer Guyot) Hier begegnen sich die Schwestern aus allen Arbeitsstätten zu Besprechungen, Tagungen, Kursen, Freizeiten, Lehrgängen, Feiern. Hier wird Gottesdienst gefeiert, es wird gesungen, gelacht und geweint und Schwesternschaft spürbar als tragende Gemeinschaft erlebt.

Als „Seele“ der Schwesternschaft und des Vereins wirkte auch unsere Frau Oberin Line Fresenius. Für alle, die sie kannten, war sie eine beeindruckende Frau und eine Diakonieschwester – „fromm, im echten und wahren Sinn“ – wie sie auch rheinische Gemeindepflegeschwestern beschreiben. Sie nahm mit außergewöhnlichen Gaben und Fähigkeiten, mit Leib und Seele die verantwortungsvollen Aufgaben für die Schwestern und den Verein wahr. Ihre mütterliche Ausstrahlung vermittelte Geborgenheit und eine wohlthuende, friedliche Atmosphäre. Das Heimathaus stand jederzeit für Schwestern und Besucher offen, auch für die Brüder der Landstraße; alle wurden liebevoll aufgenommen und versorgt. Oberin Fresenius hatte das Vertrauen der Schwestern, Zeit für alle Anliegen, und Verständnis für besondere Notlagen. Ihre Fröhlichkeit und Herzlichkeit, ihr Humor, ihr zupackender, uner-

müddlicher Einsatz im Haus und im großen Garten, ihre Gastfreundschaft, ihre musikalische Begabung, dazu ihre persönliche Anspruchslosigkeit und ihre „köstliche Lebensfreude“ sind uns in guter Erinnerung.

Eine pensionierte Schwester berichtet von ihrer Aufnahme im Heimathaus: „1939 stellte ich mich bei Frau Oberin Fresenius vor. Erst meinte sie, da ich erst 17 Jahre alt war, ich sollte noch ein halbes Jahr warten. Aber da ich nach der Mittleren Reife noch ein Internat mit Haushaltungsschule besucht hatte, könnte ich in der Überbrückungszeit im Heimathaus beim Einmachen (es waren viele Obstbäume im Garten) und im Haus helfen. Nach dem Gespräch ging sie zur Orgel und spielte einige Lieder. So habe ich am 1.8.1939 mit fünf Mark Taschengeld im Heimathaus angefangen. Es war eine wunderschöne Zeit. Die Abende klangen meistens mit Orgelspiel aus. Einmal wöchentlich gingen wir in die Schlosskirche zum Frühgottesdienst „Morgenwache“ zu Pfarrer Wintermann. Wer kochte vor 6 Uhr den Kaffee? Frau Oberin *Schw. Th. M.*

Frau Oberin war in ganz Darmstadt bekannt. In ihrer Tracht fuhr sie sehr oft mit dem Fahrrad, den Rucksack auf den Rücken geschnallt, durch die Stadt. Als es die ersten Einbahnstraßen gab, soll Frau Oberin sie mit ihrem treuen Drahtesel anfangs nicht beachtet haben, aber die Schutzleute haben sie gut gekannt und gemeint: die Oberin darf fahren. Sie kaufte Harzer auf dem Markt, machte Krankenbesuche mit Gaben aus dem Garten.

Oft saß sie im Heimathausgarten oben auf dem Kirschbaum und pflückte die süßen Früchte, sie weckte Obst und Gemüse ein und fütterte die Hühner.

Zimmer für Gäste waren immer gerichtet, und Frau Oberin schrieb mit Gastfreundschaft und erfrischendem Humor:



„Wir freuen uns alle sehr, wenn Sie kommen, es geht hier jederzeit, und wir erwarten Sie am nächsten Mittwoch. Nun wollen wir noch schönes Wetter bestellen, dass Sie den Garten genießen können. Am Mittwoch bin ich nicht da, weil in Godesberg Examen ist. Aber das macht ja nichts, Sie geraten hier nicht unter die Zulukaffer, sondern haben lauter bekannte Gesichter. Wenn Sie kommen, bestelle ich Lübke, Oberengel, Zinn und Peter Frankenfeld zu Ihrer Begrüßung, oder wollen Sie andere Persönlichkeiten zu Ihrem Empfang haben?: Konrad oder einen Astronauten oder Opa Chruschtschow??? Sie sehen auf dem Papier kann ich unbefangen „angeben“!

10 000 Grüße und Auf Wiedersehen auf unserem Kopfsteinpflaster, Zement und gewöhnlicher Erde *Ihre Schw. Line*

Diese Gastfreundschaft beschreibt eine Schwester so: „... wenn ich dann auf meinen Ferien- und Kurreisen nach dem Süden im Heimathaus Station machte, hatte ich ein „Zuhause“. Frau Oberin verwöhnte uns! Ich bekam das Frühstück ans Bett gebracht mit einem fröhlichen“ Gutte Morsche, Herminche“! Wenn man immer für sich selbst sorgen muss, tut es gut, sich mal verwöhnen zu lassen.“ *Schw. H.T.*

Kurzum: Sie war die „Mutter“ des Heimathauses! wie sie es selbst in ihren Erinnerungen schreibt.

Wenn der August nahte, kam für Frau Oberin die Urlaubszeit. Sie wanderte gerne, mit ihrer Schwester Dora und war eine begeisterte Bergsteigerin. In Österreich oder in Südtirol erkletterte sie in ihrer Bergausrüstung mit Pickel und Seil die Drei- und Viertausender Gipfel. Übrigens saß sie in der gleichen „Ausrüstung“ nach der Ausbombung auf dem Dach des Heimathauses und reparierte die undichten Stellen.

Wie wir schon aus ihrem Lebensbericht entnehmen konnten nahm sie gemeinsam mit Herrn Pfarrer Guyot eine klare Position gegen den Nationalsozialismus ein. Sie mussten die schwere Zeit des Dritten Reiches für und mit der Schwesternschaft bestehen und bewältigen. Der Verein verlor das Landeskrankenhaus in Hanau, die Orthopädische Universitätsklinik in Gießen und die Wohlfahrtsschule in Darmstadt.

In dieser schwierigen Zeit kam es 1939 zur Vereinigung des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins mit dem Hessischen Diakonieverein. Das Luisenhospital in Aachen, das Krankenhaus in Trarbach an der Mosel, das Spessartsanatorium in Bad Orb mit der Kinderheilstätte und viele Gemeindestationen wurden von der Leitung des Hessischen Diakonievereins mitbetreut. Zu den ca. 170 Schwestern der Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins kamen 116 rheinische Schwestern. Die beiden Schwesternschaften miteinander zu verschmelzen war für Frau Oberin eine zusätzliche Herausforderung, die sie mit Einfühlungsvermögen, Toleranz und Organisationstalent meisterte. Mit Offenheit und Herzlichkeit nahm Frau Oberin die rheinischen Schwestern auf, so dass diese sich nach einer relativ kurzen Zeit zugehörig fühl-

ten. Hilfreich dabei war, dass beide Schwesternschaften viele Gemeinsamkeiten hatten und sich in vielerlei Beziehung sehr ähnlich waren.

Eine rheinische Schwester schreibt: „Als wir rheinisch-westfälische Schwestern 1939 zum Hessischen Diakonieverein kamen, hatten wir im nächsten Sommer einen Teil unserer Ferien dazu benutzt, das Heimathaus in Darmstadt kennen zu lernen. Wir haben uns dort sehr wohl gefühlt. Wenn wir Mittag gegessen hatten, sagte Frau. Oberin: „Den Nachtschüssel könnt Ihr Euch im Garten holen, geht in die Johannisbeeren.“ Ich bin öfter im Heimathaus eingekehrt, und Frau Oberin hat uns immer liebevoll betreut. So ist uns das Heimathaus mit Frau Oberin lieb geworden.

Schw. E.L.

Die Belastungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit waren bedrückend. Nicht nur, dass viele in Not geratene Schwestern und Besucher im Heimathaus Zuflucht suchten, auch Herr Pfarrer Guyot musste wegen Bombenschäden am Pfarrhaus mit seiner Familie ins Heimathaus einziehen. Man kann sich kaum vorstellen, unter welcher beengten Verhältnissen das Leben im Heimathaus gemeistert werden musste.

Bald nach dem Krieg kam der drängende Ruf nach Diakonieschwestern u. a. für das Stadtkrankenhaus Hanau und die Städtischen Kliniken Darmstadt.

Diese Zeit stellte Frau Oberin Fresenius täglich vor neue Aufgaben und Probleme, die sie mit ihrer unermüdlichen Energie, mit festem Gottvertrauen und mit Zuversicht anpackte.

So arbeitete sie auch am inneren Neuaufbau der Schwesternschaft, von großer Bedeutung waren dabei die Anschaffung der zweiten Brosche und des Umhängekreuzes. Dazu Frau Oberin: „Zuerst war die später so ge-

nannte zweite Brosche da. Sie ist in der vereinfachenden Kunst des Jugendstils wunderschön mit den grundlegenden Symbolen des Kreuzes und der Lutherrose gearbeitet, Silber mit schwarzer und roter Emaillearbeit in Silber eingelegt. „Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht.“ Immer wieder scheint mir dieser Wappenspruch Luthers von der Freude und dem Ernst unseres Berufes einen Widerschein zu geben.“

Bald nach dem Ende des Krieges 1945 sehnten die Schwestern sich danach auch ein Umhängekreuz zu haben als Zeichen ihrer 25-jährigen Zugehörigkeit und Tätigkeit im Hessischen Diakonieverein. Im zerstörten Frankfurt war im Römer eine erste Ausstellung von Kunstwerk, Schmuck, Gefäßen – wenige aber ausgesuchte wunderbare Dinge, die nach der Zerstörung seltsam berührten. Darunter war in einer Vitrine ein kleines Kreuz, genau die Form, die das Schwesternkreuz hat. Es war so gearbeitet: außen ein Gelbgolddraht und innen ausgefüllt mit einem wunderbaren roten Stein. Herr Pfarrer Guyot und Frau Oberin Fresenius waren sich einig, dass dies die richtige Form für das Schwesternkreuz sei. Herr Pfarrer Guyot hat das Kreuz erworben und es als Modell dem Sohn von Rudolf Koch, der in Frankfurt eine Werkstatt hatte, zum Entwurf des Schwesternkreuzes gegeben. Herr Pfarrer Guyot hat dann mit Paul Koch die Gestaltung besprochen und von ihm ausführen lassen. Auf der einen Seite ist eingegraben: ein Weinstock mit dem Spruch: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“; auf der anderen Seite ein Rosenstock mit dem Spruch: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes“. – „So tröstliche Worte haben wir auf unserem Schwesternkreuz, ein wahrer Trost für uns und unsere Pflegebefohlenen.“ So schreibt Frau Oberin dazu.

33 Jahre wirkte Frau Oberin Fresenius im „alten“ Heimathaus. „Die freiheitliche Gesinnung in religiöser wie in menschlicher Beziehung“, so schreibt sie selbst, hat sie glaubwürdig gelebt und in der Schwesternschaft vermittelt. Viele pensionierte Schwestern erinnern sich heute noch an eindrucksvolle Begegnungen, an ihr Orgelspiel und an besondere Feiern. Besonders auf die Weihnachtsfeiern, die Frau. Oberin liebevoll vorbereitete und gestaltete, freuten sich viele Schwestern, sie kamen von nah und fern dazu angereist: „Nach der offiziellen Weihnachtsfeier und nach dem wunderbaren gemeinsamen Abendessen in dem Holz getäfelten Speisezimmer setzte sich Frau Oberin. an die Orgel und spielte Weihnachtslieder, wir sangen ein Lied nach dem anderen und wollten nicht nach Hause. Der Busfahrer wartete ganz ungeduldig.“

Frau Oberin Fresenius wirkte nicht nur im Heimathaus, sie war auch in der Petrusgemeinde aktiv, spielte vertretungsweise die Orgel, arbeitete im Kirchenvorstand mit und engagierte sich beim Wiederaufbau und der Renovierung des Petrusfensters.

Am 23.9.1967 wurde Frau Oberin Fresenius in einem Festgottesdienst in den Ruhestand verabschiedet.

Frau Oberin Fresenius verstarb am 21.10.1986 in Freiburg i. Br. Sie wurde in unserem Schwesterngrab auf dem Waldfriedhof in Darmstadt beigesetzt. Herr Pfarrer Volker Müller hielt die Trauerfeier, zu der sich eine große Trauergemeinde einfand.

Zum Abschluss ihre eigenen Worte über den Schwesternberuf: „Ich empfinde immer wieder, dass der Schwesternberuf unsagbar schön ist. Man kann mit allen Kräften des Leibes, der Seele und des Geistes arbeiten, helfen, pflegen, mittragen. Es wird nichts Auffallendes verlangt, aber Güte, Einfalt und Liebe,

die allein den schwersten Stunden eines Menschen gut tun und heilsam sind. So Gott will, sühnt man dadurch auch eigene Schuld und erfüllt zu einem kleinen Teil den Sinn menschlichen Daseins.“

Ihr Lieblingspsalmwort begleitete sie auf ihrem Lebensweg und ist bezeichnend:

**Fülle uns frühe mit deiner Gnade,
so wollen wir rühmen und fröhlich
sein unser Leben lang**

Psalm 90,14

Auszug aus der Familienchronik, die Line Fresenius in ihrem Ruhestand verfasste:

„Aus Stammbäumen und dem Deutschen Geschlechterbuch können wir lesen und wissen, dass ein Findling aus dem 30jährigen Krieg namens „Daniel Fresen“, geboren um 1612, den der Krieg in eine Mühle in Dorf Itter (Hessen-Nassau) verschlagen hatte, unser erster beglaubigter Vorfahr war. Die Familie hat später den Namen latinisieren und sich Fresenius nennen lassen.“

In der Fresenius'schen Ahnenreihe gab es bemerkenswerte Persönlichkeiten: u.a.

Johann Philipp Fresenius, geboren 1705, er war zur Zeit Goethe's Pfarrer an der Katharinenkirche in Frankfurt, und hat die Eltern von Goethe getraut und Goethe getauft. Goethe erwähnt die Taufe in Dichtung und Wahrheit.

Der zweite Fresenius, der bekannt wurde, war der Chemiker Remigius Fresenius (1818-1897). Er hatte in Giessen bei Justus Liebig studiert, war Professor an dem Institut für Landwirtschaft, gründete das „Fresenius'sche Laboratorium“ und gab die Zeitschrift für analytische Chemie heraus.

Unser Großvater Karl Fresenius war Professor (Mathematik) in Frankfurt. Im Musikantenweg hatte er sich ein Haus bauen lassen, wo

wir Enkel noch aus- und eingingen. Unsere Großmutter Karoline Fresenius haben wir noch gut gekannt. Sie war eine liebe, stille Frau und hatte leider die Gicht. Sie wurde von ihrer Tochter Anna treu gepflegt. Für uns Kinder waren die Besuche im Musikantenweg immer wunderbar, und das alte Haus ein Paradies.

Unser Großvater Ernst Rumpf war erst Advokat, dann im Richterstand in Frankfurt und Wiesbaden und zuletzt Senatspräsident am Oberlandesgericht in Kassel. Er hat am Bürgerlichen Gesetzbuch mitgearbeitet und darin das Grundrecht bearbeitet. Wir hatten das große Glück, dass unsere Großmutter Dorothea Rumpf noch bis zum Jahre 1920 lebte und immer in der Nähe war. Ihre Familie war eine Frankfurter Familie.

Frankfurt als Vaterstadt unserer Familie, war vor 1914 noch gemütlicher Sitz alter Familien und dadurch zahlreicher Verwandtschaft und in diesem Gewebe fühlten wir als Kinder uns sehr wohl und wir hatten das Bewusstsein, dass unsere Großmutter eine Persönlichkeit und ein eigener Charakter war.

Unsere Mutter Pauline, war ihr ältestes Kind. Tante Anna Fresenius und Tante Luise Rumpf, genannt Tante Lullu, gehörten zu unserer Kindheit.

Unser Vater Karl Fresenius, lernte Apotheker studierte danach Chemie, und kam in den



Verein für chemische Industrie, der seinen Sitz in Frankfurt hatte. Weil der Verein außerhalb Rohfabriken hatte, und neu gründete, wurden unsere jung verheirateten Eltern nach Sosnowitz (damals Russ. Polen) versetzt. Als wir Zwillinge uns ankündigten, kamen die Eltern aber nach Wittingen bei Schenkenzell (Nord-schwarzwald), wo wir alle drei auf die Welt kamen. (Line, Zwillingbruder Ernst und Dora) Aber Vater musste noch öfter längere Zeit nach Russland und unsere Kinderbriefe gingen dort hin.

Noch ehe wir in die Schule kamen wurde unser Vater nach Frankfurt in das Hauptlaboratorium versetzt und wir zogen in ein altes Haus in der Altmainzergasse, einige Jahre später nach Sachsenhausen gegenüber von Großmutter Rumpf. Unser Schulweg war ganz schön weit, über den Main, Altstadt, Zeil zum Börsenplatz, wo Dora und ich in die Elisabethenschule gingen.

Tante Anna trug zu unserer Bildung bei durch den Struwwelpeter. Wir konnten ihn ziemlich auswendig. Der Struwwelpeter hatte noch einen zweiten Teil, den König Nussknacker. Der war zum Teil eine Parodie auf den preußischen Militarismus.

Eines Tages kam Kaiser Wilhelm zu Besuch nach Frankfurt und zeigte sich dem Volk vom Balkon des Hotels Imperial, das war gegenüber dem Opernplatz. Alles war prächtig illuminiert mit flackernden Lichtchen und mein Vater nahm mich mit, um das Spektakel anzusehen. Er hatte mich auf den Absatz eines großen Kandelabers gehoben und ich und andere Kinder sahen auch wirklich was. Als die Militärkapelle „Heil dir im Siegerkranz“ blies sang ich über die Menge hin: „Heil Dir du Knusperhans“, wie ich das aus dem König Nussknacker kannte, worüber sich die Frankfurter aus der nächsten Umgebung und mein Vater sehr freuten.

Unsere Kindheitserinnerungen sind so schön- mit Webfehler- wie das für Kinder ist, die von den Eltern und der Familie ganz umfangen sind. Die Liebe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit unserer Mutter ging auch über andere ihrer Familie und Umgebung hinaus.

Nach einigen Schuljahren (Zoder³) wurde unser Vater in die chemische Fabrik in Mombach, bei Mainz versetzt. Wir erzählten unseren Schulkameraden Mombach läge in Russland. Im Rhein schwammen wir sehr viel, er war noch grün, es gab Schwimmanstalten und später gehörten wir dem Schwimmclub „Germania“ an. Im Winter konnte man große Strecken Schlittschuh laufen längs des Ufers.

Unsere Eltern richteten ihre Haushaltung so sparsam ein, dass sie uns eine gute Schulbildung und nachher Ausbildung ermöglichten.

1914 ist dann der erste Weltkrieg ausgebrochen. Man kann diese Zeiten nicht schildern. Ich kam im Krieg in die landwirtschaftliche Frauenschule des Reifensteiner Verbandes, nach Weilbach bei Rüsselsheim, und legte das Examen als Landwirtschaftslehrerin ab.“

Über Ihre Zeit im Ruhestand schreibt Line Fresenius: „Ich zog zu meiner lieben Schwester Dore nach Freiburg. Das ist noch eine sehr schöne Zeit gewesen -besonders wenn wir beide in den Sommerferien mit dem Rucksack in die Berge zum bescheidenen Krakseln losgefahren sind. Dore malte, während ich mit dem Spirituskocher die Mittagssuppe kochte, wie wir es früher von unserem Vater gelernt hatten, denn darin lag die Wurzel zu unserer Krakselnliebe.“

L.F.

Ein besonderer Dank gilt Frau Ingrid Rumpf, sie hat uns die Familienchronik, und die Lebenserinnerungen von Line Fresenius für die Festschrift zur Verfügung gestellt.

Oberin Felicitas Hack

(3.4.1906- 11.3.1997)

Wenn man sich an Frau Oberin Felicitas Hack erinnert, denkt man vor allem an ihre langjährige Tätigkeit im Stadtkrankenhaus Hanau, an ihre vielen Reisen zu Diakonikonferenzen und internationalen Kongressen, an die von ihr ins Leben gerufene Line-Fresenius-Stiftung und an ihre gebildete Persönlichkeit, von Diplomatie, nüchterner Frömmigkeit und menschlicher Wärme geprägt.

Die Familie Hack stammt angeblich von zwei Brüdern ab, die als Hugenottenflüchtlinge in Homburg/ Hessen eingewandert seien. Beide seien in Windecken bei Hanau sesshaft geworden, woher die Grafen von Hanau stammten.

Felicitas Hack wurde am 3.4.1906 in Hanau geboren. Ihr Vater Jakob Hack, geboren, 1876 in Windecken, erlernte das Maurerhandwerk und war später Architekt und Baumeister. Ihre Mutter Felicitas Hack, geborene Suck, stammte aus Westerland auf Sylt. Aus dieser Ehe hatte Felicitas Hack noch zwei Geschwister, Marianne und Heinrich. Als sie 15 Jahre alt war, verlor Felicitas Hack ihre Mutter. Ihr Vater heiratete 1923 erneut, es folgten die beiden Kinder Günter und Inge. 1913 kam Felicitas Hack in Westerland zur Schule. Später besuchte sie die „Höhere Töchterschule“ in Hannover und das Lyceum in Düren, wo ihr Vater eine Stelle als Architekt angenommen hatte. Hier erlebte Felicitas Hack den Ausbruch des 1. Weltkrieges und eine große Hungersnot.

Vater Hack wurde nach Lüttich versetzt und als Tiefbauingenieur in Belgien tätig. Diese Zeit in Lüttich endete mit dem Waffenstillstand 1918. Die Familie siedelte nach Hadersleben um und als Hadersleben dänisch wurde, endgültig im Mai 1920 nach Hanau. Felicitas



Oberin Felicitas Hack

Hack besuchte mit Sondergenehmigung des preußischen Kultusministers das humanistische Gymnasium „Hohe Landesschule“, wo sie 1925 ihr Abitur ablegte. Danach wollte Felicitas Hack Theologie studieren, dazu holte sie in Bethel 1925/1926 das fehlende Hebräischstudium nach und schloss es mit Erfolg ab. An diesem Studium hatte sie viel Freude, um so mehr bedauerte sie, dass sie aus finanziellen Gründen das Theologiestudium nicht aufnehmen konnte. Durch Vermittlung des Diakonissenmutterhauses Sarepta in Bethel konnte Felicitas Hack in verschiedenen Krankenhäusern in der Krankenpflege arbeiten. Sie beschreibt ihre ersten Erfahrungen:

„So kam ich im Mai 1926 in die Städtischen Krankenanstalten in Bremen. Die Anstalt hatte 2000 Betten, die Chirurgie, in die ich kam 350. Ich war „freie Helferin“ und wurde in ein Zimmer verwiesen, das mit chirurgischen Kin-

den belegt war, auch schwerkranke darunter, ich musste mich in die Arbeit ziemlich allein einfinden. Das gab Ängste und manche schlaflose Nacht. Ich begleitete viele Patienten in den Operationssaal und wurde dort gleich angestellt bei den letzten Vorbereitungen, zur Narkoseassistentin, und zu der anstrengenden Lagerung mit den Schenkeln der Patienten auf beiden Schultern: "Becken hoch" hieß: In die Kniee gehen "Tief" hieß: Aufrecht stehen; „In die Knie“ hieß: Tiefgleich wieder hochkommen usw. Alles, was heute auf Knopfdruck technisch geht, mussten wir mit ganzer Kraft ausgleichen

Das größte Ereignis für mich war eine Herzoperation, die Lösung der Narben einer so genannten Concretio cordis (Bewegungsunfähigkeit), einer vernarbten Tuberkulose des Pericardis (Herzbeutel). 10 Minuten nach der Operation hatte der Patient warme Füße. Ich habe in der Nacht Sitzwache bei ihm gemacht.

Im Kinderzimmer gab es auch Spaß. So sang ein kleiner Rotschopf nach dem Schlager: „Eine Miezekatte hat er aus Angora mitgebracht“: Eine Felicikatte hat er aus Angora mitgebracht, ich hatte meine Not, ihn zum Schweigen zu bringen, damit daraus kein Spitzname wurde.“

Da Felicitas Hack das Krankenpflegeexamen nicht machen wollte, ging ihre Zeit in Bremen zu Ende und sie fuhr erst einmal nach Hause. Sie folgte dann einem Ruf Bethels in das Evangelische Krankenhaus in Herne, war in der Kinderheilstätte Bad Sassendorf tätig und übernahm 1929 eine Hauslehrerstelle in Oberbayern. Das Theologiestudium konnte sie leider weiterhin nicht verwirklichen, so war sie auf der Suche nach einem festen Beruf. Dazu schreibt sie: „Pfarrer Scheig in Hannau verwies mich an Pfarrer Guyot in Darmstadt, der mir einen Termin zu einer Ausspra-

che gab, an deren Ende ich nach dem Prospekt der Schwesternschaft fragte. Und gegen alle früheren Absichten, meldete ich mich zum 1. November 1930 beim Hessischen Diakonieverein in Darmstadt an.

So war es damals: blau-weiß gestreiftes Waschkleid mit steifem Kragen, Kleiderlänge 23 cm vom Boden, zwei rechts-zwei links gestrickte Strümpfe, flache Absätze. . Am Morgen erst Andacht und Frühstück, danach wurde die Arbeit in Haus, Garten und Küche streng eingeteilt von Frau Oberin Emma Kropp.“

1931 wurde Felicitas Hack zur Ausbildung nach Nordhausen versetzt und bestand 1933 das Krankenpflegeexamen. Bis 1935 war sie dort Stationschwester und vom 1.9.1939 bis zur Ausbombung am 4.4.1945 Oberschwester in einem Lazarett in Nordhausen. Das Hauptlazarett wurde in einem Erziehungsheim in 12 Gebäuden mit 1000 Betten eingerichtet. Felicitas Hack war für 104 Pflegekräfte zuständig. Später wurden weitere Häuser in der Umgebung belegungsfähig gemacht, 210 Betten kamen hinzu. Es ist für uns unvorstellbar unter welchen schwierigen Umständen und Bedingungen die Versorgung und Pflege der Verwundeten geschehen musste. und welche Not in diesen Unterkünften herrschte.

Trotzdem ging auch hier der Humor nicht verloren. Zwei Episoden, die Frau Oberin gerne erzählte:

Ein Soldat, der sich auf einem unerlaubten Ausflug befand, versuchte bei seiner Rückkehr durch ihr Fenster herein zu kommen. Doch er bemerkte seinen Irrtum. Kurz darauf hörte sie, wie das Fenster im Nebenzimmer geöffnet wurde. Sie ging in das Zimmer und fragte: „Was ist denn bei Euch los?“ Die Antwort: „Ach wir wollten nur ein bisschen frische Luft herein lassen.“

Da sagte sie: „Ach, ja? Die frische Luft wollte eben bei mir herein!“,

Die zweite Episode, die sie auch gerne erzählte: Einer der Patienten hatte einen riesengroßen Wecker und sie kam einmal dazu, als er klingelte. Da meinte der Verwundete: „Hab’i. net e herzig Weckerle?“

Das Kriegsende erlebte Felicitas Hack in Notlazaretten in amerikanischer, englischer und russischer Gefangenschaft. Mit 16 Schwerverletzten kam sie nach Aschersleben, die Patienten wurden einem englischen Lazarettzug übergeben. Felicitas Hack fuhr mit einer englischen Sanitätstruppe im Zug über Ilseburg nach Goslar, wurde dort frei gegeben und erreichte am 31.7.1945 Hanau.

Da kam die Nachricht, das Krankenhaus wolle wieder Diakonieschwestern haben und verlange nach ihr.

Frau Oberin Hack berichtete dazu: „Ich hatte nicht lange Zeit über meine Zukunft nachzudenken, da erfuhr ich, dass schon mehrfach vom Krankenhaus nach mir gefragt worden war.

Nach 14 Tagen bin ich dann selbst in das völlig zerstörte „Dr Robert Ley- Krankenhaus“ gegangen. Ich fand auch den ärztlichen Direktor Professor Dr. Wichels, der sich freute, mich zu sehen. Auf die Anfrage des Krankenhauses beim Hessischen Diakonieverein in Darmstadt, ob dieser den Pflegedienst wieder übernehmen wolle, hatte man die Antwort bekommen, das hinge nur davon ab, ob ich aus der Gefangenschaft gesund zurückkäme und bereit wäre, die Leitung zu übernehmen. Der damalige Bürgermeister der Stadt war mein alter Schulfreund Dr. Herrmann Krause, der mit Professor Wichels und mir nach Darmstadt fuhr, um den Wunsch der Stadt noch einmal vorzutragen. Ich hatte ihm meine grundsätzliche Bereitschaft erklärt. Nach Abklärung der wichtigsten Fragen über einen Vertrag bekam

ich die Anweisung, zunächst an Ort und Stelle die Situation zu klären. So trat ich am 17.8.1945 meinen Dienst an, der dazu führte, dass der Hessische Diakonieverein ab 1.9.1945 den Pflegedienst verantwortlich übernahm.“

Das Landeskrankenhaus war zu 85% zerstört. In drei Ausweichkrankenhäusern, Langenselbold, Hüttengesäß und Neuenhasslau wurden die Patienten versorgt. Es begann eine äußerst mühsame und sorgenvolle Aufbauarbeit, zumal es an Ärzten und Schwestern mangelte. 1948 war es dann ein Erfolg, als die ersten fünf Krankenpflegeschülerinnen ihr Examen machten. 1950 konnten die ersten Gebäude in Hanau wieder in Betrieb genommen werden.

22 Jahre wirkte Frau Oberin Hack in Hanau. Nach harten Jahren des Wiederaufbaus war es eine große Enttäuschung für sie, als die Stadt Hanau auf die Dienste der Schwesternschaft verzichtete und 1967 den Gestellungsvertrag mit dem Hessischen Diakonieverein löste.

Frau Oberin Hack wurde nach Darmstadt ins Heimathaus berufen und als Nachfolgerin von Frau Oberin Line Fresenius in einem Festgottesdienst am 23.9.1967 in das Amt als Vorstandsoberin eingeführt. Sie trug die Verantwortung im Vorstand zusammen mit Herrn Dr. Ernst Holtzmann und Herrn Pfarrer Hans Orth. Am 29.8.1979 wurde Pfarrer Orth in den Ruhestand verabschiedet und Herr Pfarrer Volker Müller als sein Nachfolger eingeführt. 1981 wurde sie im Alter von 76 Jahren in den Ruhestand verabschiedet.

Als Pensionärin lebte Frau Oberin Hack in unmittelbarer Nähe des Heimathauses auf dem Gelände des Hessischen Diakonievereins. Sie nahm am Leben im Heimathaus und an den Veranstaltungen der Schwesternschaft regen Anteil, kümmerte sich um die pensionierten Schwestern, sammelte eifrig für die ihr

sehr am Herzen liegende „Freseniusstiftung“ und pflegte weiterhin ihre Kontakte. Eine besondere herzliche Verbindung hatte sie zur großen Pfarrfamilie Orth, „sie war so etwas wie ein Familienglied, an allem interessiert und uns sehr nahe,“ bemerkte ein Sohn von Pfarrer Orth.

Außerdem war sie vom Vorstand mit der Betreuung der pensionierten Schwestern beauftragt. Von 1984 bis 1986 befasste sie sich mit der Erstellung der Geschichte des Rheinisch-Westfälischen Diakonievereins. Diese umfassende Dokumentation konnte am 80. Geburtstag des Hessischen Diakonievereins vorgestellt und herausgegeben werden.

Obwohl Frau Oberin Hack 1995 schwer erkrankte, besuchte sie 1996 ihre Familienangehörigen in Kanada und den USA., Sie verstarb am 11.3.1997. Die Trauerfeier hielt Herr Pfarrer Dr. Dreißigacker, eine große Gemeinde begleitete sie zu ihrer letzten Ruhestätte, sie fand ihre letzte Ruhestätte im Schwesterngrab auf dem Waldfriedhof in Darmstadt.

An die Hanauer Zeit erinnern sich heute noch viele Schwestern. Mit ihrer schwarzen Tasche, genannt „ihr Gehirn“, ging Frau Oberin täglich durch die Klinik, meist noch lange nach Mitternacht zu den Nachtwachen. Dabei amüsierte sie sich köstlich, als sie zwei Nachtschwestern miteinander reden hörte: „Schleicht die Alte noch durchs Haus?“ Man war zu keiner Zeit sicher vor ihr, aber die Schwestern fühlten sich gut betreut. Gerne feierte Frau Oberin Feste. An Fastnacht verkleidete sie sich so originell, dass es lange dauerte, bis man sie erkannte.

Gespräche und Begegnungen aus dieser Zeit charakterisieren die Persönlichkeit von Frau Oberin:

„Am meisten schätzte ich ihre Diplomatie. Wo mehrere Frauen zusammen arbeiten, gibt

es immer einmal Auseinandersetzungen; ich denke, vielleicht bei Schwestern noch mehr. Und unsere Frau Oberin machte das folgendermaßen: Sie hörte sich die streitenden Parteien an, stellte ihre Ohren auf Durchzug, ließ geduldig den Redeschwall über sich ergehen, passte auf, dass sie nicht dabei einschlief. (Sie war immer so müde, weil man sie Tag und Nacht in Anspruch nahm.) Wenn dann der Redeschwall der gereizten, zornigen Schwester nachließ, war unsere Frau Oberin wieder hellwach, sagte ein paar beiläufige Worte, versuchte abzulenken, indem sie ein anderes Thema anfang. Na, und dann ging fast jede Schwester getröstet von dannen mit der Gewissheit, dass sie verstanden wurde. Und die andere Partei glaubte dasselbe.“ *M.L.*

Man konnte voller Zorn, voller Traurigkeit, voller Ratlosigkeit zu ihr kommen, sie hatte immer Zeit, hörte zu, und wenn man dann wieder getröstet davon ging, war zwar nicht immer das anstehende Problem gelöst, aber man hatte wieder Neues von Cäsar gehört! So lernte ich die römische Geschichte kennen! Ihre Toleranz, ihre Klugheit und ihr diplomatisches Geschick dürften ja inzwischen wohl allen bekannt sein – wenn nicht, dann wäre diesen sowieso nicht mehr zu helfen.“ *D.H.*

In ihrer Darmstädter Zeit standen im Vordergrund die Planung und der Bau des großen Altenzentrums, das für 200 ältere Menschen Wohnung und Pflege bieten und Heimathaus für die Diakonieschwestern werden sollte. Den Anstoß dazu gab die Not vieler alter Schwestern, die in den sechziger Jahren eine geeignete Unterkunft suchten. Weitere Planungen befassten sich mit dem Krankenhausneubau Lindenfels, mit Traben-Trarbach, Worms und dem Aufbau der Höheren Fachschule für Sozialarbeit (früher Wohlfahrts-

schule). Um diese Vorhaben zu verwirklichen, musste die Arbeit im Hessischen Diakonieverein konzentriert und Arbeitsstätten aufgegeben werden. 1974 konnten sowohl das Krankenhaus in Lindenfels mit 165 Betten als auch das Altenzentrum „Heimathaus“ in Darmstadt eingeweiht werden.

Im neuen Altenzentrum „Heimathaus“ stehen die Gemeinschaftsräume, Konferenzräume und der Festsaal für Veranstaltungen, Feiern, Gottesdienste auch der Schwesternschaft zur Verfügung.

Um etwas von der Tradition des alten Heimathauses zu bewahren, richtete Frau Oberin mit den alten Möbeln und der Standuhr aus dem alten Heimathaus eine Schwesternwohnung mit Wohnzimmer, Esszimmer und mehreren Schlafzimmern ein. So konnten in kleinem Rahmen Begegnungen, Geburtstagsfeiern, Klassentreffen ehemaliger Schülerinnen, Gesprächskreise stattfinden und die Schwestern wussten, dass sie jederzeit im Heimathaus übernachten konnten.

Aber Frau Oberin musste auch nochmals erleben, dass ein Gestellungsvertrag – diesmal mit der Stadt Darmstadt – aufgelöst wurde. Obwohl sie sich für die Städtischen Kliniken in Darmstadt sehr engagiert hatte, war die Auflösung zum 30.6.1981 nicht zu verhindern.

Mit ihrer umfassenden Bildung, ihrem diplomatischen Geschick, ihrer Sachkompetenz in der Diakonie und in der Krankenpflege und ihrer Lebenserfahrung prägte Frau Oberin über viele Jahre die Arbeit im Krankenhaus, das Leben der Schwesternschaft, die Arbeit im Vorstand und im gesamten Diakonieverein, sowie im Zehlendorfer Verband.

Herr Pfarrer Orth erinnert sich an „12 gemeinsame Jahre im Vorstand, mit Aufbau und Enttäuschungen, mit schnellen Fahrten kreuz und quer durch Deutschland in Ost und West

und besonders ihre Fähigkeit, Konflikte zu entschärfen und schlagfertig Situationen zu klären“.

Große Beachtung fand ihr Festvortrag: „Der Hessische Diakonieverein einst und jetzt“ den Frau Oberin Hack in der gottesdienstlichen Feier am 29. August 1979 anlässlich der Verabschiedung von Herrn Pfarrer Hans Orth in den Ruhestand und der Amtseinführung von Herrn Pfarrer Volker Müller als Vorsitzender im Vorstand, hielt. Sie gab einen eindrucksvollen Rückblick auf die 70-jährige Geschichte des Hessischen Diakonievereins und seiner Schwesternschaft und einen Ausblick auf die zukünftigen Aufgaben.

Frau Oberin Hack arbeitete in den Evangelischen Akademien Arnoldshain, Bad Boll und Hofgeismar mit, sie hielt Referate und Vorträge.

Traditionsbewusst setzte sich Frau Oberin Hack mit besonderem Engagement für die Gemeindekrankenpflege ein. In den 50er und 60er Jahren betreute sie in Zusammenarbeit mit dem Wiesbadener Sozialministerium in ungezählten Freizeiten die Schwestern, die im hessischen Raum als Gemeindegewestern eingesetzt waren. Sie hielt Vorträge bei Fortbildungsveranstaltungen der Gemeindegewestern mit dem Ziel, diese Arbeit, die einst die Basis des Vereins darstellte, zu stärken und zu fördern.

1982 errichtete sie die Line Fresenius – Stiftung. Die Stiftung unterstützt die Wiederbelebung der Gemeindekrankenpflege und die Erneuerung und Vertiefung der Schwesterngemeinschaft des Hessischen Diakonievereins. Sie ermöglicht Zuschüsse zu Fort- und Weiterbildungen, zu Freizeiten, Studienfahrten und Einkehrtagen.

Über den deutschen Bereich hinausgehend gehört die Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins zur „Diakonia“, dem Weltbund von Verbänden und Gemeinschaften

der Diakonie, an deren Konferenzen Frau Oberin Hack oft teilnahm. So war sie 1947 in Utrecht zur Gründungskonferenz, später in Straßburg, Uppsala, New York, Manila, Coventry. Alle vier Jahre findet die Weltkonferenz statt, zu der die Delegierten der Länder und die Schwestern der Verbände eingeladen sind. Das einladende Land bestimmt das Thema und legt die inhaltlichen Schwerpunkte fest (Berichte aus den Ländern und Gemeinschaften, Bibelarbeiten, Vorträge etc.). Frau Oberin Hack knüpfte Kontakte zu diakonischen Gemeinschaften, pflegte weltweit Verbindungen mit Schwestern und Brüdern, die sie kennen gelernt hatte. Im Anschluss an jede Konferenz berichtete sie im Schwesternbrief darüber, hielt interessante Vorträge und zeigte Dias. So wurde unsere Schwesternschaft mit der Diakonia bekannt und das Interesse geweckt. Schwestern aus unserer Schwesternschaft, die an einer Diakoniakonferenz teilgenommen haben, werden sich an die vielfältigen, bunten Erlebnisse und Eindrücke dieser weltweiten Gemeinschaft erinnern.

Als Mitglied der Deutschen Schwesterngemeinschaft nahm Frau Oberin Hack an ICN Kongressen teil (ICN = International Council of Nurses). Dieser internationale Rat ist eine Berufsorganisation der Krankenschwestern aus mehr als 120 Ländern. Frau Oberin war auf Kongressen in New York, Tel Aviv, Seoul. Da sie sich stets für die weltweite Entwicklung des Gesundheitswesens und der Krankenpflege interessierte, waren ihre Meinung und Stellungnahme gefragt.

Für ihr Engagement für die Stadt Darmstadt erhielt Frau Oberin Hack am 12.6.1981 die bronzene Verdienstplakette der Stadt.

Zu ihrem 80. Geburtstag am 3.4.1986 würdigte der Hessische Diakonieverein die Verdienste von Frau Oberin Hack und verlieh ihr die Verdienstplakette des Vereins.

Am 1. November 1995 feierte Frau Oberin Hack ihr 65-jähriges Schwesternjubiläum.

Auch ihren 90. Geburtstag durfte sie mit vielen Schwestern und von weither angereisten Gästen am 3.4.1996 feiern.

*Schwester Waltraud Appenheimer
mitgearbeitet haben: Schwester Inge Hack,
Schwester Hannelore Reinäcker*

Dank gilt Herrn Pfarrer Orth, er hat den Lebensbericht nach dem Diktat von Frau Oberin Hack bis 1945 und besondere Begebenheiten aufgezeichnet und zur Verfügung gestellt.

Dankansprache von Frau Oberin Hack für die Ehrung durch die Stadt Darmstadt am 12. Juni 1981

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Seffrin, sehr geehrte Stadtverordnete, sehr geehrte Anwesende, liebe Schwestern!

Mir ist heute eine Ehrung zugefallen, von der ich meine, sie nicht verdient zu haben. Ich kann sie nur annehmen für die Gemeinschaft, in der ich lebe und arbeite. Für die Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins und für den Diakonieverein selbst.

Vor 75 Jahren hat diese Gemeinschaft ihren Anfang genommen, so aufgeschlossen und liberal, dass wir Schwestern die gleiche Wahl heute wieder treffen würden, sollten wir uns noch einmal für den Lebensberuf entscheiden.

Diese Gemeinschaft hat uns gefordert und uns harte Pflichten auferlegt. Sie hat ohne Zwang die eigene Gewissensentscheidung von uns verlangt, uns genötigt, freiwillig das Letzte aus uns herauszuholen, uns gegenseitig zu respektieren, Kritik zu üben und zu ertragen.

Das hat uns verbunden, zum gemeinsamen Arbeiten verpflichtet und zum gemeinsamen Leben befähigt. In dieser Gemeinschaft sind

wir fröhlich gewesen, haben helfen können, haben auch glücklich machen dürfen. Das gilt trotz aller Veränderungen auch für die Gegenwart. Es ist genug Substanz für die heutige Zeit verblieben; unsere jüngeren Schwestern und unsere Jugend wollen gefordert sein, helfen, froh und glücklich machen, ohne Zwang, aus eigenem Antrieb.

Wir wünschen und wir brauchen Gemeinschaft. Mit Worten von Jörg Zink: „Unser tägliches Brot ist auch das Wort eines Menschen. Wir können nicht leben, wenn nicht das Wort

zu uns kommt, das ein anderer Mensch zu uns spricht. Vertrauen muss darin liegen. Einen Menschen haben, mit dem man vertraut ist, sich nicht ängstigen müssen vor der Einsamkeit, das alles ist Brot, von dem wir leben.“

Haben wir es, so geben wir es weiter an die Bürgerschaft. Als Dank für die Ehrung bitte ich um Vertrauen für die Schwesternschaft und das Bemühen des Hessischen Diakonievereins und der Schwestern-Gemeinschaft. Jede von ihnen gibt sich selbst in der Arbeit am Patienten, in der Sorge um sein Ergehen, in der Erfüllung großer und kleiner Pflichten. Lassen Sie sich nicht täuschen durch das Unscheinbare, Alltägliche. Pflegen ist eine Kunst, die Wissen, Erfahrung, Takt und sehr viel Liebe erfordert. Wir möchten dazu beitragen, dass es an Menschen nicht fehlt, die diese Kunst beherrschen.

**„Es sind mancherlei Gaben;
aber es ist ein Geist.
Und es sind mancherlei Ämter;
aber es ist ein Herr.
Und es sind mancherlei Kräfte;
aber es ist ein Gott,
der da wirkt alles in allen.“**

Kor. 12,4-6

Vielen Dank !



Oberin Felicitas Hack

Oberin Sigrid Albert (15.6.1926–13.8.2000)

Frau Oberin Sigrid Albert wurde in Aschersleben/Harz (DDR) geboren. Sie erlernte den Beruf der Kindergärtnerin und war in verschiedenen Kindertagesstätten der Stadt Quedlinburg tätig, bis sie 1950 in die BRD umsiedelte. Sie arbeitete zunächst in der Kinderabteilung des Spessartsanatoriums in Bad Orb, trat am 3.12.1951 in den Hessischen Diakonieverein ein und wurde in den Städtischen Kliniken Darmstadt eingesetzt. Dort nahm sie Schwester Elisabeth Kraner, zu dieser Zeit leitende Unterrichtsschwester, als Schwesternschülerin in die Krankenpflegeschule auf und begleitete sie durch die Ausbildung bis zum Examen am 10.9.1953. Gerne erinnert sich Schwester Elisabeth an ihre fröhliche, temperamentvolle und wissbegierige Schülerin. Nach ihrer Krankenpflegeausbildung arbeitete Schwester Sigrid bis 1957 in den Städtischen Kliniken Darmstadt und in der Kinderheilanstalt in Bad Orb. Sie wechselte dann ihren Arbeitsplatz, war nicht mehr vom Hessischen Diakonieverein angestellt, und musste, das war so üblich, aus der Schwesternschaft ausscheiden. Bis zu ihrem Wiedereintritt in die Schwesternschaft am 1.6.1977 war Sigrid Albert als Leiterin des Städtischen Hortes in Offenbach, als Stationsschwester und Vertretung der Oberschwester in der Kinderabteilung des Spessartsanatoriums in Bad Orb und als Unterrichtsschwester sowie Vertretung der Oberschwester im Mathilden-Hospital in Büdingen tätig. Danach war Schwester Sigrid Albert bis zum Oktober 1981 in der Leitung der Krankenpflegeschule des Evangelischen Hochstifts in Worms und später Oberin im Vorstand des Hessischen Diakonievereins. Sie leitete mit Herrn Pfarrer Volker Müller die Schwesternschaft und den Verein. Als ehren-



Oberin Sigrid Albert

amtliches Mitglied arbeitete Herr Dr. Ernst Holtzmann im Vorstand mit, am 9.11.1988 übernahm dieses Amt Herr Kirstein.

In ihre Amtszeit fiel die Übernahme des ehemaligen Stadtkrankenhauses in Heppenheim und dessen Umbau in das Altenzentrum „Haus Johannes“. Es gehörte zum Aufgabebereich von Frau Oberin Albert für die Belegung mit Bewohnern zu sorgen, sowie die Heimleitung und geeignetes Personal für die Pflege und Betreuung einzustellen. Insgesamt wohnten und lebten in „Haus Johannes“ mehr als 110 ältere Menschen. 1984 kam das Evangelische Krankenhaus in Lampertheim mit damals 88 Betten als neues Aufgabengebiet hinzu. Hier war es eine Herausforderung für Frau Oberin Albert, das vorhandene Pflegepersonal in die Verwaltung und die Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins einzubinden.

Frau Oberin Albert hatte den Wunsch möglichst viele Begegnungen zu ermöglichen und

zu organisieren und das Ziel die Gemeinschaft der Schwesternschaft zu stärken und zu fördern.

Daran arbeitete sie bereits in der Krankenpflegeschule, sie engagierte sich u. a. bei der 75-Jahrfeier des Hessischen Diakonievereins und gestaltete mit Schülerinnen die Modenschau: „Schwesterntracht im Wandel der Zeit“

Wie Diakonieschwestern im Hochstift in Worms Frau Oberin Albert während ihrer Ausbildungszeit und danach erlebt und schätzen gelernt haben, beschreiben sie in folgendem Bericht:

Schwester Sigrid Albert fing am 1.6.1977 im Hochstift Worms an zu arbeiten. Zuerst betreute sie die Apotheken- und Zentrallagerausgabe, bevor sie als Klassenleitung den laufenden Kurs 1977–1980 übernahm. Zu Beginn waren die Schülerinnen und Schüler dieses Jahrgangs sehr unsicher, wie denn die „Neue“ wohl so ist. Die vorherige Klassenleitung war sehr gut akzeptiert und beliebt, was ihr den Start in diesem Kurs bestimmt nicht einfach machte. Aber Schwester Sigrid mit ihrer offenen und warmherzigen Art hat den gesamten Kurs in kurzer Zeit für sich eingenommen und war immer für ihre „Kinder“ da. Wenn man sie nicht sah, konnte man sie doch immer hören, ihr Lachen war unverkennbar und mit ihrer Stimme auch oft aus dem Pulk der Schüler zu hören. Gleichzeitig war sie aber auch als Unterrichtsschwester sehr zielstrebig und geradlinig. Von den Schülerinnen und Schülern hat sie immer den entsprechenden Einsatz gefordert, und wenn man die viel zitierte Juchli (Liliane Juchli: „Praxis und Theorie der Gesundheits- und Krankenpflege“) kannte, war man immer gut beraten.

Schwester Sigrid wurde dann sehr bald von den Schwestern des Hochstifts in den Schwesternrat gewählt. Zusammen mit der

Pflegedienstleitung Schwester Christel Burmeister und der Schulleitung Schwester Marianne Bertsch waren die Drei ein unschlagbares, harmonisches Team, bis Schwester Sigrid im Oktober 1981 als Oberin in den Vorstand des Hessischen Diakonievereins berufen wurde. Auch in ihrer Zeit in Darmstadt und nach ihrer Pensionierung blieb sie in Verbindung zu den Schülerinnen und Schülern des Kurses 77/80, keinen hat sie aus den Augen verloren und war immer daran interessiert, wie es allen geht und was aus ihnen geworden ist. Zu Geburts- und Feiertagen stand sie mit einigen regelmäßig in Verbindung. Nach ihrer Pensionierung zog Frau Oberin Albert nach Hannover in die Nähe ihrer Nichte und deren Familie, die sie mit Rat und Tat, z. B. als liebevolle Babysitterin der beiden Großneffen, unterstützte.

Die soziale Ader in ihr ließ sie auch im Ruhestand nicht rasten. Sie war als „Grüne Dame“ und als Sprecherin der Grünen Damen im Friederikenstift tätig. Auch in Sachen Umweltschutz und Frieden konnte man sie im wahrsten Sinne des Wortes auf die Straße bringen um zu demonstrieren. Für Wohnsitzlose engagierte sie sich sehr und verkaufte auch deren Zeitschriften auf der Straße. Zu ihrer eigenen Freude sammelte sie Igel und war ein Wilhelm-Busch-Fan. In Hannover konnte sie im Buschmuseum und der Buschgesellschaft, diesem Hobby gebührend nachgehen. Vorträge und Lesungen zu diesem Thema zu halten war sie immer bereit.

Wir alle bedauern sehr, sie so früh verloren zu haben. Wenn auch eine große räumliche Entfernung zwischen uns lag, waren wir immer mit ihr verbunden.

Die Schwestern: Doris Dörfer, Heike Eschenfelder, Petra Freyt, Marliese Pütz, Andrea Seckler

In ihrer Arbeit für die Schwesternschaft und die Krankenpflegeschulen setzte Frau Oberin Albert neue Akzente. Sie führte für die zukünftigen Auszubildenden in der Krankenpflege den Diakonischen Vorkurs ein, engagierte sich für die Krankenpflegeschüler mit Tagungen im Heimathaus und führte die auswärtigen Freizeiten für aktive und pensionierte Diakonieschwestern ein. Dabei wurde sie in jeder Hinsicht von Herrn Pfarrer Müller unterstützt.

Bericht von Schwester Inge Roese über die Freizeit der aktiven Diakonieschwestern in Bad Bergzabern 1987 im Tagungshaus „Luisenruhe“, einem Haus der Ev. Diakonissenanstalt Speyer:

„Einen Bericht für den Schwesternbrief zu schreiben: Soll man diese „Herausforderung“ als Frage oder Behauptung formulieren? Mit diesem Denkanstoß begann unsere erste Gesprächsrunde „Unser Leben – eine Herausforderung“. Am Ende sollten es drei Gesprächsrunden mit sechs Hauptthemen werden, daneben Bibelarbeit und das alles in dem wunderschön eingerichteten Haus Luisenruhe, in einem frühlinghaft erblühten Bad Bergzabern und bei liebevoller und reichlicher Verköstigung. Ja, und wenn diese „Verführungen“ noch nicht Anreiz genug sind an einer solchen Tagung teilzunehmen, vielleicht ist es dann die Gemeinschaft, die, durch den Hessischen Diakonieverein angeregt, uns zu einer wirklichen Gruppe werden ließ, in der es zu regem Gedankenaustausch kam.

Und dann war da auch unser Ausflug mit vielen Überraschungen, der uns zur Burg Trifels führte, weiter nach Eußerthal mit seiner herrlichen Zisterzienserkirche, dem redege wandten, heiter-realistischen „Pfarrer von der anderen Fakultät“, dem Klosterstübl. Ausklang war eine Überlandfahrt, die den Blick in Pfälzer Wald und Rheinebene freigab, nach

Heuchelheim, wo dieser Nachmittag bei Flammkuchen und Wein seinen Abschluss fand. Einen anderen Abschluss bot uns Herr Pfarrer Müller mit seiner Andacht zum Tagesausklang. Seine Andachten zu Tagesbeginn und Tagesausklang verliehen dieser Zeit ihren besonderen Charakter. Aber auch die freie Zeit mit der Möglichkeit, die nähere Umgebung zu erlaufen, kam nicht zu kurz. Wer seiner Gesundheit etwas Gutes tun wollte, der legte einen Morgenspaziergang ein und erschien mit Maiglöckchen in der Hand beim Frühstück.

Kleine Dinge am Weg des Lebens, die nötige Gemeinschaft um glücklich zu sein: eine Tagung, die mit ihrem Thema „Unser Leben – eine Herausforderung“ wohl manchem eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens geben konnte.“

Frau Oberin Albert organisierte und leitete Tagungen und Begegnungen im Heimathaus für alle Gruppen der Schwesternschaft: pensionierte, aktive, beurlaubte Schwestern und Schwestern im Eigenvertrag. Im Schwesternbrief war immer wieder die Schwesternwohnung angeboten für Einzelbesuche, Gruppenbesuche und Kurstreffen. Viele Schwestern nahmen diese Einladung an und feierten besondere Anlässe, z. B. 35 Jahre, 20 Jahre, 15 Jahre Examen. Alle Gäste wurden im Heimathaus von Frau Oberin liebevoll betreut und begleitet.

Schwester Ingeborg Rauhut berichtet im Schwesternbrief von der Tagung der aktiven Schwestern im Eigenvertrag am 11.2.1988:

„Der Hessische Diakonieverein hatte eingeladen und viele kamen ... leider nicht. Doch die, die kamen, haben es nicht bereut. Da ich die weiteste Anreise hatte, übernachtete ich im Heimathaus und war wieder einmal von der Herzlichkeit und Gastfreundschaft überwältigt!

Als um 10.30 Uhr die Tagung unter dem Vorsitz von Frau Oberin Albert und Herrn Pfarrer Müller begann, hatten sich eingefunden: aus Mannheim Schwester Sigrig Knopf, aus Krefeld Schwester Angelika Hofmann, aus Offenburg Schwester Annemarie Schirner, aus Darmstadt Schwester Gundela Kleinmann und Schwester Maria Benz und aus Hamburg Schwester Ingeborg Rauhut.

Zu Beginn berichteten die Schwestern von ihrem Arbeitsbereich und aus ihrem privaten Leben. Es ging weiter mit aktuellen Themen wie die bevorstehende Wahl des Schwesternrates, unsere Stellung im Hessischen Diakonieverein, Rechtsfragen, Personalpolitik etc. Viele interessante Berichte aus den Arbeitsstätten der Teilnehmer, in denen es u. a. um Pflegedokumentation, Gruppenpflege und Supervision ging, und eine heiße Diskussion – pro und contra Altenheim – schlossen sich an. Ehe wir uns versahen war es Nachmittag, und unser kleiner, aber lebhafter Kreis hätte noch für mindestens zwei Tage Gesprächsstoff gehabt. Alle waren sich einig: Solche Tagungen sollten öfter stattfinden! Neues hören, Erfahrungen austauschen, Verbundenheit spüren.

Dank an Frau Oberin Albert und Herrn Pfarrer Müller und das Versprechen: „Wir kommen wieder!“

Für alle Schwestern und Pfleger der Schwesternschaft, für die Mitarbeiter in den Arbeitsstätten wollte Frau Oberin Albert da sein. Sie wollte zuhören allen, die ihr begegneten, und als Oberin Wegbegleiterin sein. Sie pflegte die Kontakte zu den ehemals Rheinisch – Westfälischen Diakonieschwestern, erlebte deren Freizeiten mit, nahm an den Adventsfeiern teil und besuchte die pensionierten, im Rheinland weit verstreut lebenden Schwestern. Regelmäßig kam sie zu Gesprächen in die Arbeitsstätten, sie besuchte die Diakonieschwestern im Bethanienkrankenhaus in Moers, die Gemeindegewestern und die Schwestern im Eigenvertrag.

Als Frau Oberin Albert am 28.2.1990 in den Ruhestand ging, war es ihr Wunsch, sich im Schwesternbrief zu verabschieden, um auf diesem Weg alle Mitglieder und Freunde der Schwesternschaft und des Hessischen Diakonievereins zu erreichen. Sie schloss ihren Brief mit den Worten von Matthias Claudius:



**„So will ich hiermit mein
Werk beschließen,
und hätte ich's lieblich
gemacht,
das wollte ich gern.
Ist es aber zu gering,
so habe ich doch getan
so viel ich vermochte.“**

Prof. Dr. Waltraud Krützfeldt-Eckard



Prof. Dr. Waltraud Krützfeldt-Eckard

„Ich bin mit meinem Leben sehr versöhnt, Es war schwer, aber auch schön“, sagt Waltraud Krützfeldt-Eckard. Die Gründungsdirektorin der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt feiert morgen (Freitag) ihren 90. Geburtstag. Insgesamt 37 Jahre lang hat sie an der Hochschule gewirkt, die sie mit viel Engagement und Geschick seit 1950 aufgebaut hat. „Seminar für soziale Berufsarbeit und Gemeindepflege“ hieß die Vorläufereinrichtung unter der Trägerschaft des Hessischen Diakonievereins damals. „Wir hatten nur sieben Studentinnen“, erzählt Dr. Krützfeldt-Eckard von den Anfangstagen. Wichtig für die Entwicklung der Schule seien vor allem Impulse aus dem Ausland gewesen und Anregungen früherer Emigrantinnen, die Sozialarbeiterinnen gewesen waren.

1965 wurde das Seminar in eine Höhere Fachhochschule umgewandelt und 1971 mit

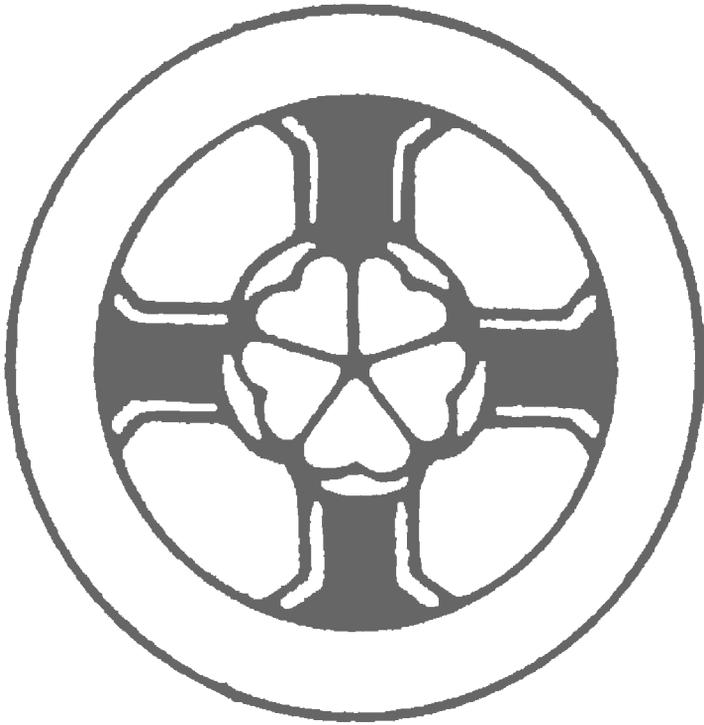
den drei Darmstädter Schulen für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Religionspädagogik zusammengelegt und in den Zweifalltorweg verlagert. „Der nächste Schritt ergab sich immer aus dem vorhergehenden“, sagt Waltraud Krützfeldt-Eckard zur Entstehungsgeschichte der Fachhochschule.

Geboren sei sie „mitten im Wald“, erzählt die Tochter eines Forstmeisters aus dem Ried. Spielkameraden habe sie in ihrer abgeschiedenen Kindheit kaum gehabt, ihre drei Schwestern waren deutlich älter. Dafür entdeckte Waltraud Krützfeldt-Eckard früh die Liebe zu Büchern. Nach dem Abitur in Worms besuchte sie die Wohlfahrtschule in Darmstadt und studierte in Heidelberg und München Pädagogik, Germanistik und Philosophie.

Durch ihre Arbeit gehörte sie vielen Gremien an und engagierte sich auch im Kirchenvorstand, in der Synode, im Verein für Ehe- und Familienberatung und in der Initiative „Frauen für Frieden“. Neun Jahre lang war sie außerdem Stadtverordnete der SPD mit den Schwerpunkten Soziales und Kultur. In ihrem Amt setzte sie sich besonders für Randgruppen ein. Für ihre Verdienste erhielt Waltraud Krützfeldt-Eckard die bronzene Verdienstplakette der Stadt Darmstadt und das Kronenkreuz in Gold – die höchste Auszeichnung des Diakonischen Werkes.

„Ich habe immer gerne gearbeitet“, sagt die vitale Seniorin, die in der Freiligrathstraße wohnt. Allerdings sei ihre Berufstätigkeit auch eine Notwendigkeit gewesen. – Waltraud Krützfeldt-Eckards Ehemann starb, als ihr Sohn zwei Jahre alt war. Seit ihrem Eintritt in den Ruhestand liest sie viel und betreibt Ahnenforschung. Für ihre Familie, zu der zwei Enkelkinder gehören, hat sie ihre Biographie geschrieben. Ich habe sie „Kraut und Rüben“ genannt, lacht Waltraud Krützfeldt-Eckard.“

Darmstädter Echo 18.12.2003



Die Einrichtungen des Hessischen Diakonievereins

Das alte Heimathaus

Als die Würfel gefallen waren, gingen die Gründer des Hessischen Diakonievereins zielstrebig ans Werk. Es galt eine Schwesternschaft aufzubauen, geeignet und gut vorbereitet für das Amt der Diakonie in den Hessischen Gemeinden. Dazu brauchte man ein Haus, eine Heimat. Im Gegensatz zu den Mutterhäusern und anderen Verbänden besaß der Diakonieverein kein eigenes Krankenhaus, sondern bildete die Schwestern in Vertragskrankenhäusern in der Krankenpflege aus: Darmstadt, Hamburg, seit 1911 Hanau und Nordhausen. Nach dem Examen folgte das Seminarjahr für die eigentliche Gemeindepflegeausbildung.

In der Herderstraße 10, später um das Nachbarhaus Nr.12 erweitert, fand das Seminar für die Gemeindepflege seine erste Heimat.

Hier konnte die Gemeinschaft sich entfalten und verwurzeln. Unterricht und Verwaltung fanden gleichzeitig ihren Platz. In den verhältnismäßig kleinen Räumen entwickelte sich ein munteres Leben. Von hier zogen 1914 bereits 20 ausgebildete Schwestern im ersten Weltkrieg an die Front nach Elsass-Lothringen, eine von ihnen wurde im Osten eingesetzt. Das Seminar war allerdings in dieser Zeit verwaist, nahm nach dem Krieg aber bei steigender Schwesternzahl seine Arbeit wieder auf. Da die Räume nicht mehr ausreichten, wurde das Haus Martinstraße 79 erworben, in dem sich bessere Möglichkeiten fanden. Das eigentliche Heimathaus wurde aber erst in den Jahren 1925-27 durch Kauf und Ausbau das Haus Freiligrathstraße 8. Es bot alle Voraussetzungen für „die Pflege einer in evangelisch-christlicher Gesinnung fest geschlossenen Schwesterngemeinschaft“ wie ein Prospekt 1922 nach der Aufzählung der



Altes Heimathaus, Freiligrathstraße 8, Darmstadt



Altes Heimathaus (Gartenseite)

Ausbildungsfächer und der besonderen Ziele der Schwesternschaft betont.

Bei der Hauptversammlung am 7. März 1928 erwies das neu erbaute Haus bereits seine Nützlichkeit; Sitzung des Schwesternrates, des Vorstands der Schwesternalterskasse, Schwesternversammlung und Mitgliederversammlung konnten alle an diesem und dem darauf folgenden Tag im eigenen Haus stattfinden. Neu wurde eine Wohlfahrts- und Pfarrgehilfenschule eingerichtet, und der Lehrplan dieser staatlich anerkannten Schule kommt den Schwestern im Seminarjahr dank erfahrener sorgfältig ausgewählter Dozenten voll zugute. Das Leben ist froh und ungezwungen, das Heimathaus ist davon erfüllt. Wer ein- und ausgeht ist auch darin zu Hause. Der 25. und 50. Geburtstag des Vereins werden ebenso in seinen Mauern begangen wie 1966 der sechzigste, in dessen Jahresbericht es folgendermaßen heißt: „Hier handelt es sich um das Heimathaus, das

der Mittelpunkt der Schwesternschaft und der Verwaltung des Diakonievereins ist. Hier werden Lehrgänge für die Schwestern gehalten zur Einführung, Fort- und Weiterbildung, Tagungen verschiedener Art, Freizeiten, Rüstzeiten, gemeinsame Feiern, Abendmahlsgottesdienste und vieles andere mehr.

Im Heimathaus konzentriert sich die Pflege der Schwesternschaft. Dazu kommt die ganze Verwaltung. Außerdem gibt es noch die Möglichkeit, pensionierte Schwestern für ihren Lebensabend aufzunehmen, hiervon allerdings nur eine kleine Zahl.“

Das Heimathaus ist wirklich der „Kern der Schwesternschaft“ gewesen. Alle Fäden der Verwaltung, Führung und Betreuung liefen hier zusammen, wenn die eigenen Krankenhäuser und die Wohlfahrtsschule zu dieser Zeit „Seminar für soziale Berufsarbeit“ genannt, auch eigenverantwortlich wesentliche Aufgaben wahrnahmen.

Wie sehr dieses Haus seinen Zweck erfüllt hat, wie gern die Schwestern zu Tagungen kamen, wie eifrig die Gemeindegewestern bei ihren Besuchen zuerst die Küche aufsuchten, um die neuesten Nachrichten zu erfahren und ihrerseits Neuigkeiten loszuwerden, erfahren wir von den alten Schwestern selbst, die diesen Zeiten nachtrauern. Es war ein schwerwiegender und harter Entschluss, das alte Haus einem Neubau zu opfern. Gerade aber die anhänglichsten Schwestern, die schon etwas von der Not alter Menschen erfahren hatten, plädierten dafür. Es sollte vorwärts gehen, keinen Rückschlag im Leben des Vereins und in der gewachsenen Gemeinschaft geben. Am 28. April 1971 waren alle Schwestern im Darmstädter Raum noch einmal eingeladen zu einem Abschiedskaffee im Esszimmer und dem Wohnzimmer nebenan. Ein wehmütiger Nachmittag, zugleich aber ein hoffnungsvoll auf die Zukunft ausgerichteter Abschied, zu dem Frau Oberin Line Fresenius einen Brief geschrieben hat, den wir hier folgen lassen:

„Das alte Heimathaus erzählt. Zunächst bin ich das Haus einer Architektenfamilie gewesen und der Hausvater hatte mich aufgebaut und neben mir ein kleines Archiv für seine Pläne errichtet. Ich bin an einen Fels gebaut, und rings um mich herum ist lauter Garten. Mir gegenüber im Norden fing gerade Bessungen mit seiner Landskronstraße an; ringsherum hatte ich zuerst noch keine Nachbarschaft außer Grabgärten. Im Süden und Osten waren Felder, gelbe Kornfelder leuchteten im Sommer zu uns herüber, und bald dahinter fingen Wald und Berge an. Die Ludwigshöhstraße grenzte an die schöne alte Kastanienallee; man konnte im schönsten Schatten bis zum Wald laufen, und im Frühjahr war es eine Pracht, wenn die alten Kastanien ihre weißen und roten Kerzen aufgesteckt hatten.

Ich habe ein Türmchen auf dem Dach, und

von dort kann man über Darmstadt die Odenwaldhöhen und im Westen die Rheinebene bis zur Burg Landskron bei Oppenheim über dem Rhein schauen, wenn es bald Regen gibt. Im Jahre 1924 kam Herr Pfarrer Guyot und kaufte mich für den Hessischen Diakonieverein. Ich wechselte also den Herrn. Wer da einzog, war freilich keine Familie, sondern ein Völkchen von Schwestern, Schülerinnen, Pröbchen, Anna, Gretel und eine Sekretärin. Ich muss sagen, es ging recht munter her, lebte sich schnell ein und was da aus- und einging, waren Schwestern und solche, die es werden wollten. Von Zeit zu Zeit hatten sie ein Fest, und dann platzte ich beinahe aus den Wänden. Die Jungen schliefen auf meinem Speicher und das war eine schöne Gelegenheit zum Auftauchen von Gespenstern. Im Archiv oben hatte Herr Pfarrer einen extra kleinen Festraum eingerichtet, und obgleich dort rohe Holzwände und Dachsparren waren, war es doch eigen feierlich, wenn die jungen Schwestern eingeseget wurden. Aber bald waren meine Räume doch zu eng. Und Herr Pfarrer machte mit dem Architekten einen Plan, und ich bekam nach Osten zu einen großen Anbau. Mich selbst ließ man im großen Ganzen wie ich war, aber mein Brüderchen, das Archiv, verschwand. Meine Haustüre war besonders schön und kam an das neue Pfarrhaus und der frühere Eingang kam zum Esszimmer. Das passte großartig. Eine große Haustüre kam in den Anbau und bald stand ich als schönes großes Heimathaus da. Mein Türmchen habe ich auch behalten, und viele Schwestern haben den Kopf da herausgestreckt und die schöne Welt besehen.

Im Inneren war nun Platz für viele Schwestern, die hier wohnten, im Seminar ausgebildet wurden, gesund gepflegt wurden oder zu Besuch und Aussprache kamen, kurz ich war das Zuhause der Schwesternschaft.

Ich kann Euch sagen, es war schon ein Leben, wenn sie sich aus den Gemeinden und Krankenhäusern versammelten. Es ist auch nicht gerade leise gewesen, wenn das Seminar und die Wohlfahrtsschule Aufführungen und Festchen veranstalteten. Aber es war auch feierlich, denn Herr Pfarrer hatte einen schönen Andachtsaal eingerichtet und eine Orgel hineinbauen lassen.

Um mich herum wurde der Garten größer und größer, denn Herr Pfarrer erwarb das schöne Land an der Landskronstraße bis zur Saubach und später noch den Kongo dazu. An Sommerabenden konnte man damals den erhebenden Froschgesang von der saueren Wiese her und die Unken läuten hören. Die Sumpfwiese hatte viele kleine Quellchen und die schöne alte Weide hat sich mit ihren Wurzeln an dieser Feuchtigkeit gelabt. Ja, so schön war das alles.

Und dann kam für Menschen und Häuser der Krieg, der schlimme, dunkle; ich brauche es nicht zu erzählen. Denn ihr wisst es selbst. Ich wurde auch nicht verschont, aber gegen andere bin ich noch gut davongekommen. Man hat mich wieder geflickt und ich wurde die Zuflucht für alle möglichen Leute. Oben wohnten Familien, unten war Arztpraxis, und viele ausgebombte Schwestern zogen durch mich, um neu anzufangen. Und eines Tages, ist es ein Traum gewesen? Nein, es war Wirklichkeit: auf einmal war mitten von Not, Hunger, Grausen, der Friede da.

Das merkte ich altes Haus dann auch langsam. Meine Mauern zitterten nicht mehr und niemand versammelte sich noch im Keller. Es war wie ein Frühling, der ganz langsam anbricht.

Wenn ich so mein Dasein bedenke, habe ich doch viel erlebt und habe wohl einen Zweck gehabt; und wenn ich auch nur Stein bin, so war ich doch dazu da, dass man in

mich etwas hineingetragen hat. Man hat mir eine Form gegeben, man hat mich lieb gehabt und man hat den Willen gehabt, in mir etwas Gutes zu tun. Ich bin ein Heimathaus gewesen und was will ein altes Haus mehr, als diesen seinen Zweck erfüllt zu sehen.“

Seniorenzentrum – Heimthaus

Das Seniorenzentrum „Heimthaus“ besteht in seiner jetzigen Form seit dem Jahre 1974. Den Anstoß zu diesem Haus gaben der Mangel an Heimplätzen und Anfragen von einigen Diakonieschwestern an Herrn Pfarrer Orth, den damaligen 1. Vorsitzenden des Hessischen Diakonievereins, ob nicht die von ihnen angesparten Bausparverträge Verwendung finden könnten. Es wurden Überlegungen angestellt, Pläne von Wohnblocks entworfen, die neben dem alten Heimthaus und dem Pfarrhaus erstellt werden sollten, an einen Abbruch des alten „Heimthaus“ war nicht gedacht.

Schließlich war es ein Haus mit langer Tradition und Geschichte. Durch HDV-Schwestern ermutigt, fiel am 8.6.1971 im Vorstand des Hessischen Diakonievereins die Entscheidung, das Pfarrhaus und das alte Heimthaus abzureißen, um einem neuen Bau Platz zu machen. Die Planung fand in Übereinstimmung mit dem Altenplan der Stadt Darmstadt statt, der im Süden von Darmstadt ein Alten- und Pflegeheim mit etwa 200 Plätzen vorsah.

Planung und Durchführung der Arbeiten wurden den Architekten BDA Nöll und Metzger, Seeheim, übertragen.

Bei der Planung wurden in- und ausländische Erfahrungen ausgewertet, die bei Besichtigungs- und Studienfahrten gewonnen wurden. Für die Planung des „inneren Betriebsablaufes“ wurde 1973 ein „Funktionsausschuss“ gegründet.

In ihm waren neben Vorstand und Verwaltung des Hessischen Diakonievereins Fachkräfte aus verschiedenen Bereichen zusammengefasst: Finanzwesen, Seelsorge, Erwachsenenbildung, Pädagogik, Sozialarbeit. Die Einweihung des Hauses fand am 5.10.1974, dem Erntedankfest-Sonntag statt, und jedes Jahr wird mit dem Erntedankfest das Jahresfest gefeiert.

Die Baukosten beliefen sich auf 14 Mio DM. Der Bau wurde durch die Unterstützung des Hessischen Sozialministeriums, der Stadt Darmstadt und der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau errichtet.

Ziel des Hauses ist es, eine Stätte der Geborgenheit zu sein für alle, die in dem dritten Lebensabschnitt aus persönlichen, familiären

oder gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der eigenen Häuslichkeit oder in ihrer Familie wohnen können.

In Fortführung der Tradition des Heimathauses für die Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins wurde dem Neubau der Name „Heimthaus“ gegeben – als Aufgabe, allen zukünftigen Bewohnern das Haus zu einer Stätte echter Geborgenheit und Heimat werden zu lassen.

Die Arbeit im Hause geschieht in Achtung und Verantwortung dem Einzelnen gegenüber und gründet sich auf das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe.

Das Heimthaus steht in einem parkähnlichen Gelände am südlichen Stadtrand von Darmstadt. Es liegt verkehrsgünstig innerhalb eines ruhigen Wohngebietes.



Neues Heimthaus des Hessischen Diakonievereins (Seniorenzentrum), Freiligrathstr. 8, Darmstadt



Neues Heimthaus des Hessischen Diakonievereins (Seniorenzentrum), Freiligrathstr. 8, Darmstadt

Straßenbahn- und Omnibushaltestellen sind ca. 200 m entfernt. Ausgedehnte Waldungen können zu Fuß in etwa 15 Minuten oder mit der Omnibuslinie leicht erreicht werden.

Auf dem Gelände stehen viele Bänke, die nach kürzerem oder längerem Spaziergang zum Verweilen einladen.

In dem Altenzentrum können 201 Männer und Frauen versorgt und betreut werden. Es umfasst:

- 134 Einzelappartements (22-26 qm), alle mit einem kleinen Flur, teilweise mit einem Kochschrank, einer Nasszelle (Waschbecken, teilweise mit Dusche und WC) mit Balkon.
- 8 Doppelappartements für Ehepaare oder Geschwister (48 qm), alle mit Flur, Nasszel-

le, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kleinstküche, Abstellraum und Balkon.

- 51 Plätze im Pflegeheim in Zweibettzimmern (26 qm) und 1 Einbettzimmer. Jedes Zimmer im Pflegeheim hat Nasszelle mit WC und Waschbecken.

Das Pflegeheim liegt auf der Westseite des Hauses und ist in zwei Ebenen aufgeteilt. Jede Ebene hat zwei Gemeinschaftsbäder.

Allen Bewohnern stehen Gemeinschaftsräume, wie Speisesaal, Festsaal, Bibliothek und Aufenthaltsraum zur Verfügung. Die großzügig angelegten Flure sollen durch ihre Sesselecken zur Kommunikation anregen.

Auf jeder Ebene sind Bäder und Teeküchen vorhanden. Eine moderne Telefonanlage gibt die Möglichkeit der Durchwahl in jedes Ap-



Abendmahlskelch von Rudolf Koch, 1928.
Inschrift Matthäus-Evangelium 11, 28

partement und auf Wunsch auch die Amtsbe-
rechtigung der Zimmerapparate zur schnellen
Verbindung mit Verwandten und Freunden.

Ein Münzfernsprecher ist auf der ersten
Ebene beim Haupteingang installiert.

Im 7. Obergeschoss befindet sich die „Be-
gegnungsstätte“ mit Kaffeeauschank (im
Hausjargon „Cafe“ genannt), ein Anziehung-
spunkt für die Bewohner und deren Gäste. Bei
klarer Sicht bietet sich hier ein herrlicher Blick
auf die Bergstraße, die Rheinebene mit Op-
penheim, dem rheinhessischen Donnersberg
und zum Taunus hin.

Auf der ersten Ebene ist der Gymnastikraum,
das Schwimmbad (4x12m, 1,30 m tief).

Das Heimathaus will den Bewohnern ein Ge-
fühl des „Sich-Wohlfühlens“ und des „Zu-
Hause-Seins“ vermitteln.

In den Zimmern des Altenheimes, die (bis
auf das Bett) mit eigenen Möbeln ausgestattet
werden können, ist jeder sein eigener Herr.

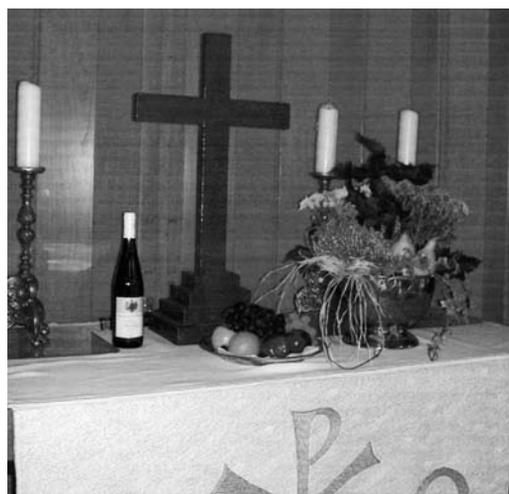
Der eigene Hausschlüssel, der eigene Briefka-
sten, der eigene Hausarzt, keine festgelegten
Besuchszeiten; hiermit soll dem Einzelnen ein
Stück Selbständigkeit erhalten werden.

Zu den verschiedenen Veranstaltungen
wird eingeladen, der Besuch ist freiwillig.

Regelmäßig finden statt:

- Andachten zum Wochenanfang
- Evangelische und katholische Gottesdienste
- Vorträge (meist Dia-Vorträge)
- Gesprächskreise
- Bastelnachmittage
- Vorlesestunden
- Konzerte
- Feste (Sommerfest, Jahresfest)
- Feiern (Weihnachtsfeier, Geburtstagsfeier,
Faschingsveranstaltung).

Jede Aktivität im Haus, ob im Einzelgespräch,
in der Gruppe, bei Stadtbesorgungen für den
kranken Nachbarn, bei Hilfeleistung im Pflle-
geheim, Büchereidienst, bringt für den Ein-
zelnen ein Stück Abwechslung; für die Ge-
meinschaft erwächst daraus die Atmosphäre
der Zusammengehörigkeit.



Der Altar im neuen Heimathaus mit dem Kreuz des
Offenbacher Schriftkünstlers Rudolf Koch (1928).
Inschrift 1. Kor. 13

Evangelisches Krankenhaus Hochstift zu Worms am Rhein

**Willy-Brandt-Ring 13 – 15
67547 Worms**

**Im Besitz des Hessischen Diakonievereins
seit 1938. Heute 176 Betten und Med. Ver-
sorgungszentrum Hochstift.**

In der Nibelungen-, Dom- und Lutherstadt Worms, einer der ältesten deutschen Städte mit zahlreichen historischen Sehenswürdigkeiten, befindet sich das Evangelische Krankenhaus Hochstift.

Es liegt im Zentrum der Stadt, jedoch außerhalb der bereits vor 900 v. Chr. genannten alten Stadtmauer. In seiner unmittelbaren Nähe befinden sich der älteste Judenfriedhof Europas, der Kaiser- und Bischofsplatz wo Dr. Martin Luther sich vor Kaiser und Reich zu verantworten hatte, die Stiftskirche St. Andreas (jetzt Museum), die Magnuskirche und der Dom St. Peter.

Das Gelände, auf dem das Hochstift steht, ist alter Spitalboden. Es gehörte dem „Spital zum Heiligen Geist“, das bis zu seiner Zerstörung im 30-jährigen Krieg mehrere Jahrhunderte hier stand und dessen Rechnungsakten noch heute im Städtischen Archiv verwahrt werden.

Geschichte des Heilig-Geist-Spitals in Worms

**Aus einem Vortrag von Susanne Schlösser
beim Altertumsverein Worms 1990**

1260 wird zum ersten Mal urkundlich ein sog. Nues oder Heilig-Geist-Spital erwähnt, das offensichtlich das Alte Spital in seiner Funktion abgelöst hat. Es lag vor den Mauern der Stadt.

Der neue Bauplatz – vor der Stadtmauer am Eisbach und an der Ausfallstraße nach Speyer

gelegen – erfüllte alle Anforderungen, die man zu dieser Zeit an einen Spitalbaugrund stellte: Die Nähe zu einem fließenden Gewässer wurde aus Gründen der Wasserversorgung und Hygiene bevorzugt. Die Lage vor der Stadt ermöglichte es den Fremden, das Spital leicht zu finden bzw. auch nach der Schließung der Stadttore dort noch Einlass zu erhalten. Und die Nähe zur Speyrer Straße war schließlich als Einnahmequelle für das Hospital nicht zu unterschätzen. Denn es war üblich, dass Passanten Almosen spendeten, die in einer Büchse am Spitalstor gesammelt wurden. Deshalb baute man die Hospitäler gern in der Nachbarschaft belebter Durchgangsstraßen.

Aus den überlieferten Quellen ist zu schließen, dass dieses Spital gemeinsam vom Domkapitel und vom Stadtrat verwaltet wurde.

Vermutlich wurde das Wormser Heilig-Geist-Spital zunächst bruderschaftlich geführt, wahrscheinlich sogar von Mitgliedern des Heilig-Geist-Ordens, denn bei Villinger finden sich mehrere Urkunden aus den Jahren 1354-1496, in denen die Herren zum weißen Kreuz, Brüder des heiligen Geistordens, erwähnt werden.

1606/07 bestand das Gesinde im Wormser Heilig-Geist-Spital aus 2 Oberknechten, 2 Nachgängern, einem Stallbuben, „so uff die arme Leuth wartet“, einer Köchin, 2 Viehmägden, einem Sauhirten und einer Saumagd.

Die Beschäftigung von bezahlten Dienstboten war nur deshalb möglich, weil im Laufe des Spätmittelalters die Zahl der Pfründner als Hospitalinsassen immer größer wurde (erster überlieferter Pfründvertrag in Worms 1465). Seit dem 13. Jahrhundert wurden Spitalverpfründungen immer üblicher. Sie hatten sich aus den älteren Klosterverpfründungen entwickelt und trugen zunächst noch starke religiöse Züge. Zugleich waren sie aber

auch ein Rechtsgeschäft, das beiden Seiten Pflichten auferlegte und Rechte zuerkannte, die in einem Vertrag, der so genannten „Kerbe“ geregelt wurden. Der Pfründner übergab sich selbst und sein gesamtes Vermögen dem Hospital und unterwarf sich völlig der dort geltenden Ordnung: Regelmäßige Teilnahme an den Gottesdiensten und Gebetsübungen gehörten ebenso dazu wie das Einhalten von Fastengeboten. Ehrbarer und keuscher Lebenswandel wurden gefordert, auch Eheleute mussten sich in der Regel zur Keuschheit verpflichten. Nach dem Eintritt ins Spital war eine Eheschließung nicht mehr möglich. Schließlich sollte auf geziemende Kleidung geachtet werden. Als Gegenleistung bot das Spital Versorgung auf Lebenszeit: Der Pfründner erhielt regelmäßige Mahlzeiten, Wohnung, Kleidung, Pflege im Krankheitsfall und im Alter und schließlich auch sein Begräbnis. Diese Art der Verpfändung hatte Ähnlichkeit mit dem Beitritt zu einer Laienbruderschaft.

In manchen Einrichtungen wurden daneben allerdings die alten Spitalsaufgaben weiter ausgeübt, wie das offenbar auch im Heilig-Geist-Spital in Worms der Fall war. So heißt es z.B. in einer Urkunde von 1618: „Viel Bettler halten sich auch daselbst auf“.

Das Heilig-Geist-Spital wurde bereits 1632 von den Schweden, die die Wormser Vorstädte abbrechen ließen, zerstört. Die weiter bestehenden Gefälle und Einkünfte des Heilig-Geist-Spitals wurden als den Katholiken gehörig vom Domkapitel weiter verwaltet, während die der Elendenherberge als den Protestanten zugehörig von der Stadt betreut wurden, die erst 1772 damit ein neues Spital, Waisen- und Armenhaus errichten ließ, das in der Haardtgasse (heute Amtsgericht) lag. Erst 1814 wurden die Vermögen beider Spitäler vereinigt und das neue Spital als gemeinsames Bürgerspital weitergeführt.

Der Anfang

Dr. Hans Ferbert schreibt dazu:

Das Hochstift ist hervorgegangen aus einer kleinen Privatklinik, die der jüdische Hautarzt Dr.Greif 1926-27 mit 16 Betten zunächst für seine eigene Praxis errichtet hatte. Als er 1930 starb, vermieteten seine Kinder als Erbengemeinschaft, vertreten durch ihre Tante Frau Lazar, die Klinik an den „Jüdischen Verein für Krankenpflege“, der den Nachfolger Greifs, den Dermatologen Dr.Fürst, sowie einige praktische Ärzte in das Haus hereinnahm. Unter diesen als Belegärzte arbeitenden Herren war Dr.Lewin auch operativ tätig, es war ein kleiner, schon von Dr.Greif eingerichteter Operationsaal vorhanden. Nach der Machtübernahme durch Hitler musste der Verein seine Tätigkeit einstellen, die meisten jüdischen Ärzte verließen die Stadt, die Klinik stand leer. Um eine Weiternutzung des Hauses zu ermöglichen, traten die Besitzer in Verhandlungen mit Dr.Hans Ferbert, der sich als Chirurg in Worms niederließ. Er richtete das Haus als chirurgische Privatklinik ein. Sein Versuch, ein Mutterhaus zu finden, das die Schwesternbesetzung übernahm und als Träger der Klinik fungierte, schlug zunächst fehl, und so gründete er selbst einen „Christlichen Verein für Krankenpflege“, der in das Vereinsregister eingetragen wurde und in das Mietverhältnis eintrat.

Dr. Hans Ferbert zum Thema „Namensgebung Hochstift“ (im Jahre 1934):

„Ich empfand es als störend, dass man allgemein von der Privatklinik Dr.Ferbert sprach oder von der Privatklinik in der Hochstraße, womit man im Stillen den Gedanken einer einträglichen Erwerbsquelle verband. Als eine glückliche Idee erwies es sich daher, der Klinik einen Namen zu geben, der die Verbindung mit dem Wort – Pri-



Die alte Klinik Hochstift in Worms

vat – überflüssig machte. Ich wählte hierfür die Bezeichnung „Hochstift“ die an die räumliche Beziehung der Klinik zur Hochstraße und Hochbrücke anknüpfte und mit dem Wort „Stift“ den karitativen Charakter der Klinik andeutete.

Der Name bürgerte sich rasch ein und erfüllte vollauf seinen Zweck.“

Die Verwaltung der Klinik, die Verhandlungen mit Behörden, Krankenkassen usw. wurden von diesem Verein durchgeführt; sein Vorsitz wurde nach einem Jahr von Pfarrer Diestelmann von der Magnusgemeinde übernommen, in deren Bereich das „Hochstift“, wie die Klinik von nun an hieß, lag. Es waren noch Dr.Grunow und gelegentlich Dr.Zahn, beide Internisten, am Haus tätig. Gelegentlich wurde Dr.Staab zugezogen, der als Frauenarzt

am Sophienhaus arbeitete, einer Stiftung des Hauses von Heyl.

Die Kriegszeit

Sehr rasch erwies sich das Hochstift als zu klein. Die technisch-apparative Ausstattung, insbesondere die in einem eigenen kleinen Gebäude untergebrachte Röntgenabteilung, war unzureichend. Eine entscheidende Verbesserung war nur durch eine bauliche Erweiterung zu erreichen. Die Hausbesitzer boten die Klinik zum Verkauf an, und Dr. Ferbert wandte sich an den Verein zur Errichtung evangelischer Krankenhäuser in Berlin, um ihn zum Ankauf und Ausbau des Hochstiftes zu gewinnen. Auch Pfarrer Pilgram vom Zehlfendorfer Diakonieverein wusste um die Pläne in Worms und unterstützte sie. Er stellte die

Verbindung zwischen Dr. Ferbert und dem Hessischen Diakonieverein in Darmstadt her, dessen Leiter, Pfarrer Guyot, Interesse zeigte und die Klinik zunächst mit seinen Schwestern besetzte. So kam 1935 als erste Schwester Johanna Augspurger ins Hochstift, die bis 1957 als Oberschwester vorstand. Später kamen Schwester Liesel Schneider, welche die Nachfolge von Schw.Johanna antrat, und die Schwestern Else Müller, Frieda Schäfer, Else Schopbach, Johanna Schubert und Anna Thümmel, unter der Flagge des Christlichen Vereins. Zu einer Übernahme der Klinik in eigene Verwaltung oder gar zu einem Ankauf konnte sich Pfr.Guyot lange nicht entschließen. Aber die Mängel der Klinik machten eine Abhilfe unumgänglich; der politische Himmel verdüsterte sich immer mehr, auch der Vertreter der jüdischen Besitzer, Rechtsanwalt Kahn in Ludwigshafen, drängte, und so sah sich Dr.Ferbert schließlich selbst genötigt die Klinik käuflich zu erwerben. Kurz danach übernahm der Hessische Diakonieverein die Klinik von Dr.Ferbert zum Gestehungspreis. Das gesamte Inventar ging als Schenkung an den Hessischen Diakonieverein über.

Als erstes wurde 1938 ein kleiner Anbau errichtet, in dem eine ausreichende Röntgenabteilung mit neuer Apparatur entstand; außerdem konnten 8 Betten zusätzlich gewonnen werden.

Später erwarb der HDV ein angrenzendes Haus und richtete dann ein Entbindungsheim ein für 14 Wöchnerinnen. Hier waren Dr.Staab und Dr.Bachl als Geburtshelfer tätig, leitende Hebamme war Schwester Ilse Hopfer.

Der Krieg mit den immer häufiger werdenen Fliegeralarmen stellte besonders hohe Anforderungen an Schwestern und Hauspersonal, da die bettlägerigen Kranken bei jedem Alarm in den Keller getragen werden mussten. Am 21.2.1945 tobte ein verheerender

Flieger-Großangriff über Worms, dabei wurde das Hochstift durch Bomben und Feuer schwerst geschädigt, die Entbindungsstation dem Erdboden gleichgemacht. Trotzdem hatte das Haus keine Toten zu beklagen; den tapferen Schwestern gelang es, alle Patienten aus den Kellern zu bergen. Sie wurden notdürftig unter freiem Himmel gelagert, dann noch in der gleichen Nacht in das Herrnsheimer Schloss verbracht, das als Notfall-Krankenhaus vorgesehen war.

Unter schwierigsten Verhältnissen musste dort in der nächsten Zeit auch chirurgisch gearbeitet werden, da frisch Verletzte aus der Stadt und nach Tieffliegerangriffen dorthin gebracht wurden.

Zwei Wochen nach dem Einzug der Amerikaner wurde das Schloss geräumt, die noch bettlägerigen Kranken in das Stadtkrankenhaus verlegt. Schw.Johanna machte sich mit einigen Getreuen an die Aufräumarbeiten im Hochstift. Der Wille zum Wiederaufbau war von vornherein da, die Grundmauern standen noch, nur die Entbindungsstation war ganz verloren. Dr. Ferbert arbeitete nach Schließung des Herrnsheimer Notkrankenhauses am Stadtkrankenhaus, hielt aber seine eigene chirurgische Sprechstunde in seinem Haus weiter ab.

Die unermüdliche Schwester Johanna, zu der sich dann auch wieder einige der früheren Mitschwestern einfanden, dazu Frau Else Lotz, die mit Organisations- und Verwaltungserfahrungen einsprang, machten sich an die Instandsetzung der Klinik, so dass Ende des Jahres behelfsmäßig wieder einige Patienten aufgenommen werden konnten. Nur wer weiß, welche Schwierigkeiten bei der Materialbeschaffung damals zu überwinden waren, kann ermessen, welche Leistung dieser Wiederaufbau darstellte. Im Frühjahr 1946 konnte Dr. Ferbert den Vertrag über seine Tä-

tigkeit am Stadtkrankenhaus lösen und nahm seine operative Tätigkeit am Hochstift wieder auf. Nach und nach wurden wieder 28 Betten belegt, Als weitere Ärzte erhielten in den nächsten Jahren Dr. Schütz (Internist), Dr. Mann (HNO-Arzt und Dr. Deicke (Augenarzt) die Zulassung zum Hochstift. Als Gynäkologe war Dr. Staab jetzt ganz im Hochstift tätig, nachdem das Sophienhaus nach der Zerstörung nicht wieder aufgebaut wurde. Im Zuge der baulichen Wiederherstellung wurde auf den 1938 errichteten Anbau ein weiteres Geschoss aufgesetzt, in dem ein zweiter Operationssaal und eine Kinderabteilung Aufnahme fanden. Einen vorzüglichen Helfer erhielt das Hochstift in Herrn E. Gladen, der als Wirtschafts- und Verwaltungsberater vom Hessischen Diakonieverein entsandt wurde und eine weitere Erhöhung der Bettenzahl empfahl. So kam es 1954 zur Errichtung eines zwei-stöckigen Seitenflügels (Architekt Goldbach) mit 15 Betten, 1957 zu einem Anbau in Richtung Andreasring, wo drei Grundstücke erworben werden konnten. Dieser Anbau nahm eine neue Röntgenabteilung, Laboratorium, Arztzimmer, Verwaltungsraum und im Souterrain einen Gymnastiksaal auf. Hier konnte auch eine Pforte mit Eingang vom Andreasring her eingerichtet werden, der Zugang von der Hochstraße her wurde geschlossen.

Der Neubau am Andreasring

Der entscheidende Durchbruch zu einem modernen, den gestiegenen Anforderungen gewachsenen Krankenhaus erfolgte. Architekt Bössler wurde 1959 beauftragt, Pläne anzufertigen für einen Bau im Andreasring, der 80 Krankbetten, einen Operationstrakt, Entbindungsstation, Aufzug und im Dachgeschoss Schwesternwohnungen enthalten sollte. Das Projekt wurde alsbald in Angriff genommen und in zweijähriger Bauzeit ausge-

führt. Danach verfügte das Hochstift über 140 Betten in 3 Hauptfachabteilungen (Chirurgie, Innere, Gynäkologie) und 2 Nebenabteilungen (HNO, Augen). Die gynäkologische Station wurde von Dr. Groß übernommen, geburtshelferisch war eine Zeitlang auch Frau Dr. Staab tätig. Auf der inneren Abteilung arbeitete Dr. Schütz mit Dr. Hotz zusammen. Als Dr. Schütz 1969 seine klinische Tätigkeit einstellte, übernahm Frau Dr. Fauß als Internistin diese Stelle. Eine einschneidende Veränderung erfuhr das Hochstift im Jahr 1972. Die verantwortlichen Personen aus der Gründerzeit des Hochstiftes, Dr. Hans Ferbert, Oberschwester Liesel Schneider und die Verwaltungsleiterin Frau Else Lotz sowie weitere Diakonieschwester schieden aus Altersgründen aus dem Dienst aus.

Für Herrn Dr. Hans Ferbert wurden drei chirurgische Belegärzte eingestellt: Herr Dr. Horst Friedrich, Herr Dr. Dominik Döme und Herr Dr. Peter Schindler, die in einer Praxisgemeinschaft die Chirurgische Abteilung des Hauses führen wollten. Die Nachfolgerin von Oberin Liesel Schneider wurde Oberin Christel Burmester, die Verwaltungsarbeit übernahm Herr Verwaltungsdirektor Gebhard Kurz von der Zentrale des HDV, der jedoch wegen seiner überregionalen Tätigkeit nur an 1 bis 2 Tagen in der Woche im Hochstift sein konnte. Für diese Verantwortlichen, die sich untereinander fremd waren, weder vertraut mit der Geschichte des Hochstifts noch mit den dort tätigen Ärzten und Schwestern, noch verwurzelt in Worms oder seiner Umgebung, begann eine harte Zeit.

Eine Intensivpflegestation wurde eingerichtet, dies alles machte wiederum eine zentrale Gasversorgung erforderlich. Parallel zu diesen Baumaßnahmen, mit denen das Architektenbüro Bössler beauftragt war, liefen die Planungen für die völlige Neugestaltung des Hoch-

stifts, die in drei Bauabschnitten bei laufendem Betrieb erfolgen sollte. Hiermit waren die Architekten Schlempp – Sänger-Fleckenstein aus Frankfurt/M. beauftragt. Da für dieses große Projekt mehr Gelände erforderlich war als das Hochstift besaß, mussten in langwierigen Verhandlungen Grundstücke in der unmittelbaren Nachbarschaft erworben werden.

Insgesamt musste der Hessische Diakonieverein für Grundstückserwerb in Worms ca. 2 Millionen DM bereit stellen. Durch den Einsatz der drei Chirurgen, die sich voller Eifer und gutem Willen ihrer Tätigkeit widmeten, bluhete die Abteilung wieder auf. Ihre Kenntnisse auf dem Gebiet der Knochenchirurgie, insbesondere der Endoprothesen wurden bald über die Grenzen von Worms gelobt. Dies machte sich auf die Belegung des Hauses im chirurgischen Bereich positiv bemerkbar. Bald jedoch reichte das Personal für die Pflege der Patienten, wie für den Funktionsdienst im OP längst nicht mehr aus. Im OP machte sich der Mangel besonders bemerkbar. Zeitweise arbeiteten dort zwei OP-Schwestern und eine Helferin den ganzen Tag und nachts noch in der Bereitschaft. Für die Intensivpflegestation wurde dringend Fachpersonal benötigt und das in einer Zeit, wo an fast allen Krankenhäusern akuter Schwesternmangel herrschte. Die Intensivierung der operativen Abteilung machte auch dringend einen Anästhesisten erforderlich. Mehrere Verhandlungen scheiterten bis endlich 1973 Herr Dr. Ibrahim Yazdani eingestellt werden konnte. Herr Dr. Schindler löste sich Anfang 1973 von der Praxisgemeinschaft und verließ das Hochstift. Ende 1974 gaben die zwei verbliebenen Chirurgen dann auch ihre Tätigkeit im Hochstift auf. So ergab sich die zwingende Notwendigkeit, die Chirurgische Belegarztabteilung in eine Hauptabteilung umzuwandeln, was dann

auch im Jahre 1975 geschah. Herr Dr. Walter Ferbert begann seine Tätigkeit im Hochstift als Chefarzt der Chirurgischen Abteilung. Erst im Laufe des Jahres konnte er ein Team zusammenstellen, mit dem die Arbeit einigermaßen zu bewältigen war.

Um dem Mangel an ausgebildetem Pflegepersonal ansatzmaig abzuhelpfen, richtete 1974 Oberin Christel Burmester eine Schule für Krankenpflegehilfe ein, die sie zusammen mit Herrn Dr. Lothar Hotz leitete. Hierzu mussten wieder Räume eingerichtet werden.

Eine grundlegende Verbesserung der Personalsituation im Pflegebereich war die Möglichkeit, Krankenschwestern im Hause selbst auszubilden. So begann im April 1974 eine Krankenpflegeschule, die von der Bezirksregierung mit 30 Plätzen anerkannt wurde.

1976 erhielten wir Verstärkung durch eine Unterrichtsschwester, die später von der Diakonieschwester Sigrid Albert abgelöst wurde.

Im Herbst desselben Jahres erhielten wir zur Bewältigung der Arbeit, vor allem im Hinblick auf den zu errichtenden Neubau, einen örtlichen Verwaltungsleiter, Herrn Helmut Matzke.

Ausbau, Erneuerung und Umgestaltung

Im Jahr 1975 wurde endlich mit der gänzlichen Erneuerung des Hochstifts begonnen.

Auf dem Parkplatz der Klinik wurde der erste Bauabschnitt in Angriff genommen. Schon zwei Jahre später, im Oktober 1976 konnten wir das Richtfest feiern.

Herr Dr. L. Hotz, Belegarzt unserer Inneren Abteilung und ärztl. Leiter der Krankenpflegeschule, musste 1977 aus gesundheitlichen Gründen seine Tätigkeit in der Klinik aufgeben. Als Mitarbeiter konnte er Herrn Dr. med. H.-J. Schalk gewinnen. Dieser betreut vor allem die stationären Patienten, ist aber außerdem auch in der Praxis von Herrn Dr. Hotz ta-

tig. Herr Dr. Schalk übernahm dann ebenfalls die ärztliche Leitung der Krankenpflegeschule. In seinem Fachgebiet, der Gastroenterologie, wurde er zunehmend tätig. Nach Fertigstellung des Neubaus wurden die leer gewordenen Räume Herrn Dr. Schalk für seine endoskopischen Untersuchungen zur Verfügung gestellt. Im April 1978 fand dann die Einweihung des 1. Bauabschnitts statt. Pfarrer Hans Orth, der Vorsitzende des Hessischen Diakonievereins und Initiator des Neubaus begrüßte die Gäste, u.a. Dr. Freiherr von Weizsäcker, den späteren Bundespräsidenten.

Das Hochstift hatte nun 4 Krankenstationen mit insgesamt 68 Betten, im Erdgeschoss die Ambulanz von Herrn Dr. Walter Ferbert, die Röntgenabteilung, das Labor und ein Raum für EKG, im 1. Untergeschoss die Physikalische Therapie mit dem großen Bewegungsbecken.

Herr Verwaltungsleiter Helmut Matzke schied noch vor der Einweihung des Neubaus aus und Herr Richard Wagner trat im Juli 1978 seinen Dienst an.

Der Altbau wurde abgerissen, um Platz für den Beginn des 2. Bauabschnitts zu erhalten. Dieser stellt den größten Teil des Neubauprojektes dar: alle OP-Räume, die Röntgenabteilung, das Labor, die Endoskopie, einen Teil der Ambulanz, die Bettenzentrale, die Zentralsterilisation, die Geburtshilfliche Abteilung mit den Kreißsälen und die Säuglingszimmer, 3 Bettenstationen mit je 26 Betten, 1 Station mit 20 Betten und eine Intensivpflegestation mit 8 Betten, Aufwachraum, Cafeteria, Andachtsraum, Gemeinschaftsraum, die Küche und viele Lagerräume.

Im November 1980 konnten wir die Grundsteinlegung dieses 2. Bauabschnitts feiern. Dr. Klaus Töpfer, Staatssekretär im Ministerium für Gesundheit, Soziales und Umwelt des Landes Rheinland-Pfalz sicherte dem

Träger des Hochstifts für den Fortgang des Bauvorhabens die finanzielle Hilfe zu.

Das Evangelische Krankenhaus Hochstift 1980

Das Hochstift als ein Haus der Grundversorgung verfügte über 142 Krankbetten. Es diente der breit gestreuten medizinischen Versorgung mit 5 Fachabteilungen.

Die Chirurgische Abteilung geleitet von Chefarzt Herrn Dr. Walter Ferbert war Hauptabteilung und umfasste 50 Krankbetten.

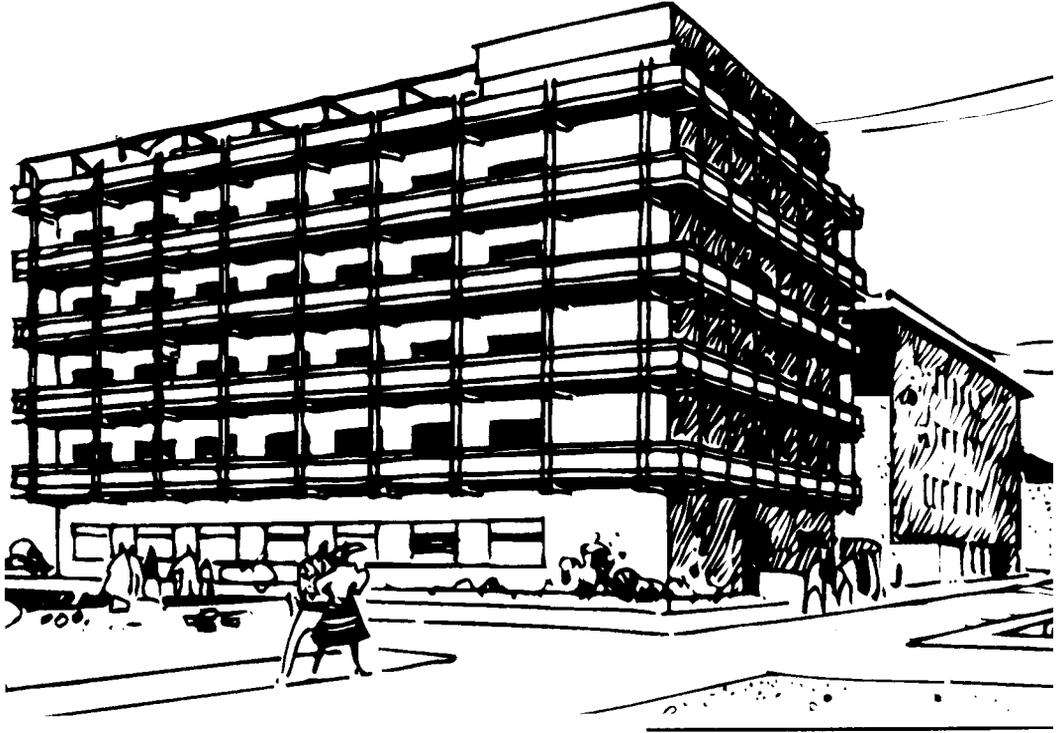
Die Krankenpflegeschule

Sie besteht seit 1974. Im theoretischen Unterricht wurde großen Wert auf eine patientenzentrierte Krankenpflege gelegt. Es besteht eine gute, verständnisvolle Zusammenarbeit mit allen Abteilungen des Hauses.

Die Christliche Krankenhaushilfe

Seit September 1979 waren ehrenamtliche Damen in unserem Haus im Sinne christlicher Nächstenliebe tätig. Sie sahen ihre Aufgabe darin, den Patienten ihren Aufenthalt im Krankenhaus zu erleichtern. Schon bei der Aufnahme wurden die Patienten von den „grünen Damen“ in Empfang genommen und auf die Stationen begleitet. Dies bedeutete besonders für allein stehende, alte oder hinfällige Patienten eine große Hilfe. Die Damen gaben ihre Zeit für notwendige längere Gespräche, für Besorgungen, kleine Hilfeleistungen, Briefe schreiben, Begleitung auf einem Spaziergang, notwendige Gänge zu Behörden etc. Oft konnten sie auch mit Erfolg behilflich sein bei der Beschaffung eines Platzes in einem Alten- bzw. Pflegeheim.

Frau Groß-Albenhausen (kath.), die Gattin des bekannten Radiologen Dr. Groß-Albenhausen und Frau Kammer (ev.) die Gattin von Herrn Pfarrer Kammer (Magnusgemeinde) waren die Initiatorinnen dieser Einrichtung.



Ev. Krankenhaus Hochstift



Ev. Krankenhaus Hochstift heute

Sie arbeiteten in engem Kontakt mit den Schwestern der Stationen, der Oberin und den Krankenhauseesorgern.

14. Februar 1985: Übergabe von Haus II

Vom äußeren Bild, von den Kosten, aber auch von dem Angebot her ist das Haus II zum Zentrum des neuen Hochstifts geworden. Hier wurden nicht nur die meisten Betten (90) aufgestellt, sondern hier sind auch der OP-Trakt, Labor, Röntgen, Chir. Ambulanz und die Liegendkranken-Anfahrt untergebracht. Neben dem „medizinischen“ konzentriert sich hier auch der wirtschaftliche Bereich mit Großküche, Cafeteria, Konferenz – Andachtsraum bis hin zur aufwendigen Wirtschaftsanfahrt und Parkfläche im Außenbereich.

In annähernd einem Jahrzehnt konnte das Ev. Krankenhaus Hochstift völlig neu gestaltet und den Erfordernissen einer modernen Medizin angepasst werden. Das war nur möglich aufgrund der Vereinbarung zwischen dem Land Rheinland-Pfalz und dem Hessischen Diakonieverein e.V. Darmstadt im Jahr 1975 und der trotz allen zeitbedingten Schwierigkeiten unveränderten Verfolgung des Ziels der



Eingang Ev. Krankenhaus Hochstift

Erneuerung des Hauses und der Bereitstellung von Mitteln durch das Land Rheinland-Pfalz. Mit der Fertigstellung des 2. Bauabschnittes wurde der größte Schritt in der Modernisierung und Sanierung des evangelischen Krankenhauses Hochstift in Worms getan.

1990: Die Anfänge der minimalinvasiven Chirurgie am Hochstift („Knopflochchirurgie“), Herr Dr. Ferbert:

„Im Herbst 1990 las ich (...) über eine neue Methode. Im Bauch zu operieren: Über 3 kleine Schnitte würden eine Optik, mit angeschlossener Kamera wie bei einer Bauchspiegelung und 2 stabförmige Instrumente in den Bauchraum eingeführt. Damit könne man zum Beispiel die Gallenblase herauslösen und entfernen, ein großer Bauchschnitt sei nicht mehr nötig! (...). In der Chirurgie gab es das bisher nicht.

Unter den vielen Neuerungen erschien mir gerade diese sofort faszinierend und auch einleuchtend. Hatte die Chirurgie denn die Möglichkeit der Bauchspiegelung mit den daraus sich ergebenden operativen Chancen so total verschlafen? Wo gab es einen Ort der Information, der Fortbildung? Was kostete die Anschaffung der notwendigen Apparaturen?

Wie konnte ich unseren Verwaltungsdirektor Frank überzeugen, Mittel hierfür bereit zu stellen? Sollte ich es überhaupt wagen, mich mit dieser als geradezu spektakulär empfundenen Operationstechnik zu exponieren?

Herr Frank war sofort einverstanden, gab rasch die Bestellung für die notwendigen Geräte in Auftrag und ich meldete mich zum Hospitieren an bei Dr. Christian Klaiber im Spital Aarberg/Schweiz.

Mit Staunen sah ich beim Hospitieren im dortigen Krankenhaus, wie Dr. Klaiber bei einer Patientin die mit Steinen gefüllte Gallenblase über drei winzige Hautschnitthen aus dem

Bauchraum herausholte!! Es waren zahlreiche Gäste – Chefärzte aus Spanien, Frankreich und England ebenfalls zugegen, und in angeregten Diskussionen wurden die Vorteile, aber auch Schwierigkeiten und Tücken besprochen.

Wenig später war es dann soweit: Instrumente und Geräte waren eingetroffen und mit Anästhesist Dr. Yazdani und OP-Schwester Hedwig Wolf der Ablauf der Operation genau festgelegt. Die „auserkorene“ Patientin, die an Gallenkoliken litt, wurde in einem sehr ausführlichen Aufklärungsgespräch („ Herr Doktor, haben Sie so etwas schon mal gemacht?“) informiert.

Während der Operation herrschte atemlose Stille, zum ersten Mal konnten ja alle die Operation am Monitor genau mitverfolgen. Nach etwa 80 Minuten war es dann soweit: die Gallenblase mitsamt den Steinen wurde über den kleinen Schnitt am Nabel entlang mit dem dort eingeführten Instrument herausgezogen und mit Erleichterung der OP-Schwester übergeben. Die gesamte Mannschaft klatschte lang anhaltend Beifall.

Inzwischen hat sich die „Knopflochchirurgie“ zu einem weltweit anerkannten Standardverfahren für Routineeingriffe im Bauchraum entwickelt.

Brunnenplastik von Gustav Nonnenmacher

Gustav Nonnenmacher wurde am 21.4.1914 geboren. Nach der Schulzeit begann er 1929 eine Lehre bei einem Bildhauer und Innenarchitekt. Am Ende des 2. Weltkrieges, vor der Frage der Gestaltung der eigenen Zukunft stehend, entschloss er sich zum Wagnis des Weges als freischaffender Bildhauer.

Das Bundesbaugesetz legt fest, dass entsprechend der Kosten für ein Großbau-Projekt auch Mittel für „Kunst am Bau“ zur Verfügung gestellt werden müssen; damit soll eine gewisse künstlerische Bereicherung dieser Bauten sichergestellt werden.

Dem Hessischen Diakonieverein war dies eine willkommene Gelegenheit, für das Krankenhaus Hochstift an einer Stelle einen besonderen Ort zum Verweilen für Patienten und Besucher zu schaffen. Das Motiv eines Brunnens schien dafür außerordentlich geeignet.

Gustav Nonnenmacher erhielt den Auftrag zur Gestaltung des Brunnens und schreibt dazu: Aufgabe und Aussage

Im Besuchertrakt soll als wesentlicher Einstimmungsfaktor in die Atmosphäre des Hauses eine Brunnenplastik erstellt werden. Sie soll einer üblicherweise bedrückten Gemütslage der Besucher und Patienten entgegenwirken. Dies wird zunächst allgemein durch eine phantasievolle Formgebung in Verbindung mit ungewöhnlicher Wasserführung angestrebt. Zum anderen, und für den länger Verweilenden, wird durch den Inhalt und die Aussage der Gestaltung die oben erwähnte Absicht vertieft und auf den besonderen Zweck und Status des Hauses verwiesen. Die Schrift hat viele Stellen mit Handlungen und Wundern an Brunnen und Wassern. Am verblüffend aktuellsten bis in die Sorgen unserer Gegenwart ist m.E. die in 2.Mose 15, 25 + 26

wiedergegebene Geschichte als Beispiel für Gesunden, Heilen und Leben. In ihr ist der archetypische Symbolkomplex des Lebensbaumes mit der Symbolik des (Lebens)-wassers zu heilender Kraft verbunden: „und der Herr wies ihm einen Baum, den tat er ins Wasser, da wurde es süß... ich bin der Herr, dein Arzt“.

Gestaltung

Aus einem hohlen Baumstamm in Bronzekunstguss quillt zwischen Astgabeln eine kräftige, niedere Wasserfontäne, die, in dem Stamm sich sammelnd, unter drei senkrechten Spalten in ein Grobkieselbecken abfließt. Die Äste verzweigen sich regelmäßig mehrmals im Dreierhythmus und tragen an den Enden vergoldete Blüten, wodurch der außerordentliche Charakter eines Heilswunders auch optisch deutlich werden soll.



Brunnen „Baum des Lebens“ von Gustav Nonnenmacher im Eingangsbereich des Ev. Krankenhauses Hochstift

Die Krankenpflegeschule des HDV

Der Hessische Diakonieverein Darmstadt ist Träger einer Krankenpflegeschule, die an das Evangelische Krankenhaus Hochstift Worms angeschlossen ist. Hier findet der theoretische Unterricht zur Gesundheits- und Krankenpflegerin / zum Gesundheits- und Krankenpfleger statt. Die praktische Ausbildung kann außer in Worms auch im Diakonie- Krankenhaus Ingelheim und im Luisenkrankenhaus Lindenfels erfolgen. Außerdem werden die Auszubildenden gemäß Krankenpflegegesetz zu einem Einsatz in der ambulanten Pflege, in Rehabilitationseinrichtungen und in einem Psychiatrischen Krankenhaus vermittelt.

Die hohen Anforderungen in der heutigen Gesundheits- und Krankenpflege setzen eine umfassende und fundierte Ausbildung voraus.

Pflege als eigenverantwortliches Handeln bedeutet selbständiges Planen und Durchführen der notwendigen Pflegemaßnahmen, Beraten und Anleiten der Patienten sowie Unterstützung des Arztes bei Diagnostik und Behandlung der Patienten.

Zum Erkennen der Bedürfnisse der kranken Menschen sind Einfühlungsvermögen und Fachkompetenz erforderlich. Ebenso ist ein hohes Maß an Kommunikations- und Beziehungsfähigkeit notwendig, um die von uns erwünschte ganzheitliche Betreuung zu gewährleisten. Daraus ergeben sich als wichtige Grundvoraussetzungen für die Wahl des Pflegeberufes u.a.:

- psychologisches Einfühlungsvermögen und pädagogische Fähigkeiten
- gute Lernfähigkeit in Theorie und Praxis und eigenverantwortliches Lernen
- manuelles Geschick

sowie als gesetzlich geforderte Zugangsvoraussetzungen u.a.:

- Realschulabschluß oder ein der Sekundarstufe I-entsprechender Schulabschluß
- Hauptschulabschluß oder gleichwertige Schulausbildung zusammen mit abgeschlossener Berufsausbildung von mindestens 2 Jahren oder Erlaubnis als Krankenpflegehelferin
- gesundheitliche Eignung (körperliche und psychische Belastbarkeit)

Die Ausbildung gliedert sich in 2100 Std. Theorie und 2500 Std. Praxis und dauert drei Jahre.

Das Examen wird in allen europäischen Ländern anerkannt.

Gemäß der Zielsetzung des Hessischen Diakonievereins werden die Zugehörigkeit zu einer christlichen Kirche und die Bereitschaft, das menschliche Miteinander auf der Basis christlicher Grundwerte mitzutragen, erwartet. Basierend auf diesen Leitgedanken ist uns eine individuelle und persönliche Betreuung unserer Auszubildenden wichtig. Sie werden ab Ausbildungsbeginn in die Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins aufgenommen und wir freuen uns, wenn die Mitgliedschaft – auf freiwilliger Basis – auch nach dem erfolgreich abgelegten Examen bestehen bleibt.

**Anfragen richten Sie an:
Evang. Krankenhaus Hochstift
Krankenpflegeschule
Willy-Brandt-Ring 13–15
67547 Worms Tel. 0 62 41/85 65 00**

Luisenkrankenhaus Lindenfels

Schlierbacher Weg, 64678 Lindenfels

Seit 1945 im Besitz des Hessischen Diakonievereins.

Bereits in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts erkannte der Arzt Dr. Nikolaus Schmitt, dass die landschaftlich schöne mittelhohe Lage und das besonders mineralhaltige und kalkarme Wasser in Lindenfels beste Voraussetzungen für das Betreiben einer Kuranstalt seien.

Er erwarb mehrere, zum Teil bebaute Grundstücke und eröffnete 1905 das „Kurhaus“. Zunächst wurden als Patienten nur männliche Privatpersonen aufgenommen. Später wurden Frauen und Männer der Reichsangestelltenversicherung behandelt.

1939 musste Dr. Nikolaus Schmitt junior die Gebäude und Grundstücke an die LVA Rheinland-Pfalz verkaufen. Während des 2.

Weltkrieges wurden Kuren für Bergleute und Industriearbeiter durchgeführt, in einem Teil des Hauses wurde später ein Lazarett untergebracht. 1945 wurden das Kur- und Badehaus von amerikanischen Militärs besetzt.

Im Hinblick auf die zerstörten Krankenanstalten in Darmstadt und Mannheim ordneten die amerikanischen Militärbehörden an, in Lindenfels ein Krankenhaus für die Odenwälder Bevölkerung einzurichten.

Sie beauftragten den in Fürth ansässigen Arzt Dr. Raftopoulo mit der Aufgabe. Dieser wandte sich an den Hessischen Diakonieverein in Darmstadt und trotz großer Bedenken übernahm der Verein unter der Leitung von Pfarrer Guyot in dieser schwierigen Zeit die Aufgabe, in Lindenfels ein Krankenhaus einzurichten.

Der Chirurg Dr. Achenbach, der Orthopäde Dr. Grewe und Dr. Wetzig, der unter anderem das Labor einrichtete, standen Dr. Raftopoulo zur Seite.

Als erste Diakonieschwester arbeitete Schwester Else Schopbach in Lindenfels. Sie



Das alte Luisenkrankenhaus in Lindenfels



Das neue Luisenkrankenhaus (kurz nach der Errichtung)

wurde bald von weiteren Diakonieschwestern unterstützt.

In dieser Zeit erhielt das Luisenkrankenhaus seinen Namen, der von den Frauennamen Luise Guyot, Luise Achenbach, Luise Raftopoulo und Luise Schneider abgeleitet wurde.

Wiederholt wollte in all den Jahren Pfarrer Guyot die Arbeit wegen unzulänglicher Verhältnisse aufgeben. Aber die Bevölkerung, die Kirchengemeinden, die politischen Gemeinden und das Gesundheitsamt Heppenheim bedrängten ihn, das Haus weiterzuführen, denn der Odenwald war auf die Betten angewiesen.

Aus der Statistik des Berichtsjahres 1951 geht hervor, dass das Krankenhaus inzwischen auf 110 planmäßige Betten und 10 Notbetten angewachsen war. Die chirurgische Abteilung umfasste 54 Betten, die Innere Abteilung 44 und die Isolierabteilung 12 Betten.

Nach einer Besichtigung des Hauses durch den Vorstand des Hessischen Diakonievereins

beschlossen Pfarrer Orth, Dr. Holtzmann und Oberin Hack im Jahr 1967 einen Neubau. Durch Verhandlungen mit der Leitung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, dem Diakonischen Werk und den Vertretern der Kommunen und Kirchengemeinden konnte eine Beteiligung aller an der Finanzierung erreicht werden.

Am 12.11.1971 konnte das Richtfest gefeiert werden. Im Juli 1974 wurde die Arbeit im neuen Krankenhaus aufgenommen.

Den 3 Hauptabteilungen Chirurgie, Innere Medizin und Gynäkologie standen insgesamt 162 Betten zur Verfügung.

Seit 1976 können bis zu 18 Krankenpflegeschülerinnen und -Schüler den praktischen Teil ihrer Ausbildung in Lindenfels absolvieren.

1987 wurde eine 20 Betten umfassende Nachsorgeabteilung eröffnet. Parallel wurde dem Krankenhaus eine Dialyseabteilung für ambulante- und Feriendialyse unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Schneider, Weinheim, angegliedert.

Nach und nach kamen zu den bereits bestehenden Hauptabteilungen die Abteilungen Unfallchirurgie mit unfallchirurgischer Ambulanz und D-Arzt, Orthopädie, Diabetologie mit Tagesklinik und strukturierten Stoffwechselschulungen, Lungenheilkunde mit Schlaf-labor hinzu.

Die diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten entsprechen dem Stand eines Hauses der Grundversorgung.

Im Krankenhausbedarfsplan wird das Haus mit 111 Betten geführt – in folgende Fachabteilungen: Innere, Intensiv, Chirurgie, Gynäkologie und Geburtshilfe. Im verhandelten Budget 2003 wurden 113 Betten wie folgt verteilt:

- Innere: 53 Betten
- Chirurgie: 38 Betten
- Gynäkologie/Geburtshilfe: 11 Betten
- Nachsorge: 5 Betten
- Intensiv: 5 Betten

In den letzten Jahren wurde die fortschreitende Qualifizierung innerhalb des Gesundheits-

wesens auch im Luisenkrankenhaus umgesetzt. Strukturierung, Zertifizierung und Umsetzung gezielten Qualitätsmanagements zählen zu den Schwerpunkten der Kliniken im Hessischen Diakonieverein.

Oberinnen, Haus- und Pflegedienstleitungen am Luisenkrankenhaus seit der Übernahme des Hessischen Diakonievereins im August 1945:

1945 – 1946	Schwester Martha Zimmer
1946	Schwester Liesel Schneider
1946 – 1948	Schwester Line Seynsche
1948 – 1953	Schwester Paula Wolf
1953 – 1958	Schwester Else Schopbach
1958 – 1969	Schwester Frieda Schäfer
1969 – 1974	Oberin Marieluise Stahl
1974 – 1975	Schwester Frieda Schäfer
1975 – 1979	Oberin Elfriede Döll
1979 – 1981	Oberin Annebärbel Diefenbacher
1981 – 1990	Oberin Waltraud Appenheimer
1990	Schwester Hedwig Lampert
1990 – 1994	Oberin Elfriede Otto
1994	Werner H. Trautmann



Das neue Luisenkrankenhaus heute

Anna-Henrietten-Stift, Traben-Trarbach

Am Bahnhof 58, 56841 Traben Trarbach

**Ev. Krankenhaus, heute Fachklinik für
Gynäkologie und Geburtshilfe
und Zentrum für ambulantes Operieren.
Seit 27.2.1961 im Besitz des Hessischen
Diakonievereins.**

Seit 27.2.1961 im Besitz des Hessischen Diakonievereins; seit 1938 bestand schon ein Gestellungsvertrag für Schwestern mit dem Hessischen Diakonieverein, der damit in den schon vorher seit dem 1.7.1922 bestehenden Gestellungsvertrag mit dem Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein eintrat, mit dem er seit 1938 fusionierte. Vor 1922 bestand ein Schwestern-Gestellungsvertrag mit dem Zehlendorfer Diakonieverein. Auch die Schwester für die Gemeindepflege in Trarbach kam vor 1938 vom Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein. Die Gemeindegeweschwesler wohnte damals im Krankenhaus und hat auch dort mitgearbeitet. Schwester Elisabeth Feuerbach war eine der ersten Schwestern, die vom Hessischen Diakonieverein kamen. Vom 1.11.1943 bis 30.6.1979 war sie als Stationschweschwesler in Traben-Trarbach tätig.

Der bis 1977 tätige ärztliche Leiter des Krankenhauses Dr. Walter Spier, dessen Vater sich schon während des Zweiten Weltkrieges im Krankenhaus als Arzt Verdienste erworben hatte, schrieb im Blick auf die Geschichte des Hauses:

„Es besteht Anlass genug, für Pro und Contra um der Zukunft unseres Krankenhauses einen positiven Beitrag zu bringen. Ohne Überheblichkeit, aber mit Stolz kann festgestellt werden, was opferbereiter Bürgersinn und hartnäckige Privatinitiative für den Bau eines Krankenhauses geschaffen haben. Viele Ge-

burtswehen waren vorausgegangen, zunächst vergeblich, aber dann auch mit Erfolg. Die Initiative zur Errichtung von Krankenhäusern lag um die Jahrhundertwende herum meist in privater Hand und auch vornehmlich auf Seiten der konfessionellen Einrichtungen. Bereits im Jahre 1975 habe ich anlässlich des fünfundsiebzigjährigen Bestehens dieses Hauses mich mit der Historie des Krankenhauses Traben-Trarbach befasst. Die Unterlagen zu dieser geschichtlichen Betrachtung fand ich in vergilbten Blättern, die dem Pfarramt Trarbach vorliegen und die mir der damalige Pfarrer Adalbert Geduhn zur Verfügung stellte. Zudem fand ich besondere Beiträge in einem mit besonderer Akribie vom Superintendenten Beumelburg geschriebenen Krankenhaustagebuch.

Am 5. Dezember 1887 trat ein unter der Ägide von Pfarrer Bender gegründetes provisorisches Komitee mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit, in dem für ein Krankenhaus in Traben-Trarbach für den oberen Teil des Kreises Zell und die umliegenden Orte anderer Kreise geworben wurde. Unterschrieben war dieser Aufruf von Landrat Dr. von Woyna, dem Superintendenten Bessel, Sanitätsrat Haack (Kreisphysikus), Ruer (Amtsrichter), Greve (Bürgermeister), Max Melsheimer (Kaufmann) und C.W. Langguth (Gutsbesitzer). In diesem Aufruf, der sich an die Bürger wandte, aber auch an die Vertretungen der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinden im Bereich der Synode Trarbach wird besonders argumentiert, dass in der Kreisstadt Zell bereits ein Krankenhaus unter katholischer Leitung und Verpflegung ohne konfessionelle Beschränkung der Krankenaufnahme besteht. Es wirkt wirklich nicht anachronistisch, wenn damals in einer Zeit, als die Gegend der ehemaligen Hinteren Grafschaft Sponheim, die vorwiegend evangelisch war, ein Krankenhaus in protestantischen Händen ge-

wünscht wurde. Etwaige Bedenken, dass ein solches Krankenhaus Seuchen verbreiten könnte, wurden dadurch widerlegt, dass in der Hausordnung eine Bestimmung enthalten sein sollte, dass keine mit ansteckenden Krankheiten Behafteten aufgenommen werden. Es wurde auch besonders betont, dass dieses geplante Haus kein Alten- oder Sienenheim sein sollte. Es sollte auch an den Zentralaussschuss für Innere Mission, an den Johanniter-Orden und an den vaterländischen Frauenverein sich gewandt werden.

Jedenfalls beschäftigte sich der damalige Aufruf bereits mit der Trägerschaft für ein solches Krankenhaus. Von Seiten des vaterländischen Frauenvereins versprach man sich eine besondere Unterstützung, da im Krieg 1870/71 Trarbach, Traben und Enkirch 160 bis 170 Verwundete in private Pflege genommen haben, unter denen viele Schwerverletzte waren.

Die Opferwilligkeit und Spendenbereitschaft war erstaunlich. Die Pfarrer unserer Synode gingen sogar soweit, dass sie sich zu einer selbstschuldnerischen Bürgerschaft bereit erklärten. In der Würdigung dieser anfänglichen Begeisterung tut es keinen Abbruch, wenn am 1. März 1888, also im Dreikaiserjahr, der damalige Pfarrer von Irmenach, da er es Weib und Kind gegenüber nicht verantworten konnte, von dieser Bürgerschaft zurücktrat. Es liegen Zeichnungslisten für Spenden vor, die teilweise erstaunlich sind und alle Kreise der Bürgerschaft betrafen. Erheblich beteiligt bei diesen Spenden sind auch die benachbarten Hunsrückdörfer gewesen - sowohl die zivilen als auch die kirchlichen Gemeinden. Die angeschriebenen Orte Sohren und Laufersweiler lehnten den Standort Traben-Trarbach als für sie zu weit ab. Interessant ist auch die Reaktion der Gemeinde Enkirch, da dort selbst ein Krankenhaus geplant und

auch bereits ein entsprechendes Gebäude in Aussicht gestellt sein sollte. Nach Mitteilung des Landrats Dr. von Woyna stellte der vaterländische Frauenverein Zell eine Stiftung von 300 Mark in Aussicht. Überhaupt muss Dr. von Woyna ein guter Freund von Trarbach gewesen sein. In den Aufzeichnungen ist vermerkt, dass 50 Mark von der Großmutter der Braut des Landrats für den Krankenhausverein gestiftet wurden. Immer wieder geht auch aus dem Schriftwechsel hervor, welche Schwierigkeiten dadurch bestanden, dass Traben und Trarbach noch nicht zu einer Stadt vereinigt waren.

Ein greifbares Ergebnis hatte der erste Anlauf zu einem Krankenhaus 1887/88 jedoch nicht gebracht. Offenbar waren auch die Ansichten gerade über den Standort eines für das Krankenhaus zu kaufenden Hauses oder auch für den Neubau sehr geteilt. Die Anwohner fürchteten auch, dass durch ein Krankenhaus Seuchen verbreitet werden könnten. Es ist auch nicht zu ersehen und auch nicht bekannt, an welches Haus oder an welches Grundstück damals gedacht war. Jedenfalls ist es zunächst bei den Wünschen geblieben. Als Motor trat aber immer wieder Max Melsheimer auf, der dynamisch in der Krankenhausidee hervortrat. 1895 wurde das Komitee mit neuen Männern besetzt. Aus Traben sind es die Namen Wilhelm Huesgen, Dr. Breucker, Bürgermeister Schneider und Pfarrer Kühn, aus Trarbach Apotheker Pfeiffer, Carl Caesar von der Stadtmühle am Weihertorplatz, Bürgermeister van Meenen und Pfarrer Nacken.

Besonderen Einfluss auf die Gestaltung des geplanten Krankenhauses übernahm der damalige Superintendent Berenbruch aus Wolf. Es ist dies der Gründer des damaligen Wolfer Waisenhauses, das jetzt den Namen Jugendhof Martin Luther King führt. Nach den damaligen Vorstellungen sollte das geplante Kran-

kenhaus von der Evangelischen Kirchengemeinde Trarbach als Träger übernommen werden, unter der Rechnungsführung der zivilen Stadtgemeinde. Gleichzeitig betrat als belebendes Moment die Spende von 12.000 Mark von Frau Carl Caesar ein mit der Maßgabe, dass der Zinsendienst zu Lebzeiten von der Stadt an das Krankenhaus abgeführt wird, während Apotheker Pfeiffer und Frau, die Besitzer der Hirschapotheke, 40.000 Mark der Evangelischen Gemeinde Trarbach für das Krankenhaus stifteten.

Auf Wunsch der Hauptstifter sollte das Krankenhaus den Namen Anna-Henrietten-Stift nach den Vornamen ihrer beiden Töchter führen. 1897 einigte sich eine besondere Baukommission auf ein Zehn-Betten-Krankenhaus. 1898 verdichteten sich die Pläne, zumal von den Bürgern von Traben und Trarbach namhafte Beträge gestiftet wurden, und das Bedürfnis zur stationären Aufnahme von Kranken verstärkte sich. Allerdings war es noch keine Selbstverständlichkeit, dass die Krankenkassen eine stationäre Behandlung kostenmäßig übernahmen, so dass die Gründung einer besonderen Kasse von den Arbeitgebern für die Aufnahme ihrer Mitarbeiter geplant war. Jedenfalls stand der Name fest: Evangelisches Krankenhaus für Traben und Trarbach, Anna-Henrietten-Stift. Ein besonderer Vertrag zwischen Kirchengemeinde und der Zivilgemeinde wurde unter besonderer Betonung der Gemeinsamkeit der Interessen abgeschlossen. Eine Krankenhauskommission wurde beauftragt die Geschäfte zu führen. Dieser Vertrag wurde am 26. Juli 1899 von dem Regierungspräsidenten in Koblenz ausdrücklich genehmigt. Die Standortfrage war in der Zwischenzeit geklärt. Von einem Grundstück in der Holzwiese war man abgekommen, und die Kommission hatte sich für den Standort Schottstraße entschieden (Grund-

stück Karl Korn). Eine Kommission hatte sich in der Umgebung gleichartige Krankenhäuser angesehen, unter anderem auch in Braubach, wo bereits 1890 ein entsprechender Bau erstellt worden war, der sozusagen Modell für unser Haus darstellte. 1949 haben wir mit Pfarrer Sommer dieses Haus in Braubach besucht. Wir wurden von dem Pfarrer dort freudig begrüßt, da er in seinem Krankenhaustagebuch gelesen hatte, dass bereits vor fünfzig Jahren eine ähnliche Kommission aus Traben-Trarbach aufgekreuzt sei.

Für die Finanzierung war es wichtig, dass das im wesentlichen aus privater Hand gespendete Geld zur Verfügung stand und die zivilen Gemeinden auf Vorschlag von Dr. Breucker (Traben) dafür gewonnen werden konnten, die Verzinsung der festgelegten Spendengelder zu übernehmen. Im August 1899 wurde der Bau begonnen, und er stand bereits im Winter unter Dach. Die Eröffnung konnte am 15. Oktober 1900 stattfinden. Die Einweihungsfeier, die in der damaligen Trarbach-Trabener Zeitung eingehend gewürdigt wurde, war eine recht bescheidene Feier, die im wesentlichen in der Schlüsselübergabe von Max Melsheimer als Baukommissionsvorsitzendem an den Hausherrn des Krankenhauses, den späteren Superintendenten Beumelburg, bestand. Als Ehrengäste waren eingeladen der Königliche Landrat des Kreises Zell, König, und Superintendent Berenbruch aus Wolf. Bezeichnenderweise hatte die oberste Kirchenleitung der Rheinprovinz, das Konsistorium in Koblenz, von der Entsendung eines Vertreters aus Sparsamkeitsgründen Abstand genommen. In der Festansprache betonte Pfarrer Beumelburg den besonderen Opfersinn der Bürger, der den schmucken Bau mit 16 Betten erst möglich gemacht habe und wies besonders auf die Vermächtnisse des inzwischen verstorbenen Ehepaars Apotheker Pfeiffer und der verstorbe-

nen Witwe Carl Caesars hin. Als Baumeister fungierte zunächst Herr Massing aus Trier, dessen Aufgabe dann von Baumeister Hack in Trarbach übernommen wurde.

Verantwortlicher Arzt war zunächst Dr. Carl Herold, der Großvater von Dr. Fritz Herold. Es ist jetzt noch erstaunlich, dass die Jahrhundertwende auch für unser Krankenhaus den wesentlichen Anstoß gab, in einer Zeit, als die Bautätigkeit in Traben und Trarbach besonders rege war. Diese im Jugendstil gehaltenen Bauten entsprachen einem anspruchsvollen Lebensstil und auch einer gewissen Großzügigkeit.

Zurückschauend ist zu bedauern, dass das Krankenhaus in seinen Dimensionen zu klein­zünftig angelegt war. Die Schwesternschaft wurde von dem Zehlendorfer Diakonieverein gestellt – später vom Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein der seit 1938 mit dem Hessischen Diakonieverein fusionierte.

Das Krankenhaus war bald gefüllt. Bereits am 16. Oktober 1900 – einen Tag nach Eröffnung – wurde ein Patient aus Traben-Trarbach im Auftrag der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft zur Behandlung eingewiesen. Ärztlicherseits handelte es sich um ein typisches Belegarzt-Krankenhaus, in dem die Ärzte – zunächst Dr. Herold und Dr. Andrae – in zweijährigem Turnus wechselten. 1904 trat mein Vater dazu. Dr. Herold hatte es übernommen, eine erste Ausstattung an Instrumenten zu kaufen. Im Vordergrund standen grobe Knocheninstrumente und Amputationsmesser, außerdem ein Instrumentarium für Luftröhrenschnitte, die bei den Diphtherie-Epidemien der damaligen Zeit oft notwendig waren. Im Übrigen hat auch damals sich die Bürgerschaft an Lebensmittelspenden beteiligt. So lieferte zur Eröffnung des Krankenhauses Philipp Späth, vormals Carl Schüler, eine Grundausrüstung an Nahrungsmitteln kostenlos.

Entgegen der ursprünglichen Abmachung, dass Seuchenkranke im neuen Krankenhaus nicht aufgenommen werden sollten, sind bereits 1901 acht Typhusfälle vermerkt. Das Haus hatte zunächst eine Kapazität von 16 Betten, stieg aber im Laufe der Zeit auf 27 Betten. Ständigen Ärger bereiteten die Abwässer in den Schottbach. Die Typhusepidemien sind offensichtlich wellenweise verlaufen, so dass 1907 der Zehlendorfer Diakonieverein Hilfs­schwestern schicken musste. Eine Schwester infizierte sich an Typhus. Unterstützt wurden die Schwestern in dieser Notzeit von hiesigen Damen, die freiwillig aushalfen. Es darf auch erwähnt werden, dass 1907 während einer Typhusepidemie die Trarbacher Felsenquelle ihr Wasser, als keimfrei beliebt und unverdächtig, geliefert hat.



Das alte Krankenhaus „Anna-Henrietten-Stift“ in Traben-Trarbach (Schottstraße)

Eine Besonderheit trat dadurch auf, dass sich Dr. Andrae in Traben, der Vorgänger von Dr. Ritter – einen eigenen Röntgenapparat anschaffte. Ein besonderer Fortschritt, wenn man bedenkt, dass Wilhelm Conrad Röntgen 1895 erst die nach ihm benannten Strahlen entdeckt hatte. 1903 verstarb die junge Frau von Julius Kayser – zweckgebunden wurde ein Röntgenapparat im Andenken an seine Frau Helene gestiftet. Es wirkt vorsintflutlich, dass Dr. Andrae sich gegen diesen Röntgenapparat im Krankenhaus wendete. Es gab noch keine Fachärzte in Traben-Trarbach. Es mutet eigenartig an, wenn damals im Krankenhauskuratorium die Bedienung des Röntgenapparates durch das Los entschieden wurde. Das Los fiel 1903 auf den Chemiker Dr. Carl Castendyck, der den Apparat auf eigene Rechnung bedienen sollte.

Was die Schwestern angeht, so bekam die Gemeindepflegeschwester Schulten ein jährliches Gehalt von 500 Mark, das von Jahr zu Jahr um 25 Mark bis zu einem Höchstgehalt von 600 Mark ansteigen sollte. Ausdrücklich wird in der Akte betont, dass das Krankenhaus kein Altersversorgungs- und Siechenkrankenhaus sein kann. Während des Ersten Weltkrieges 1914 bis 1918 lief das Krankenhaus ohne Störung weiter. Reservelazarette waren in dem damaligen Handwerker-Erholungsheim und in dem Kurhaus Wildbad untergebracht. Es wird vermerkt, dass die dem Krankenhaus gestifteten Beträge, soweit nicht festgelegt, als Kriegsanleihe gezeichnet wurden.

Ein besonderer Fonds für einen neuen Röntgenapparat hatte sich nach dem Ersten Weltkrieg gebildet. Die Inflation machte aber die Anschaffung eines neuen Röntgengerätes zunächst unmöglich. Realisiert werden konnte aber ein derartiger Apparat noch vor dem Ende der Inflation, da die Stadt für die Veräußerung des Wildbades an die Mannesmann

AG eine größere Geldmenge frei bekam. 1921 wird in einem „Eingesandt“ in der Traben-Trarbacher Zeitung erheblich beanstandet, dass das Haus ohne Heizung und ohne neuen Röntgenapparat sei. In einer Krankenhaussitzung wird dies eingehend behandelt und zum Teil auch richtig gestellt. Überhaupt bekommt jetzt das Haus eine deutliche und auch großzügigere Verbesserung des Operationsraumes und auch die beanstandete Heizung wird eingebaut. Ende 1923 wird festgelegt, dass die immer noch sehr niedrigen Pflegesätze auf Goldmark abgestellt werden, das heißt zu einem Vierteldollar nach dem Markkurs am Zahlungstag. Es wurden vorher gezahlt pro Tag in der dritten Verpflegungsklasse 1,5 Millionen, in der zweiten Klasse 2,5 bis 3,5 Millionen und in der ersten Klasse 4 bis 5 Millionen.

In der Folgezeit traten besondere Anstöße zur Verlegung des Krankenhauses von der Schottstraße nach Traben auf, da das Haus Steinhauer freigeworden war und zu einem Krankenhaus hätte umgebaut werden können. Mit Rücksicht auf die Geldknappheit und gesamte Wirtschaftslage musste davon Abstand genommen werden. Auch nach 1933 konnten keine besonderen Veränderungen im Krankenhaus auftreten. Offenbar war geplant, die Schwesternschaft durch parteieigene Schwestern zu ersetzen. Wegen Mangel an „braunen“ Schwestern kamen von Parteiseite aus aber keine Impulse. Nach dem Krieg 1945 bekam das Haus ein neues Gesicht. Die Verbesserungen der operativen Möglichkeiten erforderten eine Vergrößerung, zumal die Einsicht, dass Fachärzte notwendig sind, sich durchsetzte. 1950 wurde Dr. Dr. Helmut Koch gewonnen, im Trabener Rathaus als Nebenstation des Krankenhauses Schottstraße eine Hals-Nasen-Ohren (HNO)-Abteilung zu übernehmen. Diese Station einschließlich der In-

strumente wurde mit einem Restbestand aus der Krankenkasse, der über die Währungsreform 1948 gerettet werden konnte, ausgestattet. Von der Stadt selbst wurde die Rechnungsführung für das Haus ausgeübt, während die Trägerschaft immer noch bei der Kirchengemeinde Trarbach lag.

Ein erster Bauabschnitt konnte 1951/52 mit viel Mut und Gottvertrauen unter den Impulsen von Pfarrer Sommer begonnen und fertig gestellt werden, indem an der Nordseite des Hauses moderne Operationssäle, der längst fällige Aufzug und noch zwölf weitere Betten eingebaut wurden. Inzwischen hatte sich der Facharzt Dr. Kurt Moser zur Betreuung der inneren Krankheiten niedergelassen. Ein weiterer Bauabschnitt brachte noch zusätzliche Krankenzimmer mit nach Süden geöffneten Fenstern, so dass das Haus Schottstraße nunmehr einundsechzig Kranke aufnehmen konnte. Bei der Planung und Durchführung fanden wir wichtige Unterstützung beim Städtischen Baumeister G.Schilling. Inzwischen kam 1966 der Frauenarzt Dr.Schlagetter nach Traben-Trarbach, der in den Räumen der HNO-Klinik des inzwischen abgewanderten Dr.Dr.Koch eine Entbindungsstation mit allen operativen Möglichkeiten übernahm. Aus Erkrankungsgründen schied Dr.Schlagetter aus. Sein Nachfolger wurde 1969 Dr.Dieter Borger, Facharzt für Frauenkrankheiten.

Für die vierundachtzig Jahre des Bestehens des Krankenhauses ist dies nur eine relativ kurze Schilderung. Bis 1961 lebte die Kirchengemeinde Trarbach als Träger des Krankenhauses mit der hiesigen Stadtverwaltung und dem Stadtrat in einer glücklichen Symbiose. Auch als am 27. Februar 1961 das Haus in die Hände des Hessischen Diakonievereins Darmstadt kam, verspürten wir die Kenntnis und die Routine, mit der der Diakonieverein in der Führung von Krankenhäusern

vertraut war. Wir dürfen in diesem Zusammenhang feststellen, dass der Hessische Diakonieverein vereinseigene Häuser in Worms am Rhein und in Lindenfels im Odenwald betreibt. Zum Wohle der Bevölkerung zeigte sich der Verein investitionsfreudig, indem die Qualität des Hauses in seinem inneren Betrieb durch Erneuerungen und wertvolle Anschaffungen wirkungsvoll gesteigert wurde. Zum Beispiel wurde der zuletzt 1951 angeschaffte große Röntgenapparat durch moderne Geräte ersetzt. Auch wurden die für die Endoskopie kostbaren Instrumente erworben. Durch den Hessischen Diakonieverein fühlten wir Ärzte uns verständnisvoll betreut, sowohl unter Pfarrer Orth mit der Oberin Hack als auch unter Pfarrer Müller und der Oberin Elfriede Döll. Das persönliche Engagement ist bei uns allen, insbesondere bei den Schwestern bis hinunter zu dem jüngsten Küchenmädchen ganz groß geschrieben und wir suchen durch diesen Einsatz die Kleinheit des Krankenhauses auszugleichen. So hat vor zehn Jahren die Eingangseite unseres Hauses eine neue Fassade bekommen und auch einen neuen Anstrich. Mehr oder weniger bewusst war die Farbe des Hauses aggressiv gelb gewählt als Zeichen unseres Behauptungswillens. Auch wenn wir jetzt wieder im Randgebiet eines Kreises, diesmal im Ostteil des Kreises Bernkastel-Wittlich, liegen, sehen wir in der Arbeit unseres Ärzteteams in Verbindung mit unseren Schwestern eine Überlebenschance zum Wohle unserer Bevölkerung.

Am 31. Dezember 1977 endete meine Tätigkeit als leitender Chirurg und Chefarzt nach zweiunddreißig Dienstjahren. Mein chirurgischer Nachfolger wurde Dr.Klaus Ervig, der neben der allgemeinchirurgischen Fachrichtung die besondere Qualifikation eines Unfallchirurgen hat. Der Frauenarzt Dr.Dieter Borger, der im so genannten Neuen Rathaus

in Traben seine Ambulanz und Geburtshilfe versah und im Krankenhaus Schottstraße eine breit gefächerte operative Tätigkeit ausübte, wurde leitender Arzt dieses Hauses. Die dritte Hauptfachrichtung – die Innere Medizin – liegt seit 1951/52 in den Händen von Dr. Kurt Moser, seit Frühjahr 1981 in Unterstützung durch Dr. Strecker. Die Substanz im Krankenhaus Traben-Trarbach hat sich materiell und auch persönlich erheblich gebessert, so dass nicht nur die Funktion eines Vorschaltkrankenhauses mit drei Fachrichtungen gesichert, sondern auch die endgültige Versorgung mit entsprechender Nachsorge gewährleistet ist.“

Dr. Walter Spier, 24.9.2003

Der Erweiterung des Krankenhauses in Traben-Trarbach (Schott-Straße) während des Zweiten Weltkrieges durch eine Dependance in der Bahnstraße 22 und den baulichen Erweiterungen in der Schott-Straße in den Jahren 1952 und 1953/54 sowie den großzügigen Neubauplänen der Jahre 1987 – 1992 folgte 1992 ein schwerer Rückschlag durch die Kündigung der Versorgungsverträge von Seiten der Krankenkassen im Zuge der Einsparbemühungen im Gesundheitswesen.

Dank der vorbildlichen Unterstützung durch die Bevölkerung, vor allem aber auch Dank der Hilfe durch die politischen Verantwortungsträger vor Ort und in Mainz gelang es, die drohende Schließung abzuwenden und mit den Krankenkassen einen Kompromiss zu schließen, der die Fortführung von Ev. Krankenhausarbeit in Traben-Trarbach ermöglichte.

Der Hessische Diakonieverein (der 1938 die Trägerschaft vom Rheinisch-Westfälischen Diakonieverein übernommen hatte) kaufte in dem neu entstehenden Geschäfts- und Gewerbegebiet am alten Bahnhof ein großes Grundstück, wo eine neue Klinik gebaut wer-

den sollte. Als Ergebnis der jahrelangen Bemühungen um die Erhaltung des Krankenhausstandorts Traben-Trarbach, war die Errichtung einer Fachklinik für Gynäkologie und Geburtshilfe mit einem Zentrum für ambulantes Operieren vereinbart worden.

Am 24.7.1998 fand der erste Spatenstich für die neue Klinik (Am Bahnhof 58) statt, am 28.5.1999 das Richtfest, am 19.6.2000 dann die Einweihung des neuen Hauses in Anwesenheit von viel Prominenz aus Politik, Diakonie, Verbänden (Krankenkassen), Behörden etc. und vielen Gästen aus der Bevölkerung.

Mit dem Neubau der gynäkologisch-geburtshilflichen Fachklinik und der Klinik für



Die neue Fachklinik für Gynäkologie und Geburtshilfe und Zentrum für Ambulantes Operieren in Traben-Trarbach

ambulantes Operieren wurde in Verbindung mit den im Haus vorhandenen Facharztpraxen (Gynäkologie und Chirurgie) eine moderne Organisationsform geschaffen.

Das Leistungsspektrum der räumlich und apparativ modern ausgestatteten Klinik bietet die gesamte Palette der Geburtsmedizin sowie der konservativen und operativen Gynäkologie. Durch die enge Verzahnung von ambulanter und stationärer Behandlung ist eine lückenlose Betreuung vor, während und nach operativen Eingriffen gewährleistet.



Fachklinik in Traben-Trarbach



Gartenseite zur Mosel hin

Nachsorgeklinik Bergstraße

Mierendorffstr. 2,

64625 Bensheim-Auerbach

Seit 1992 im Besitz des Hessischen Diakonievereins.



Nachsorgeklinik Bergstraße in Bensheim-Auerbach

Im Jahre 1969 gründete Frau Liesel Schermuly das „Sanatorium Bergstraße“. Hintergrund dieser Gründung war insbesondere die Behandlung von Schlaganfall-Patienten oder Patienten, die nach längerer Krankheit in ihrer körperlichen Bewegung eingeschränkt waren.

Zielsetzung war es, verloren gegangene Fähigkeiten der Patienten im Selbsthilfebereich zurück zu gewinnen. Man erkannte, dass dies im Rahmen einer aktivierenden Grund- und Behandlungspflege sowie der aktiven und passiven Behandlungsmöglichkeiten der physikalischen Therapie unter fachärztlicher Betreuung gute Erfolge versprach.

Behandlungsziel war letztlich, die ersehnte Entlassung der Patienten, nach Wiedererlangung ihrer Fähigkeiten, nach Hause.

Nach Angaben von Frau Schermuly dürfte ihr Haus 1969 eine der ersten Nachsorgeklinien in der Bundesrepublik gewesen sein. Sie begann mit 25 Betten und 5 oder 6 Mitarbeitern. Die Nachfrage wurde größer und damit auch die Klinik. 1973 kaufte Frau Scher-

muly ein benachbartes Gebäude als Bettenhaus. 1978 folgten Renovierungsarbeiten.

Die gute Auslastung des Hauses führte 1988 zu aufwendigen Erweiterungs- und Modernisierungsarbeiten. Es entstanden u.a. ein Bewegungsbad und ein Gymnastikraum, welche heute auch von externen Gruppen genutzt werden, die Kurse für alle Interessierten anbieten wie z.B. Baby- und Kinderschwimmkurse, Aquajogging und Wassergymnastik.

Die Bettenzahl hatte sich durch die Umbaumaßnahmen auf 53 erhöht.

Mit 74 Jahren beschloss Frau Schermuly sich zur Ruhe zu setzen, und ihr „Lebenswerk“ an den Hessischen Diakonieverein e.V., Darmstadt zu übergeben. Dieser übernahm die Privatklinik zum 1.1.1992 mit der Zusicherung, alle Mitarbeiter zu übernehmen und die Struktur des Hauses zu erhalten.



Nachsorgeklinik Bergstraße in Bensheim-Auerbach

Der neue Träger schuf mit der Untervermietung von Praxisräumen in der Nachsorgeklinik Bergstraße für Patienten die seltene Kombination von stationärer Nachsorge und dialysepflichtigen Nierenerkrankungen, jedoch

auch ambulante Dialysebehandlung konnte angeboten werden.

Der Hessische Diakonieverein ist ein überörtlicher Träger unterschiedlicher diakonischer Einrichtungen, der es sich zum Ziel gesetzt hat, Krankenhäuser und Altenheime der Bevölkerung zur Verfügung zu stellen, die in der langen Tradition christlicher Nächstenliebe stehen.

Ruhig und wunderschön gelegen, am Fuße des Auerbacher Schlosses, ist die Nachsorgeklinik Bergstraße heute eine moderne Einrichtung mit 53 Betten der internistischen und chirurgischen Rehabilitation.

Überwiegend ältere Menschen, die nach einer schweren Erkrankung noch nicht in ihr häusliches Umfeld bzw. in eine Anschlussheilbehandlung entlassen werden können, weil körperliche Schwäche und massive Bewegungseinschränkungen eine ambulante bzw. rehabilitative Behandlung nicht zulassen.

Neben der ärztlichen und pflegerischen Versorgung ist es in der Nachsorgeklinik vor allem wichtig, bei Bedarf weitere therapeutische Hilfen zur Verfügung zu stellen. Je nach Art der Erkrankung kann dies Krankengymnastik, Ergotherapie, Logopädie oder auch ein Gespräch mit einem Seelsorger, der Verwaltung oder dem Besuchsdienst sein. Die Arbeit der Therapeuten wird durch eine Fülle technischer Hilfsmittel unterstützt. Diese Therapien sind personal- und zeitaufwendig, aber auch ausgesprochen erfolgreich.

Der Träger und die Mitarbeiter der Nachsorgeklinik wünschen sich für die Zukunft, dass dieser Erfolg auch für die Kostenträger im Vordergrund bleibt und auch in Zeiten knapper Kassen zum Wohle des Patienten entschieden wird und somit in vielen Fällen Pflegebedürftigkeit verhindert und den Patienten ihre Selbständigkeit zurückgegeben werden kann. Denn auch das spart Kosten.



Nachsorgeklinik Bergstraße Gartenseite

Diakonie-Krankenhaus Ingelheim

Turnerstr. 23, 55218 Ingelheim

Seit 1989 im Besitz des Hessischen Diakonievereins.

Ein Beitrag zur Chronik des Ingelheimer Krankenhauses.

Erster Teil von Dr. Hanns Sterr, chir. Chefarzt und ärztl. Direktor von 1966 bis 1986

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte Ingelheim bereits ein kleines Krankenhaus. Es war ein einstöckiges Wohnhaus mit einem Garten. Zur damaligen Zeit bestand auch schon ein Hospitalfonds, der durch Vermächtnisse und wohlthätige Stiftungen zusammengekommen war.

Im Jahre 1858 wurde durch eine zusätzliche Stiftung das spätere Hospital Ludwigstift als Kranken- und Pfründnerhaus für die Gemeinde Nieder-Ingelheim erworben. Zur damaligen Zeit betrug das Hospitalvermögen 20.000 Gulden. Für eine kleine Gemeinde, wie es damals Nieder-Ingelheim war, bedeutete es sehr viel, ein solches Haus zu besitzen und zu betreiben. Es konnte sich im Vergleich mit anderen Krankenhäusern durchaus sehen lassen und war auch gut ausgestattet. Wahrscheinlich aus finanziellen Gründen wurde dann jahrzehntelang nichts Wesentliches geändert und es blieb auf dem damaligen Stand stehen. Im Laufe der Jahre hat es sich zu einer Armen- und Krankenherberge und zu einem Pfründnerheim gewandelt. Dies dauerte einige Zeit, bis im Jahre 1909 die Hospitalkommission im Einverständnis mit dem Gemeinderat Nieder-Ingelheim und dem zuständigen Herzoglichen Kreisamt einen Beschluss gefasst hat, diesen Zustand zu beenden und das Ludwigstift in ein der damaligen Zeit entspre-

chendes modernes Krankenhaus umzugestalten. Es entstand unter Mitwirkung tatkräftiger Ingelheimer Bürger ein Haus, das den Anforderungen moderner Krankenhausesfürsorge entsprach. Das Haus hatte 23 Betten (14 für Kranke, 5 für Pfründner und 4 für Personal). Das Krankenhaus hatte Zentralheizung, Personenaufzug, Bade- und WC-Einrichtungen und war mit mustergültig eingerichteten Operations- und Röntgenräumen und freundlichen Krankenzimmern ausgestattet.

Im 1. Weltkrieg wurde das Haus ein Reservelazarett und die Bettenzahl für Verwundete und Kranke erheblich erweitert. Zur Betreuung und Versorgung der Soldaten kamen Schwestern von der Diakonie. Als im Jahre 1924 ein tüchtiger Chirurg verpflichtet werden konnte, bekam das Haus großes Ansehen und war geschätzt. Schon in den 30er Jahren trug man sich mit dem Gedanken, einen Neubau zu erstellen, weil der Zuspruch groß war und die Bettenzahl nicht ausreichte. Die damaligen finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse ließen die Verwirklichung eines solchen Projektes nicht zu.

Im Jahre 1939 wurde Ingelheim zur Stadt und bekam ein neues Krankenhaus durch den Erwerb und Ausbau des ehemaligen Waisenhauses „Krickensche Stiftung“ (heutiger Standort). Nach Zusammenlegung der 3 Ortsteile Nieder-Ingelheim, Ober-Ingelheim und Frei-Weinheim erhielt das Krankenhaus die Bezeichnung „Städtisches Krankenhaus Ingelheim am Rhein“. Wenige Monate nach Inbetriebnahme kam der 2. Weltkrieg und brachte für das neue Haus Veränderungen und große Belastungen. Zwei Drittel des Hauses wurden in ein Lazarett umfunktioniert, dem die Volksschule Ingelheim Mitte mit 180 Betten angegliedert wurde. Die Kriegsjahre brachten eine schwere Zeit. Die Arbeit wurde unter laufenden Fliegeralarmen eine schwere Belastungs-

probe und ging für Ärzte und Schwestern oft bis an den Rand der Erschöpfung. Das Haus wurde glücklicherweise vor ernsteren Kriegsschäden bewahrt und hat das Kriegsende und die Besatzungszeit erträglich überstanden. Nach dem Kriege war das Haus vielen Hilfesuchenden, Patienten, Heimkehrern und Flüchtlingen ein Ort der Ruhe, Sauberkeit und Geborgenheit in der Not.

In den Jahren nach dem Krieg hat sich das Haus nach der Einrichtung von fachärztlich geleiteten Abteilungen als zu klein erwiesen. Für einen Erweiterungsbau mit 2 neuen Krankenstationen, neuem Wirtschaftsbereich (Küche) und Schwesternwohnbereich erfolgte im Frühjahr 1957 der erste Spatenstich. Bereits am 1.10.1957 konnte der Trakt in Betrieb genommen werden. Die Bettenzahl war damit um 45 erweitert. Im Jahr 1963 wurde mit dem Bau eines modernen Schwesternwohnheimes

begonnen, das im Frühjahr 1965 von den Schwestern der Zehlendorfer Diakonie bezogen wurde. Es ist direkt mit dem Krankenhaus verbunden. Das damit im Erweiterungsbau frei gewordene Geschoss konnte dann 1966 als Kinderstation eingerichtet werden für Fälle der Fachgebiete Chirurgie, HNO und Pädiatrie. Das Gesamtbettenvolumen wurde um 18 bereichert und betrug 143.

Im Jahr 1966 und in den folgenden Jahren wurden die Operationsräume modernisiert, die Asepsis verbessert, ein eigener unfallchirurgischer OP eingerichtet, ein eigener septischer OP und ein Gipsraum und ein Aufwachraum, sowie ein Notaufnahmerraum ausgebaut. Die diagnostische und therapeutische Einrichtung wurde durch wertvolle Anschaffungen erweitert und ergänzt (fahrbares und stationäres Röntgengerät mit Bildwandler und Fernseheinrichtung, Endoskopie, Echoenze-



Diakonie-Krankenhaus Ingelheim

phalographie, modernes Instrumentarium zur Knochenbruchbehandlung, Modernisierung in der physikalischen Therapie, im Labor und im Kreißsaal). Ferner wurden die apparativen Voraussetzungen geschaffen für Wiederbelebung und Intensivpflege.

Im Jahr 1989 übernahm der Hessische Diakonieverein die Trägerschaft des Krankenhauses von der Stadt Ingelheim. Da in Worms schon einmal ein Krankenhaus vom HDV bei laufendem Betrieb modernisiert worden war, traute man Gleiches auch in Ingelheim dem HDV zu. In drei Bauphasen (bis 2004) wurde das gesamte Krankenhaus modernisiert und zum Teil neu gebaut. Der ursprüngliche Altbau wurde abgerissen und durch den 3. Bauabschnitt ersetzt.

Das Diakonie-Krankenhaus Ingelheim verfügt heute über 123 Betten und drei Hauptfachabteilungen (Innere, Chirurgie und Anästhesie), eine Intensivabteilung und zwei Belegabteilungen (Gynäkologie ohne Geburtshilfe und Urologie). Am Krankenhaus befindet sich auch die Notfallversorgung (NEF) und der ärztliche Bereitschaftsdienst für Ingelheim hat im Gebäude seine Räume.



Portal des ehemaligen Krankenhausgebäudes – rekonstruiert von dem Künstler Hans-Otto Lohregel

Mit Hilfe des Landes konnten einige bedeutende Kunstwerke für das Diakonie-Krankenhaus angeschafft werden; Buntglasfenster und Kreuzigungsgruppe von Gotthelf Schlotter, Fassadenkeramik von Lies Ebinger, Glasinstallation im Treppenhaus von Petra Goldmann und Metallplastik mit historischem Eingangs-



Raum der Stille im Diakoniekrankenhaus Ingelheim. Ein Brunnen in der Tradition der Brunnen in klösterlichen Kreuzgängen erinnert daran, dass wir getauft sind und bringt die Dimension von Tiefe, von Erfahrung, von Quellen für das Leben, von klar-werden durch das Wasser näher.

portal von Hans-Otto Lohregel. In den Fluren und Patientenzimmern sind großformatige Bilder aufgehängt. Leitend ist dabei das von dem ehemaligen Bad Godesberger Chirurgen Prof. Ott entwickelte Konzept der „Ikonotherapie“ bzw. Rezeptiven Kunst-Therapie.

Haus Johannes

Seniorenzentrum in Heppenheim,
Kolpingstr. 2, 64646 Heppenheim

**Dauerpflege und Kurzzeitpflege.
Wird seit 1983 vom Hessischen
Diakonieverein betrieben.**

Das Seniorenzentrum Haus Johannes bietet nach mehreren Erweiterungen demnächst 190 Bewohnerinnen und Bewohnern Platz. Der ältere Teil des Gebäudes ist das ehemalige städtische Krankenhaus der Stadt Heppenheim.

Ursprung des Heppenheimer Stadtkrankenhauses war die Entsendung von zwei Ordensschwwestern des Niederbronner Ordenshauses am 10.8.1861 nach Heppenheim zur Betreuung von Patienten und verwaisten Kindern.

Da die Anzahl der zu versorgenden Patienten stark anstieg, entschloss sich die Stadt, am Abhang des Maibergs ein Spital zu bauen, welches am 1.6.1880 fertig gestellt war. Später während des Krieges 1914 – 1918 wurde das Hospital auch als Lazarett genutzt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Bevölkerungszahl der Kreisstadt Heppenheim angestiegen. Bereits 1946 hat sich die Stadt für einen Umbau mit Erweiterung entschließen müssen. Ein weiterer Anstieg des Bedarfs an stationärer medizinischer Versorgung veranlasste den Kreis zu Überlegungen, auf welche Weise die Krankenhausversorgung gewährleistet werden kann. Das Ergebnis ist der Neubau 1983 des Heppenheimer Kreiskrankenhauses an einem anderen Standort.

Durch Vermittlung des Hessischen Diakonievereins kam es im Spätherbst 1982 zu einem Erbbaurecht zwischen der Stadt Heppenheim und der Investorengruppe Dreher-Blasberg, wonach die Investoren das alte Krankenhaus im Erbbaurecht für 75 Jahre mit dem Ziel der Renovierung und Erweiterung zu einem Alten- und Pflegeheim übernahmen.

Die Trägerschaft für dieses Pflegeheim – das den Namen „Haus Johannes“ erhielt – ist mit Pachtvertrag dem Hessischen Diakonieverein übertragen worden. Der Name „Haus Johannes“ wurde einerseits durch den Vorna-



Das alte Stadtkrankenhaus in Heppenheim, welches heute Teil des Seniorenzentrums Haus Johannes ist.

men des Gründungsvorsitzenden Dr. hc. Johannes Guyot begründet – und andererseits durch Johannes den Täufer, der in einer Kreuzigungsgruppe als Skulptur vor dem Heppenheimer Dom – unweit des Hauses – zu sehen ist.

Die Grundsteinlegung erfolgte am 22. April 1983. Das Richtfest konnte bereits am 26. August 1983 stattfinden. Die Inbetriebnahme des gesamten Hauses konnte aus baulichen Gründen nur in Etappen erfolgen. So wurde die Pflegestation im Dezember 1983 belegt, es folgte der Bezug der Einzelzimmer ab Januar 1984, im März / April 1984 konnten auch die Doppelappartements für Ehepaare bezogen werden.

Nach Fertigstellung von „Haus Johannes“

Es standen insgesamt 111 Heimplätze zur Verfügung, wovon auf das Altenheim 75 und auf die Pflegestation 36 Plätze entfielen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass im Altenheim die Appartements „umfunktionierbar“ sind; d.h. Ehepaare bewohnen – solange sie gemeinsam sind – ein Doppelappartement, das im Bedarfsfall in Einzelappartements umgewandelt

werden kann, so dass ein Umzug innerhalb des Hauses nicht erforderlich wird.

Umbau und Erweiterung

In den Jahren 2002 und 2003 wurde das Gebäude grundlegend renoviert und modernisiert. Dabei wurden insbesondere die Bäder der Einzelzimmer komplett neu gestaltet. Es entstanden in über 40 Appartements moderne, pflegegerechte Bäder. Auch die Funktions- und Aufenthaltsbereiche wurden neu gestaltet und zwei Wintergärten konnten angebaut werden.

Im Sommer 2003 wurde mit der Erweiterung unserer Einrichtung begonnen.

Der Neubau hat eine direkte Verbindung zum bestehenden Gebäude. Hier finden 74 Bewohner auf 4 Etagen in Einzelzimmern Platz. Jede Etage verfügt über einen großen Aufenthaltsbereich mit kleiner Wohnküche, einen Wintergarten, Balkon oder Dachterrasse. Ein zentraler Stützpunkt für den Pflegedienst, Nebenräume und Stationsbad befinden sich auf jeder Etage. Natürlich hat auch hier jedes Einzelzimmer ein eigenes Bad, das pflegegerecht, hell und freundlich ausgestattet ist.



Seniorenzentrum Haus Johannes in Heppenheim



Haus Johannes, Eingang

Der Wohnbereich für von Demenz betroffene BewohnerInnen befindet sich im Neubau in der ersten Etage mit einem Zugang in den eigenen Garten. Dieser ist so gestaltet, dass sich unsere BewohnerInnen bei schönem Wetter ungehindert aufhalten können. Für diesen Wohnbereich haben wir ein gesondertes Betreuungskonzept entwickelt. Das Haus hat 154 z. Z. Einzelzimmer und 10 Doppelzimmer. Die Doppelzimmer befinden sich im renovierten Altbau in den Wohnbereichen 1.2 der Einrichtung. Sie sind als Pflegezimmer ausgestattet und insbesondere für schwer- und schwerstpflegebedürftige Menschen geeignet.

Jedes Bett ist mit einer Notrufanlage und Telefon ausgestattet.

Alle Einzelzimmer haben ein eigenes Bad, das mit Dusche, WC, Spiegelschrank und Waschbecken ausgestattet ist. Die Einzelzimmer haben in der Grundfläche im Schnitt ca. 20 qm als Wohnfläche. Hier haben die BewohnerInnen die Möglichkeit, eigene kleine Möbelstücke mitzubringen und können ihren Wohnraum individuell gestalten. Zur Ausstattung der Zimmer gehören ein Pflegebett, Nachttisch und Schrank. Auch hier ist eine Telefonanlage/Notrufanlage und TV-Anschluss vorhanden. Ein Teil unserer Appartements verfügen über einen eigenen Balkon.

Wir unterstützen die BewohnerInnen im Haus in ihrer eigenen Lebensführung. In einer Atmosphäre der Angenommenheit und Sicherheit geben wir ihnen Zuwendung und Geborgenheit und pflegen sie entsprechend ihrer kulturellen, gesundheitlichen, geistigen und seelischen Voraussetzungen. Qualitätsentwicklung wird im Lichte unseres diakonischen Auftrages intensiv betrieben. Die seelsorgerische Betreuung wird in Zusammenarbeit mit den Kirchengemeinden vor Ort wahrgenommen.

Unsere Cafeteria im Erdgeschoss ist täglich nachmittags geöffnet. An unserem kleinen Kiosk können Gebäck, Getränke, Zeitungen und andere Artikel besorgt werden. Des Weiteren befindet sich im Erdgeschoss ein Friseursalon, der am Mittwoch vormittags geöffnet ist.

Im Jahr 2006 entschieden sich der Investor und der Hessische Diakonieverein bzw. die HDV gGmbH eine nochmalige Erweiterung der Einrichtung auf dann insgesamt 190 Plätze vorzunehmen.

Seniorenzentrum Sophienstift Worms

Römerstraße 18-22, 67547 Worms

Seit 1990 im Besitz des Hessischen Diakonievereins, heute 82 Altenpflegeplätze.

Mitten in Worms liegt das Sophienstift. Seine drei Flügel begrenzen einen Innenhof, der von einer mächtigen Kastanie überschattet wird und der zum Sitzen oder Spazieren einlädt. Das Alten- und Pflegeheim bietet Platz für 82 Bewohner und Bewohnerinnen, Räumlichkeiten für das Arbeiten in Gruppen, verschiedene Dienstleistungsräume, einen Andachtsraum und eine physiotherapeutische Praxis.

Im Jahr 2005 konnte der letzte von drei Bauabschnitten zur Erneuerung und Erweiterung durch den jetzigen Träger, den Hessi-

schen Diakonieverein e.V. abgeschlossen werden. Alte und neue Bauteile fügen sich harmonisch ineinander. Teile des Hauses stehen über alten, noch heute zugänglichen Gewölbekellern, die während der Bombennächte des 2. Weltkrieges als Zufluchtort dienten. Eine kürzlich vorgenommene bauhistorische Untersuchung datierte die ältesten Gebäudeteile auf das 11./12. Jahrhundert. Ein Schmuckstück des Komplexes ist der Treppenturm von 1604, der auf den Innenhof hinausgeht. Nach den verheerenden Bränden während der Stadtzerstörung 1689 musste der Dachstuhl neu errichtet werden. Die Datierung weist auf das Jahr 1698 hin. Auch die Turmhaube mit ihren schönen Verstreibungen stammt aus dieser Zeit. Im 2. Weltkrieg entging das Sophienstift nur knapp einem erneuten Inferno durch den unerschrockenen Einsatz der



Der Eingang des Seniorenzentrums Sophienstift heute.



Der restaurierte historische Flügel des Seniorenzentrums Sophienstift heute

Diakonissen. Es gelang ihnen, die auf das Dach aufschlagenden Brandbomben durch eine Eimerkette zu löschen.

Die erhaltenen Mauerteile weisen den kundigen Besucher auf eine wechselvolle Geschichte dieser von privater Hand genutzten Baulichkeiten hin, bedingt durch Wiederaufbau nach Zerstörung, durch sich ändernden Bedarf und Geschmack.

Während das Grundstück Römerstraße 18 öfter seinen Besitzer wechselte, waren die Parzellen 20 und 22 schon lange vereint in der Hand der Familie Goldbeck (Quelle: Orts-Brandkataster Worms, Stadtarchiv Abt. 5 Nr. 8.020, versch. Bände). Deswegen spricht der Volksmund noch heute vom „Goldbeckschen Haus“. Der Name der Straße indessen hat sich geändert von Zwerch- bzw. Zwerggasse über Mathilden- zu Römerstraße.

Ende des 19. Jahrhunderts kaufte die Industriellenfamilie von Heyl die Anwesen Römerstraße 18-22, um sie dem „Evangelischen Missionsfrauenverein e.V.“ als Träger für vielfältige sozial-karitative Arbeit zur unentgeltlichen Nutzung zu überlassen. Dieser Verein war von führenden Wormser Damen in enger Anbindung an Innere Mission und Stadtmision unter Vorsitz von Freifrau Sophie von Heyl zu Herrnsheim 1888 gegründet worden. Ziel war „die Förderung des geistigen, religiösen, sittlichen und leiblichen Wohles des weiblichen Geschlechts“ (aus den Bestimmungen von 1891). Es ging um Herberge für junge Frauen auf Stellensuche und um Stellenvermittlung. Man fing mit wenigen Räumen in der Wielandstraße an, erweiterte in einem zugekauften Nachbarhaus und zog schließlich 1903 in die umgebauten Räumlichkeiten in der Römerstraße, dem heutigen Standort. Das Haus erhielt den Namen seiner



Büste der Stifterin Sophie Freifrau von Heyl zu Herrnsheim.

Stifterin. Der Grundbesitz wurde 1916 nach ihrem Tod in eine gemeinnützige Stiftung eingebracht. Dadurch wurde die Fortdauer der unentgeltlichen Nutzung durch den Trägerverein wirtschaftlich abgesichert. Dieser beauftragte Diakonissen aus dem Mutterhaus Nonnenweier mit der Ausführung der selbst gestellten Aufgaben.

Das Stift wurde Mittelpunkt und Wohnort dieser in Worms in verschiedenen Stadtteilen tätigen Schwestern. Zugleich entstanden nacheinander Unterkunft und Verpflegung für durchreisende Frauen, ein „Sonntagsheim“ für Hausangestellte, eine Nähschule zum Erwerb von Grundkenntnissen in Handarbeit, ein Kindergarten für die Kleinen und Nachmittagsbetreuung für Schulkinder, Essensausgabe an Bedürftige, zeitweise eine kleine Krankenstation, ein Altersheim für allein stehende Frauen. Auch gab es ein Hospiz für Übernachtungsgäste, die gern bei den freundlichen Schwestern einkehrten. „Im Jahr 1943 verzeichnete man allein 2605 Übernachtungen, /WZ vom 6.4.1949, nach Stadtarchiv Abt. 228).

Die fachliche Leitung lag von Beginn an in den Händen der Diakonissen, beginnend mit Oberschwester Luise Klingmann. Sie wurde 1930 von Schwester Frieda Städele und diese wiederum 1959 von Schwester Marie Uhrig abgelöst. Als diese 1973 ausschied war eine Zeit von 88 Jahren verstrichen, in der diese drei Diakonissen das Herz einer vielfältigen sozialen Arbeit bildeten. Ihnen zur Seite stand der Träger mit seinem Vorstand und den rührigen Vorsitzenden Sophie, Eva-Marie und Gisela von Heyl zu Herrnsheim (bis 1994). Schwierige Zeiten waren zu überstehen. Nach der Aufbauphase der Erste Weltkrieg, Hungerzeit, Inflation, Arbeitslosigkeit, das Dritte Reich mit seiner Kirchenfeindlichkeit und Gleichschaltungspolitik, der Zweite Weltkrieg, der Aufbau im zertrümmerten Worms. Immer reagierte

man auf die akuten Nöte der Menschen, wobei sich der Verein trotz knappster Kassenlage nie verschuldet hat. Die Sorge für das leibliche Wohl ging Hand in Hand mit dem gemeinsamen Hören auf das Wort der Bibel, die Unterweisung im christlichen Glauben und das Vertrauen auf Gott.

In der „Wirtschaftswunderzeit“ veränderte sich die Situation erheblich. Es gab keinen Nachwuchs mehr bei den Diakonissen. Die Anforderungen an soziale Einrichtungen wuchsen. Der Verein konnte die Trägerschaft für die meisten Einrichtungen nicht mehr halten. Die Zuständigkeiten gingen an die Evangelische Gesamtgemeinde Worms und an die Stadt Worms über.

Das Sophienstift überdauerte, konzentrierte sich auf die Sparte Altenheim für 42 Damen und versuchte durch laufende Verbesserungen im Haus, mit den Anforderungen der Moderne Schritt zu halten. Die Leitung lag bei Frau Lilli Baltz (1975 – 1990). Sie verstand es, Bewohnerinnen und Mitarbeitern das Gefühl zu vermitteln, wie in einer großen Familie zusammen zu gehören.

Mit ihrem Ausscheiden zeitlich übernahm der Hessische Diakonieverein e.V. Eigentum und Trägerschaft des von der Schließung bedrohten Hauses. Das erwies sich als „Glücksfall“, garantierte er doch, dass hier weiterhin Menschen tätig sein würden, die sich aus dem Geist christlicher Liebe in Wort und Tat einsetzten“ (zitiert nach Festschrift „100 Jahre Evangelischer Missionsfrauenverein“). Ein angrenzendes Grundstück, das Schuch'sche Gelände, wurde erworben für die notwendige Erweiterung der Bettenkapazität auf zunächst ca. 70. Es entstanden helle, freundliche Einzel- und Doppelzimmer mit modernem Komfort und großzügig angelegte lichte Aufenthaltsräume. Die Mühsal des sich über Jahre hinziehenden Um- und Neubaues lagen auf

den Schultern der jetzigen Heimleiterin, Hannelore Krier, selbst Schwester in der Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins. Sie hält mit großer Tatkraft das Ruder in der Hand, in Zeiten abnehmender Mitarbeiterzahlen und steigender Verwaltungsaufgaben, vergleichbar mit der Quadratur des Kreises. Sie wurde viele Jahre unterstützt durch Hildgard Lang (1973-2005), die als Verwaltungsleiterin die Lasten des täglichen Ansturms zu bewältigen hatte.

Vor kurzem konnte, wie oben bereits erwähnt, der dritte Bauabschnitt erfolgreich beendet werden. Heute steht das alte Sophienstift in neuem Glanz da, um alten Menschen die letzte Phase ihres Lebens in Würde erleben zu lassen. Darum bemühen sich Leitung und Mitarbeiterschaft. Dafür lohnt sich auch ehrenamtliche Mitarbeit, worin der alte Missionsfrauenverein seine Aufgabe gefunden hat.

Gudrun von Heyl zu Herrnsheim



Der neue Flügel des Seniorenzentrums Sophienstift

Seniorenzentrum Dietrich-Bonhoeffer-Haus

Hospitalstraße 1, 68623 Lampertheim

Seit 1998 vom Hessischen Diakonieverein als Altenpflegeheim betrieben, heute 81 Plätze.

Fast hundert Jahre hat es bestanden: das Evangelische Krankenhaus in Lampertheim. Eröffnet wurde es am 28.9.1902, geschlossen im Jahre 1998. Allen Irrungen und Wirrungen des 20. Jahrhunderts hat es getrotzt. Zwei Weltkriege, politische und gesellschaftliche Umbrüche gewaltigen Ausmaßes hat es überstanden. Kaiserreich, Weimarer Republik, Nazidiktatur, Nachkriegszeit im geteilten Deutschland, Wiederaufbau, eine lange Zeit des Friedens und schließlich den Fall der unmenschlichen Berliner Mauer hat es erlebt. In all den Jahren war das Evangelische Krankenhaus ein Ort diakonischen Handelns der evangelischen Kirchengemeinde in Lampertheim. Hier wurde geradezu handgreiflich demonstriert, dass echter Glaube Frucht bringt. Hier wurde tätige Nächstenliebe geübt. Viele Menschen fanden Heilung, vielen Menschen wurde das Evangelische Krankenhaus zum Segen. Die evangelische Kirchengemeinde identifizierte sich mit ihrem Krankenhaus, es wuchsen starke emotionale Bindungen. Für viele war die Schließung des Hauses im Jahre 1998 sehr schmerzlich. Sie war unvermeidlich geworden. Der sich immer mehr verschärfende Sparzwang im Gesundheitswesen und die immer stärker werdende Konkurrenz größerer und modernerer Häuser in der näheren und weiteren Umgebung forderte ihren Tribut.

Das Evangelische Krankenhaus entstand in einer Zeit, in der sich das 1871 gegründete deutsche Kaiserreich in langen glücklichen Friedensjahren zu einem wohlhabenden, stol-

zen Land entwickelt hatte. Industrie und Handel blühten. Die Wissenschaft besaß Weltgeltung. Den Bürgern ging es gut. In dieser Zeit gab es vielfach Bestrebungen, im Geiste der von der Bibel gebotenen christlichen Nächstenliebe das Los der Kranken und Armen zu verbessern. Es war eine Zeit, in der vielerorts Krankenhäuser gegründet wurden – so auch in Lampertheim.

Nach jahrelangen Bemühungen war es Pfarrer Otto Wissig gelungen, eine Gemeindegewerkschaft ins Leben zu rufen. Am 8. Mai 1892 nahmen die ersten Schwestern ihren Dienst auf. Damit war der Weg für ein Krankenhaus vorgegeben. Es war Pfarrer Dr. Richard Drescher, der im April 1891 als Pfarrassistent nach Lampertheim kam. Er verfolgte das Vorhaben, ein kirchliches Krankenhaus zu errichten mit großem persönlichem Einsatz. In der Festschrift zum 50-jährigen Bestehen des Evangelischen Krankenhauses berichtet Pfarrer Siegfried Werner, dass im Jahre 1894 ein Ausschuss gebildet wurde, der die Aufgabe hatte, die Gründung eines Krankenhauses vorzubereiten. Diesem Ausschuss gehörten neben Pfarrer Drescher als Vorsitzendem weitere prominente Lampertheimer Bürger an wie z.B. Bürgermeister Seelinger, Beigeordneter Eberhard, Straßenmeister Grünwald und als Rechner Oberlehrer Geißler. Aus diesem Ausschuss ging der im Juni 1902 gegründete Evangelische Krankenhausbauverein (später Ev. Krankenhausverein) hervor, der in das Vereinsregister eingetragen wurde und die Aufgabe hatte, den Krankenhausbau zu fördern.

Über die Arbeit des Krankenhausausschusses berichtet Pfarrer Werner: „Die erste Aufgabe dieser Männer war es, für das notwendige Geld zu sorgen. Eine Haussammlung im Sommer 1895 ergab den Betrag von 3.000 Mark. Sofort ging man daran, ein Grundstück zu er-

werben, auf dem das Krankenhaus errichtet werden sollte. Nach langem Suchen fiel die Wahl auf ein Grundstück im Hinterdorf, das für vier Mark das Klafter von Anna Maria Griesheimer erworben wurde. Außerdem wurde noch ein Acker von Frau Adam Knecht angekauft, der auf den Boxheimer Weg stieß, um eine Einfahrt zu gewinnen. Der gesamte Flächeninhalt betrug 550 Quadratklafter“. Mit der Ausarbeitung der Baupläne wurde der Lampertheimer Architekt Kettler beauftragt. Erst im Sommer 1897 waren die Pläne fertig gestellt. Mindestens 30.000 Mark waren für die Errichtung des Hauses erforderlich. Pfarrer Werner schreibt: „Von nun an wurde geworben und gesammelt und ein rechter Opfergeist trat in der Gemeinde an den Tag. Die Spenden flossen reichlicher als seither. So sammelten Fabrikarbeiterinnen unter sich den für die damalige Zeit sehr beachtlichen Betrag von 300 Mark. Im Jahr 1898 waren 10.000 Mark aufgebracht. Aber noch konnte man nicht an den Bau denken. Eine weitere Hemmung trat ein, als das Kreisbauamt und das Kreisgesundheitsamt die Baupläne in der vorliegenden Fassung ablehnten und eine Neubearbeitung forderten. Sie wurde dem Kreisbauamt übertragen. Nach zwei Jahren waren die Pläne endlich fertig gestellt“.

Am 12. Februar 1901 stellte Pfarrer Dr. Drescher beim damaligen Großherzoglichen Kreisamt in Bensheim den Antrag auf Erteilung der Erlaubnis zum Betrieb einer „Privatkranken- und Siechenanstalt“ in der heutigen Hospitalstraße. Mit Verfügung vom 23.5.1901 wurde dieser Antrag genehmigt. Sogleich wurde mit dem Bau begonnen. Schon Ende des Jahres 1901 wurde das Richtfest gefeiert und am 28. September 1902 konnte das Evangelische Krankenhaus eingeweiht werden. Am Bau waren durchweg Lampertheimer Handwerker beteiligt: Adam Sudheimer führ-

te die Maurerarbeiten aus, Valentin Franz die Zimmerarbeiten, Schlossermeister Rupp die Schlosserarbeiten, Spenglermeister Groß die Spenglerarbeiten.

Von den Einweihungsfeierlichkeiten berichtet Pfarrer Werner: „Die ganze Gemeinde nahm freudigen Anteil an dem Feste. Ein festlicher Zug bewegte sich morgens um 9 Uhr durch die Römerstraße nach dem Krankenhaus. Hier erfolgte nach einem Lied des Kirchenchores die feierliche Schlüsselübergabe. Pfarrer Dr. Drescher hielt die Weiherede und Dekan Matthes weihte das Haus. Gemeinsam zog man dann zur Kirche, wo Kirchenrat Ludwig Frohnhäuser, der frühere Lampertheimer Pfarrer, die Festpredigt hielt. Ein Festessen schloss sich an, wobei noch mancherlei Reden und Ansprachen gehalten wurden von den Vertretern der Behörden und kirchlichen Werke. Eine große Freude erfüllte unsere evangelische Gemeinde.“

Die Krankenpflege im Evangelischen Krankenhaus wurde Schwestern des Elisabethenstifts in Darmstadt übertragen. Drei Schwestern waren es zunächst, hinzu kamen zwei Hausgehilfinnen. Das Haus wurde als Belegkrankenhaus geführt, d.h. die Patienten wurden von ihren Hausärzten ärztlich betreut. Die erste Patientin des Evangelischen Krankenhauses war Frau Eva Margarete Kling geborene Föbel. Sie konnte als geheilt entlassen werden. Das berichtet Ludwig Heiselbetz in der Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum des Krankenhauses. Vierundfünfzig Patienten wurden im ersten Jahr im Evangelischen Krankenhaus behandelt.

Nach dem Weggang von Pfarrer Dr. Drescher im Jahre 1908 übernahm mit Pfarrer Rudolf Eckel ein Mann mit großer Tatkraft, der in der Lampertheimer evangelischen Gemeinde viel bewegte, die Leitung des Krankenhauses. Ihm ist z.B. der weitere Ausbau im Jahre 1911

zu verdanken. Im Garten des Krankenhauses entstand ein Neubau, in dem eine Handarbeitsschule – in Lampertheim „die Strickschul“ genannt – für die weibliche Jugend eingerichtet wurde. Später diente dieser Bau als Isolierstation. 1911 übernahm Dr. Carl Oelmann als Nachfolger des verstorbenen Dr. Müller die ärztliche Leitung des Hauses. Er war der erste operativ tätige Arzt des Krankenhauses. Mit ihm nahm das Haus einen neuen Aufschwung. Es war stets voll belegt. Seine wirtschaftliche Lage erlaubte es, das angrenzende Anwesen des verstorbenen Schreiners Philipp Reischert in der Neuschlossstraße zu kaufen. Dort wurde ein kleines Altersheim eingerichtet.

Während des 1. Weltkriegs von 1914 bis 1918 wurde im Evangelischen Krankenhaus ein Reservelazarett eingerichtet. Bereits am 8. September 1914 trafen die ersten verwundeten Soldaten ein. Sie wurden von den im Krankenhaus tätigen Diakonissen und von Rotkreuz-Helferinnen betreut. Erst im Dezember 1919 stand das Krankenhaus wieder der evangelischen Gemeinde zur Verfügung. Schon im Frühjahr 1918 hatte Pfarrer Eckel für das Krankenhaus den Bauernhof der Familie Boxheimer in der Römerstraße 94 zu einem Preis von 65.000 Mark erworben. Er richtete dort ein Heim für verwaiste Kinder ein. Er ahnte damals nicht, dass er damit seiner Kirchengemeinde 25 Jahre später die Möglichkeit eröffnet hatte, nach der Zerstörung der Domkirche im Mai 1944, eine Notkirche zu errichten und das ganze Anwesen zum Gemeindezentrum der Evangelischen Kirchengemeinde Lampertheim auszubauen.

Während des 2. Weltkrieges von 1939 bis 1945 behielt das Haus seine Verwendung als ziviles Belegkrankenhaus. Es überstand die schweren Kriegsjahre ohne Gebäudeschäden. Mehrere Jahre lang stand im Krankenhausgar-

ten eine große Baracke, in der eine Verpflegungsstelle für russische Gefangene eingerichtet war. Die ersten Nachkriegsjahre bescherten dem Krankenhaus eine schwere Finanzkrise. Durch die Währungsreform ging das gesamte Barvermögen in Höhe von 160.000 Mark verloren.

Im Jubiläumsjahr 1952 konnte das Krankenhaus großzügig renoviert werden. Durch den Ausbau des Dachgeschosses wurde die Bettenzahl auf 45 erhöht. Anfang der sechziger Jahre erfolgte eine grundlegende Umgestaltung des Krankenhauses. Ludwig Heiselbetz berichtet in der Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum: „Im November 1963 konnte der Öffentlichkeit in einem Festakt ein neues modernes Krankenhaus mit 95 Betten übergeben werden. Die Finanzierung des Bauvorhabens war ein schwieriges Problem und stellte an Planung, Bauausführung und Verwaltung hohe Anforderungen. Dank der finanziellen Hilfe und Förderung durch kommunale und staatliche Stellen wie auch der beachtlichen Spendenleistungen einer großen Zahl evangelischer Gemeindeglieder konnte das Werk, das ein Bauvolumen von über 2 Millionen DM in der Endabrechnung aufweist, vollendet werden. Bemerkenswert ist, dass auch viele Angehörige der katholischen Gemeinde zur Realisierung des Projekts ihr Scherflein beisteuerten und damit zugleich für die Verwirklichung der Ökumene am Ort sichtbare positive Akzente setzten“.

Im Jubiläumsjahr 1977 arbeiteten im Evangelischen Krankenhaus achtzehn Belegärzte, achtzehn geprüfte Krankenschwestern, zehn Krankenpflegehelferinnen, sechzehn Helferinnen und Helfer im Wirtschaftsdienst und vier Angestellte im Verwaltungsdienst.

Außer dem Evangelischen Krankenhaus gab es in Lampertheim auch ein katholisches Krankenhaus, das St. Marienkrankenhaus.

Ludwig Heiselbetz berichtet in der o.g. Festschrift: „Schon länger war die Frage nach einer Spezialisierung der beiden Lampertheimer Krankenhäuser gestellt worden, nicht zuletzt auch als Forderung der übergeordneten Gesundheitsbehörde. Einer Lösung dieser Frage kam der Umstand entgegen, dass das St. Marienkrankenhaus infolge Schwesternmangels beabsichtige, seinen Betrieb einzustellen. Von Seiten der Leitung des Ordens der Schwestern der göttlichen Vorsehung wurde u.a. der Vorschlag unterbreitet, unter der Gesamtleitung des Evangelischen Krankenhauses beide Häuser gemeinsam fortzuführen mit getrennten Disziplinen“. Heiselbetz berichtet weiter, dass keine Einigung erzielt werden konnte, dass der Caritasverband das St. Marienkrankenhaus übernahm und als Fachkrankenhaus für Innere Medizin betreiben wollte. „Somit ergab sich als Alternative für das Evangelische Krankenhaus, den Betrieb fortzuführen und zum überwiegend chirurgischen Fachkrankenhaus umzugestalten, wozu auch die Disziplinen Gynäkologie und Geburtshilfe sowie HNO und Urologie zuzuordnen sind“.

Eine Folge dieser Entscheidung war eine grundlegende Umgestaltung des Evangelischen Krankenhauses im Jahre 1976. Seitdem gab es, wie Dr. Volker Lehmann berichtet, zwei aseptische und einen septischen Operationssaal, eine moderne Sterilisationsanlage für die Operationssäle, zwei Kreißsäle, ein modern eingerichtetes Säuglingszimmer mit Milchküche, ein leistungsfähiges Labor und eine moderne Röntgenanlage.

Wie bereits berichtet war der Evangelische Krankenhausverein der Betreiber des Evangelischen Krankenhauses, dessen erster Vorsitzender Pfarrer Dr. Drescher war. Ihm folgte Pfarrer Eckel (s.o.), dann kamen die Pfarrer Weber, Anthes, Werner, von dem die Fest-

schrift aus dem Jahre 1952 stammt, und Pfarrer Ohl, der zwanzig Jahre lang bis 1976 Vorsitzender des Evangelischen Krankenhausvereins war. Stets war also der 1. Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde auch Vorsitzender des Evangelischen Krankenhausvereins, ein Zeichen für die enge Verbundenheit der Kirchengemeinde mit ihrem Krankenhaus. Nach Pfarrer Ohl übernahm Amtsgerichtsdirektor Hans Georg Bott den Vereinsvorsitz, ihm folgten Kriminalhauptkommissar Helmut Heck, Bankdirektor Heinrich Selzer und Studiendirektor Friedrich Schmidt, der heute noch amtiert.

Ein wichtiges Datum in der Geschichte des Evangelischen Krankenhauses ist das Jahr 1984. In diesem Jahr begann die Zusammenarbeit mit dem Hessischen Diakonieverein Darmstadt. Ein Betriebsführungs- und Nutzungsvertrag wurde abgeschlossen. Dies geschah in der Absicht, in für kleine Krankenhäuser immer schwieriger werdenden Zeiten das professionelle know how eines großen diakonischen Verbandes zu nutzen und den Bestand des Krankenhauses zu sichern. Diese Rechnung ging in den ersten Jahren auch durchaus auf. Im Jahr 1998 musste das Haus aber doch geschlossen werden – ein für den Evangelischen Krankenhausverein und die evangelischen Gemeinden Lampertheims sehr schmerzliches Ereignis,

Die Schließung des Evangelischen Krankenhauses im Jahre 1998 war jedoch nicht das Ende der diakonischen Arbeit am traditionsreichen Standort Hospitalstraße. Im selben Jahr wurde dort mit dem Dietrich-Bonhoeffer-Haus ein Seniorenzentrum eröffnet. Dazu wurde ein Neubau auf dem Krankenhausgelände errichtet. Voraussetzung dafür war der Abschluss eines Erbbaurechtsvertrages zwischen dem Evangelischen Krankenhausverein und dem Hessischen Diakoniever-

verein im Jahr 1995. An der Finanzierung des Neubaus beteiligte sich der Evangelische Krankenhausverein mit der Summe von 1 Mil-



Seniorenzentrum Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Lampertheim, Eingang

lion DM. In die Räume des ehemaligen Krankenhauses zog im Jahr 2000 die Ökumenische Diakoniestation Lampertheim ein. Einige Räume des alten Hauses werden inzwischen vom Seniorenzentrum genutzt. Im ehemaligen Schwesternhaus wurden altengerechte Wohnungen eingerichtet. In einem weiteren Gebäude im Garten des Krankenhauses befindet sich eine Dialysestation. Nach der Schließung des Evangelischen Krankenhauses wird in seinen – inzwischen stark erweiterten – Räumlichkeiten also auch weiterhin im Sinne christlicher Nächstenliebe gearbeitet.

Friedrich Schmidt

Ab 1998: Das Seniorenzentrum Dietrich-Bonhoeffer-Haus auf dem Gelände und in den Räumen des ehemaligen Lampertheimer Ev. Krankenhauses, Hospitalstraße 1.

Bereits im Dezember 1986 gab es erste Entwurfskonzepte bzw. Vorentwurfskonzepte zur Errichtung eines neuen Seniorenzentrums in Lampertheim durch den Hessischen Diakonieverein e.V. Darmstadt.

Im April 1992 wurden diese Konzepte noch einmal unter Einbeziehung neuer Voraussetzungen überarbeitet bis schließlich im Juli 1992 die erste Planungsbesprechung im Sozialministerium Wiesbaden stattgefunden hat.

Nach zahlreichen weiteren Überarbeitungen der Pläne konnte im November 1994 die Bauvoranfrage gestellt werden. Dieser folgte im Dezember 1994 der Bauantrag. Nach erneuter Überarbeitung der Pläne erfolgte im Dezember 1995 der 2. Bauantrag und im Mai 1996 konnte nach einer langen Vorplanungszeit der erste Spatenstich gemacht werden.

Zu diesem Zeitpunkt waren fast 10 Jahre der Planung und Überarbeitung vergangen und man näherte sich dem Ziel, der Errichtung des Seniorenzentrums.

Am 01.02.1998 war es endlich so weit, das Dietrich-Bonhoeffer-Haus war bezugsfertig und konnte eröffnet werden.

In das Erdgeschoss des ehemaligen Krankenhauses ist die Diakoniestation Lampertheim eingezogen, mit der eine gute Zusammenarbeit besteht.

Innerhalb von vier Wochen waren die 56 Einzelzimmer bezogen, und die Nachfrage nach weiteren Zimmern war groß. Zunächst wurden unter der Bezeichnung Diakoniestation das Dietrich-Bonhoeffer-Haus und das Evangelische Krankenhaus gemeinsam geführt. Im Dezember 1998 wurde das Evangelische Krankenhaus geschlossen. Wegen der großen Nachfrage entstanden dann nach



Seniorenzentrum Dietrich-Bonhoeffer-Haus, Lampertheim

umfangreichen Umbau- und Renovierungsarbeiten in diesem Gebäude weitere 15 Einzelzimmer, die im Dezember 2000 bezugsfertig waren. Somit standen im Dietrich-Bonhoeffer-Haus nun 71 Plätze zur Verfügung. Im 2. Bauabschnitt kamen noch einmal 10 Einzelzimmer dazu, welche im März 2004 bezugsfertig waren. Seit 2004 stehen im Dietrich-Bonhoeffer-Haus nun 81 Einzelzimmer für pflegebedürftige Senioren zur Verfügung.

Die Wohnbereiche

Im Erdgeschoss befindet sich der Wohnbereich für dementiell erkrankte ältere Menschen.

Zentrales Ziel in diesem Wohnbereich mit 10 Pflegeplätzen ist die Gestaltung und Aufrechterhaltung einer weitestgehenden Alltagsnormalität für die Bewohner. Das bedeutet, zu wohnen und zu leben, wie es jeder „normale Bürger“ auch tun darf, hier nur gewährleistet durch die besondere Fachlichkeit einer darauf abgestimmten Betreuungsform. Der Wohn-

und Essbereich mit integrierter offener Küche ist zentral angeordnet, so dass sich hier die BewohnerInnen aufhalten können und gleichzeitig mitten in allem Geschehen sind.

In der ersten Etage befindet sich der Wohnbereich 1. In diesem Wohnbereich werden BewohnerInnen der Pflegestufen 0 bis 3 versorgt. Dieser Wohnbereich verfügt zur Zeit über 35 Einzelzimmer, die alle mit einem eigenen Bad ausgestattet sind.

Zentrum dieses Wohnbereiches ist ein gemütlich eingerichteter Gemeinschaftsbereich der vielfältig genutzt werden kann, und täglich für eine kleine Gruppe von BewohnerInnen auch als Speiseraum dient.

Durch unsere Beschäftigungstherapie und das Team des Pflegedienstes, finden in diesem Bereich auch Betreuungsangebote statt. Dabei werden Lieder gesungen, Geschichten erzählt, Gedichte vorgetragen und passend zu den Jahreszeiten Bastelarbeiten und Dekorationsmaterial hergestellt. In der ersten Etage befinden sich zwei Kurzzeitpflegezimmer, der

Andachtsraum und eine gut eingerichtete Küche in der gemeinsam mit unseren BewohnerInnen gekocht und gebacken werden kann.

In der zweiten Etage befindet sich der Wohnbereich 2. In diesem Wohnbereich wohnen 36 BewohnerInnen in Einzelzimmern. Jedes Zimmer ist mit einem eigenen Bad ausgestattet. Auch hier können ältere Menschen aller Pflegestufen versorgt werden. Das Betreuungsangebot ist wie im Wohnbereich 1. Architektonisch entspricht dieser Bereich auch dem Wohnbereich 1.

In der zweiten Etage befindet sich ein Kurzzeitpflegezimmer, das Fernsehzimmer und die Beschäftigungstherapie.

In allen Wohnbereichen befinden sich zentral gelegene offene Dienstzimmer mit den entsprechenden Nebenräumen, wie z.B. Medikamentenraum, Küche, Lagerräume, Pflegearbeitsräume etc.

Des Weiteren befindet sich in allen Wohnbereichen je ein großes behindertengerechtes Pflegebad.

Alle Zimmer sind mit modernen elektrisch verstellbaren Pflegebetten in hellem Buchenholz möbliert. Der passende große Kleiderschrank mit integriertem Wertfach bietet ausreichend Platz. Entsprechend der eigenen Biografie der BewohnerInnen, besteht die Möglichkeit zur individuellen Gestaltung durch eigene Kleinmöbel, wie z.B. Sessel, Kommode, Fernseher sowie persönliche Gegenstände, wie Bilder, Bücher, Musik und Pflanzen etc.

Jedes Zimmer verfügt über ein angeschlossenes Telefon und eine Notrufanlage, sowie Anschlüsse für Fernseher und Rundfunkgeräte. Selbstverständlich sind auch alle Bäder mit einer Notruftaste ausgestattet, so dass Hilfe schnell zur Stelle ist – rund um die Uhr.



Seniorenzentrum Dietrich-Bonhoeffer-Haus, Lampertheim. Rückseite des ehemaligen Krankenhausgebäudes

Seniorenzentrum Johannes-Guyot-Haus

Schulstraße 7a, 64658 Fürth

Seit 2002 vom Hessischen Diakonieverein
übernommen, heute 89 Altenpflegeplätze.



Seniorenzentrum Johannes Guyot-Haus, Fürth/Odenwald

„Seniorenzentrum Johannes Guyot Haus“ mit diesem Namen ist für viele Menschen auch eine neue Ära verbunden. Seit dem 01. Januar 2002 ist der Hessische Diakonieverein Träger des Seniorenzentrums in Fürth. Der Gründer des Hessischen Diakonievereins Pfarrer Johannes Guyot fungierte als Namensgeber für die Umbenennung.

Zuvor wurde das Haus neun Jahre lang von den Eheleuten Rudolf Köhler und Ulrike Köhler geborene Jäger geleitet und trug den Namen „Seniorenheim Köhler“. Die beiden haben zuvor bereits einige Jahre das kleine Seniorenheim der Familie Jäger geführt und konnten so ihre ganzen Erfahrungen aus der Alten- und Krankenpflege in den am 01.11.1993 eingeweihten Neubau in der Fürther Schulstraße einbringen.

Das Seniorenzentrum Johannes-Guyot-Haus liegt im Zentrum der Weschnitztalgemeinde Fürth. Das 1993 neu bezogene Gebäude hat durch seine Form große Ähnlichkeit mit einem privaten Wohnhaus – und so

zeigt sich auch seine Bedeutung: ein Wohnhaus in dem 89 SeniorInnen ein neues Zuhause finden können. Die verglaste Front am Haupteingang lässt den Blick zur Tromm, einem Höhenzug des Mittelgebirges im Odenwald schweifen. Nach Norden blickt man zur Burg in Lindenfels. Für viele Senioren aus der Region sind dies Erlebnispunkte, mit denen viele persönliche Erinnerungen verbunden sind.

Für Lebensqualität in einer geborgenen Umgebung, möchte das engagierte MitarbeiterInnenteam den BewohnerInnen die gewünschte und benötigte Hilfe geben. Aber gleichzeitig soll dabei auch die Selbständigkeit gefördert werden. Die Lebenserfahrung und die Weisheit der SeniorInnen sind ein wichtiger Aspekt, denn man hat sich gemeinsam zum Ziel gesetzt, dass auf individuelle Bedürfnisse eingegangen wird und die lieb gewonnenen Gewohnheiten geachtet werden. Die kompetente Pflege und Betreuung ist das Eine. Aber mindestens genauso wichtig ist es uns, den Mensch in all unseren Handlungen in den Mittelpunkt zu stellen.

Im Seniorenzentrum Johannes Guyot Haus werden Menschen mit unterschiedlichen Erkrankungen und Behinderungen und somit auch verschiedenen Bedürfnissen betreut. Besonders Menschen mit einer Demenzproblematik möchte man mit Geduld, Vertrauen, Respekt und nicht zuletzt auch Wärme und Humor eine vertrauensvolle Umgebung zum „Wohl fühlen“ bieten. Dabei soll der einzelne Mensch in all seinen Eigenschaften, mit seinen Gefühlen und seinem Verhalten – auch in seinen Defiziten und seinem „Entrücktsein“ wertgeschätzt, angenommen und bestätigt werden. Moderne Methoden der Demenztbetreuung werden dabei in den Alltag integriert.



Gartenseite mit Tierpark

Entsprechend der Philosophie des Seniorenzentrums ist es für die beiden Heimleiterinnen Andrea Schwarz und Doris Ramminger sowie das MitarbeiterInnenteam ein besonderes Anliegen, dass die BewohnerInnen ihr Zimmer - und damit ihr Zuhause - mit eigenen Möbeln oder lieb gewordenen Gegenständen selbst mitgestalten können. Gobelinbilder, Familienphotos und der Herrgottswinkel prägen das Wohnumfeld der Generation der Senioren. Diese Aspekte wurden verstärkt aufgegriffen um die gewohnte „Heimeligkeit“ im Haus zu gestalten.

Akzente der Wohnraumeinrichtung sind die noch mit dem Fuß betriebene Nähmaschine ebenso wie die Standuhr und das alte Gemälde im Goldrahmen. Im verzierten Holzschrank stehen auf den Häckeldecken Sammel-tassen neben alten Schmökern.

Sitzgruppen mit der samtbezogenen Couch und dem Marmortisch ermöglichen ein gemütliches Zusammensitzen.

Im Speisesaal erinnern Emailschilder neben der Küchentür an die Werbung früherer Zeit für Suppen und Gewürze von Maggi. Alte Schränke verstärken den Eindruck eines behaglichen Ambientes, das auch für das gemütliche Verweilen noch Zeit lässt.

Die vielen Bastelarbeiten und Kunstwerke der SeniorInnen dekorieren je nach Jahreszeit und Saison das Seniorenzentrum. So haben die BewohnerInnen kleine Häuschen getöpfert, die im Advent beleuchtet werden können. Die Männer haben Vogelhäuser gebaut und viele lustige Holzfiguren sind entstanden.

Die große Parkanlage mit Blumenwiesen, Beeten und den Tiergehegen bietet den BewohnerInnen eine besondere Nähe zur Natur.

Die Terrasse erstreckt sich über die ganze Längsseite des Hauses und kann vom Speisesaal oder dem Raum für Beschäftigung und Betreuung betreten werden.

Der plätschernde Brunnen ist umringt von Tieren aus Ton (beispielsweise Frosch und Schlangen), die von BewohnerInnen in Naturtönen getöpft wurden.

Von Frühjahr bis Herbst blühen Blumen und der Park wurde zu einem Lebensraum für Schmetterlinge, Hummeln und Bienen. Durch die Anlage führen rollstuhlgerechte Wege. Auch laden an mehreren Stellen Sitzgruppen und Bänke zum beschaulichen Verweilen und Ausruhen ein.

Die Pracht dieser Parkanlage ist auch mit einer Pflege über alle Jahreszeiten hinweg verbunden. Die SeniorInnen beobachten den Hausmeister bei seinen Arbeiten im Garten. Rasenpflege, Unkrautjäten und das Nachschneiden der Blumen sind Tätigkeiten, die sie aus ihrer Vergangenheit kennen und so entsteht oft ein Dialog.

Der Wechsel der Jahreszeiten kann intensiv erlebt werden. Im Gewächshaus werden Kräuter ausgesät und vorgezogen. Zutaten aus der eigenen Ernte können dann für das Kochen und Backen in der Kleingruppe verwendet werden.

Gerade für die Menschen in den ländlichen Strukturen des Odenwaldes bestehen schon immer enge Bindungen zu Tieren. In den kleinen Hofreiten hielten die Bauern Nutztiere

und ein Haustier zählte oft zur Familie. Diese Aspekte wurden mit der Haltung der vielen Tiere aufgegriffen.

In den Volieren zwitschern Vögel und im Aquarium kann die Farbenpracht der Fische bewundert werden. Die Schildkröten können sich in ihrem Wasser in eine Höhle zurückziehen, die von BewohnerInnen dafür getöpft wurde.

Die Anhänglichkeit eines flauschigen Lebewesens können die BewohnerInnen insbesondere bei dem Meerschweinchen und dem Hasen selbst spüren. Sie können gestreichelt und berührt werden und vermitteln ein Gefühl von Sicherheit, Kameradschaft und Intimität was sich letztendlich positiv auf das psychische wie physische Wohlbefinden auswirken kann. In Tätigkeiten wie Säubern des Käfigs können wir einzelne BewohnerInnen einbeziehen, die dann auch begrenzt Verantwortung übernehmen können.

In der Parkanlage lebt eine Herde Heidschnucken. Die neugeborenen Lämmchen und ihr übermütiges Herumtollen werden mit besonderer Freude beobachtet. „Ich fühle mich (sau)wohl im Seniorenzentrum Johannes Guyot Haus“ dieses Motto passt zu dem Hängebauchschwein Moritz jun., dass genüsslich in seinem Gehege der Parkanlage wohnt. Ein lustiger Slogan, doch vielleicht kann er etwas von der Lebensfreude der Menschen im FÜRther Seniorenzentrum widerspiegeln.

Andrea Schwarz und Doris Ramminger

Sozial- und Gemeindepflegestation des

Frauenvereins Messel e.V.,

Kohlweg 17, 64409 Messel

Besetzt seit 1913 vom HDV (mit Unterbrechungen) bis heute.

Der Frauenverein Messel e.V. wurde als Träger einer zu errichtenden Gemeindepflegestation im Frühjahr 1913 nach einem Aufruf in der Evangelischen Kirche gegründet.

Da die ärztliche Versorgung der Bevölkerung ungenügend war, der Arzt kam von außerhalb, sollte durch eine Gemeindegemeinschaft professionelle Hilfe bei der Pflege kranker Familienangehöriger gewährleistet werden.

Am 26.10.1913 wurde die erste Diakonie- und Gemeindegemeinschaft, Schwester Lina Endres, in einem Gottesdienst durch den damaligen Ortspfarrer, Dekan Gustav Weißgerber, eingeführt. Die Predigt hielt der Direktor des Hessischen Diakonievereins, Pfarrer Schneider.

Auch alle weiteren Gemeindegemeinschaften wurden vom Hessischen Diakonieverein gestellt.

Wegen Schwesternmangels konnte der Diakonieverein die Gemeindepflegestation von 1954 – 1961 nicht besetzen. Freie Schwestern nahmen nun diese Aufgabe wahr, die Station war aber nicht kontinuierlich besetzt.

Nachdem die Messeler Gemeinde und die Kirchengemeinde, unterstützt durch Spenden und angesparte Gelder, im alten Rathaus eine Station eingerichtet hatten, konnte am 2.11.1962 mit Renate Jung auch wieder eine Schwester des Hessischen Diakonievereins als Gemeindegemeinschaft eingeführt werden.

Die folgenden Jahre waren vom steten Auf- und Ausbau der Station geprägt. Sie wurde

vertraglich enger an Gemeinde und Kirchengemeinde (evangelisch und katholisch) gebunden, um die Finanzierung zu sichern und der Gemeindepflegestation eine breite Basis zu geben. Nicht gedeckte Kosten wurden zu 60% von der bürgerlichen Gemeinde, zu 30% von der evangelischen und zu 10% von der katholischen Kirchengemeinde getragen.

Der Frauenverein wuchs auf 700 Mitglieder an und bald zeigte sich, dass durch das Anwachsen der Bevölkerung die Station zu klein und den Anforderungen nicht mehr gewachsen war. So konnte am 21.8.1975 der Neubau der Gemeindepflegestation im Kohlweg 17 bezogen werden. Bauherr: Gemeinde Messel. Durch Spenden und einen Zuschuss der Ev. Kirchengemeinde konnte die Station weiter ausgestattet werden. Neben der Station war lange Jahre die Wohnung der Gemeindegemeinschaft bis diese an die Gemeinde wieder zurückgegeben wurde, da kein Bedarf mehr bestand.

Die Angebote der Station wurden gut angenommen und so konnte ab 1.4.1977 eine zusätzliche Halbtagskraft für die Vertretung eingestellt werden. Nach dem ersten Kurs für häusliche Krankenpflege im Jahr 1979 konnten drei der Teilnehmerinnen aktiv in die Pflegebetreuung eingebunden werden.

Im Juli 1978 wurde die Gemeindepflegestation als Sozialstation anerkannt und die Einrichtung und bisherigen Leistungen wurden als Vorbild in die Richtlinien des Landkreises Darmstadt-Dieburg aufgenommen. Messel legte aber Wert darauf, dass die Arbeit nach wie vor auf den Ort Messel und den Ortsteil Grube Messel beschränkt blieb.

Nach der Einführung des Abrechnungsvorgangs mit den Krankenkassen zum 1.1.1979 zeichnete sich eine finanzielle Entlastung der Stationsträger ab. Infolge des dadurch angestiegenen, erheblichen Verwaltungsaufwands

wurde eine Krankenschwester stundenweise in den Arbeitsablauf einbezogen.

1979 konnte die Halbtagsstelle in eine Ganztagsstelle umgewandelt werden.

Nach dem allzu frühen Tod von Schwester Renate Jung übernahm Schwester Gretel Raab von 1982 bis August 1988 die Leitung der Sozialstation mit zwei Planstellen und Vertretungskräften, je nach Arbeitsanfall.

Seit September 1988 obliegt die Leitung unserer Sozial- und Gemeindepflegestation Schwester Magdalene Goecke.

Die Wurzeln, die Schwester Renate hier gelegt hat, haben es ermöglicht, die Station durch alle immer wieder aufgetretenen Veränderungen und Erneuerungen zu erhalten. Aus ökonomischer Sicht ist die Arbeit der Vorstandsvorsitzenden (der/die jeweilige evangelische Pfarrer/in) und der Rechnerinnen des Frauenvereins hervorzuheben.

Massive Veränderungen gab es nach der Einführung der Pflegeversicherung im Jahr 1995. Unsere Zuschussgeber haben wir noch vertraglich im Hintergrund, doch das Pflegeversicherungsgesetz fordert eine wirtschaftlich effiziente Arbeitsweise.

Mit 3,5 Planstellen und 3-4 Vertretungskräften auf 400,— Euro-Basis stellen wir seitdem die Pflegeleistungen am Ort sicher.

Im Zuge der Pflegeversicherung kam auch die Umsetzung des Qualitätssicherungsgesetzes. Wir haben den Prozess des „Diakoniesiegel Pflege“ des Diakonischen Werkes aufge-

nommen und eine Qualitätsbeauftragte ernannt. Handbücher werden erstellt und alle Tätigkeiten transparent dargestellt. Dieses Qualitätsmanagement erfordert viel Arbeitszeit und Verwaltungs- sowie Umstrukturierungsaufgaben.

Strukturqualität – Ablauforganisation
Prozessqualität – bezieht sich auf die Pflege, Angehörige und Dokumentation
Ergebnisqualität – Zufriedenheit und Verbesserungsprozesse.

Doch bei allen Verwaltungsaufgaben und immer härter werdenden Auseinandersetzungen mit den Krankenkassen steht der Patient, heute heißt es Klient, im Mittelpunkt, denn die Pflege ist noch immer unser vorrangiger Auftrag.

Dies ist der heutige Stand: Eine wirtschaftlich funktionierende Station, ein gewachsenes Team, vom Frauenvereinsvorstand getragen, von der Bevölkerung und der Gemeinde akzeptiert.

**Es sind mancherlei Gaben,
aber es ist ein Geist.**

**Es sind mancherlei Ämter,
aber es ist ein Herr.**

**Es sind mancherlei Kräfte,
aber es ist ein Gott,
der da wirkt Alles in Allen.**

1.Kor. 12. 4-6

Die Altenpflegeheime „Wichernstift“ und „Theodor-Fliedner-Haus“

des Diakonievereins Limburg und Umgebung e.V.

Seit 2004 durch Managementvertrag
dem HDV verbunden.

Wichernstift 104 Altenpflegeplätze
Theodor-Fliedner-Haus 36 Altenpflege-
plätze

Am 2. Mai 1960 wurde der Diakonieverein Limburg und Umgebung e.V. gegründet. Schon lange vorher gab es Überlegungen seitens der evangelischen Kirchengemeinde, ein Altenwohnheim zu bauen.

Der Chronik der evangelischen Kirchengemeinde ist zu entnehmen, dass 1950 die Eheleute Bapst ihr Wohnheim der Kirchengemeinde vermacht hatten mit dem Wunsch, dass daraus ein Altenheim entstehen solle. Hierfür war das Wohnhaus aber zu klein und erhebliche Umbaumaßnahmen wären erforderlich gewesen. Die Kirchengemeinde beschloss daher, ein neues Altenheim zu errichten, wollte aber nicht selbst die Trägerschaft übernehmen. So kam es dann am 2.5.1960 zur Gründung des „Diakonievereins Limburg und Umgebung e.V.“.

Ziel des Vereins war es also, ein Alten- und Pflegeheim zu bauen und zu betreiben. 1963 wurde der Grunderwerb getätigt und 1966 mit dem Bau des ersten Bauabschnitts des Wichernstiftes begonnen, der nur durch viele großzügige Privatspenden verwirklicht werden konnte. Vorsitzender des Vorstands war damals der Kaufmann Friedrich Hammer-schlag, danach Fritz Körting, unter dessen Leitung im September 1969 das Wichernstift eröffnet wurde. Unter dem Vorsitz von Fritz

Reisch wurde dann später der Erweiterungsbau in Betrieb genommen. 1988 rief der damalige Sozialarbeiter Paul Lösch die Tagesgruppe ins Leben (heutige Dementenstation), in der tagsüber vorwiegend demente Heimbe-wohner/innen betreut wurden und die Mo-



Alten- und Pflegeheim Wichernstift, Wichernweg 7-9,
65549 Limburg

dellcharakter hatte. Unter den Vorsitzenden Heinrich Poth, Paul-Gerhard Werner und Udo-Bernd Glaab wurden in den 90iger Jahren erste Schritte eingeleitet zur dringend notwendig gewordenen Modernisierung des Wichernstiftes. Diese Bemühungen wurden von dem Vorsitzenden Dieter Scheu intensiviert und so konnte 1999 mit dem Bau des Theodor-Fliedner-Hauses begonnen werden, das im September 2001 fertig gestellt und in Betrieb genommen werden konnte. Integriert im Gebäude des Theodor-Fliedner-Hauses wur-

den gleichzeitig 7 betreute Wohnungen errichtet und bezogen. Danach folgten die eigentlichen Sanierungsarbeiten des Wichernstiftes: Zunächst der Nordflügel als erster Bauabschnitt, derzeit wird in einem zweiten Bauabschnitt der Südflügel saniert und soll im



Alten- und Pflegeheim Theodor-Fliedner-Haus, Friedrich-Ebert-Straße 30, 65549 Limburg

frühen Sommer dieses Jahres bezugsfertig sein. Weitere Planungen für einen dritten Bauabschnitt, die Sanierung des Mittelteils des Wichernstiftes, der hoffentlich zügig folgt, sind abgeschlossen und die Anträge gestellt. Nach Abschluss aller Baumaßnahmen wird sich das Wichernstift zeitgemäß präsentieren, vorwiegend mit 1-Bett-Zimmern, alle mit Dusche und WC. Schon heute vermittelt der Eingangsbereich, die lichtdurchflutete Cafeteria und der Kapellenraum eine freundliche und angenehme Atmosphäre.

Neben den Sanierungsmaßnahmen wurden in einem Gebäude direkt neben dem Wichernstift ebenfalls 11 betreute Wohnungen errichtet und im Sommer 2000 bezugsfertig.

Der derzeitige Vorstand besteht aus 5 Mitgliedern: Dieter Scheu (1. Vorsitzender) Renate Conradi (2. Vorsitzende), Hans-A. Ahäuser, Udo-Bernd Glaab und Franz Gölzenleuchter.

Heimleiter während der Vereinsgeschichte waren die Eheleute Ulrich und Elisabeth Huck, Johannes und Ingrid Dahl sowie Daniel und Magdalene Keil. Ab 1987 war Heinrich Poth Geschäftsführer und Heimleiter; nachdem dieser 2001 in Ruhestand ging, wurden diese Funktionen ab Mai 2001 von Wolfgang Becke übernommen. Seit 1. Januar 2004 nimmt der Hessische Diakonieverein Darmstadt die Geschäftsführung beim Diakonieverein Limburg wahr. Das Leitungsteam vor Ort wird gebildet durch die Hauswirtschaftsleitung Ute Brühl, der Pflegedienstleitung Jutta Gerheim und der Verwaltungsleitung Astrid Wolf.

Heute betreibt der Diakonieverein Limburg und Umgebung e.V. also zwei Alten- und Pflegeheime: das Wichernstift mit 104 Bewohner/innen und das Theodor-Fliedner-Haus mit 36 Bewohner/innen, 7 betreute Wohnungen in der Friedrich-Ebert-Straße 30 und 11 betreute Wohnungen im Wichernweg 11. Nicht zu vergessen im Bereich der ambulanten Altenhilfe ist die Aktion Essen auf Rädern, bei der täglich ca. 130 ältere und hilfsbedürftige Menschen eine warme Mahlzeit ins Haus geliefert bekommen.

Da der ursprüngliche Zweck der Vereinsgründung, nämlich der Betrieb des Altenheims Wichernstift, sich mehrmals geändert hat, musste auch die Satzung geändert werden. Die Zahl der Mitarbeiter des Vereins wurde durch die Zunahme der Aufgaben immer größer. Insgesamt beschäftigt der Diakonieverein derzeit ca. 100 hauptamtliche Mitarbeiter/innen.

Stiftungen des Hessischen Diakonievereins

1. Die Dachstiftung „Hessischer Diakonieverein“

Errichtet: 26. November 2003

Stifter: Hessischer Diakonieverein e.V.

Form: rechtsfähige kirchliche Stiftung des bürgerlichen Rechts.

Dachstiftung für Zustiftungen und treuhänderisch für nichtrechtsfähige Stiftungen, die mit eigenem Namen, eigener Satzung und eigenem diakonischem Zweck errichtet werden können und Zwecke an allen gewünschten Orten fördern können.

Sitz: Darmstadt

Zweck: Förderung des öffentlichen Gesundheitswesens und der Altenpflege. Die Stiftung kann rechtlich unselbständige Stiftungen unterhalten und verwalten, die vergleichbaren diakonischen Zwecken dienen sollen.

Leitbild: Diakonisches Handeln an hilfsbedürftigen Menschen in allen sozial-diakonischen Arbeitsfeldern.

Beispiel: 1. Unterstiftung

Stiftung Lebensqualität für demenzkranke und sterbende Menschen

Stifterin: Ingrid Rumpf

Errichtet: 28.03.2004

Kapital: 511.292 €

Wie wäre es mit einer weiteren Unterstiftung, die Ihren Namen trägt?

**„Es sind viele Gaben,
aber es ist ein Geist“**

1. Kor.12.4

Der Hessische Diakonieverein errichtete 2003 eine Dachstiftung, die Förderstiftung Hessischer Diakonieverein. Diese unterstützt einerseits die Arbeit des Hessischen Diakonievereins, andererseits kann sie nicht rechtsfähige Stiftungen, deren Name und diakonischer Zweck durch den/die jeweilige/n Stifter/in bestimmt wird, mitverwalten.

Der Hessische Diakonieverein wurde 1906 gegründet und betreibt heute fünf Krankenhäuser und sieben Altenpflegeheime in Hessen und Rheinland-Pfalz.

Die Zentrale des Hessischen Diakonievereins (HDV), das Heimathaus in Darmstadt Kirchlich-diakonische Aus- und Fortbildung war von Anfang an ein Schwerpunkt des Diakonievereins.

Der Hessische Diakonieverein hat eine eigene Diakonie-Schwesterschaft, zu der gegenwärtig 500 Schwestern und Brüder gehören. Die Schwesternschaft ist der diakonische Kern der Mitarbeiterinnenschaft und hat besondere Verantwortung für das christliche Profil der Einrichtung.

Pflegen und Heilen sind wesentliche Ausdrucksformen christlicher Verkündigung. Wenn wir unsere Gesellschaft auch morgen und übermorgen noch prägen wollen, ist nur wenig geeigneter als dieser Dienst.

Die Einrichtungen des Diakonievereins refinanzieren sich einerseits über die Entgelte ihrer Leistungen. Die Engpässe bei den Kranken- und Pflegekassen führen allerdings dazu, dass immer weniger medizinische Versorgung bezahlt wird. Um Schmerzbehandlung bzw. palliative Versorgung gerade auch bei sterbenden Menschen gut durchführen zu können, brauchen wir Spenden und weitere Finanzquellen z.B. aus Stiftungen. Unsere Initiative für Stiftungen hat daher einen sehr konkreten Hintergrund.

Folgende Möglichkeiten der Zuwendung haben Sie:

1. Stiftung

Sie können in der Dachstiftung des Hessischen Diakonievereins eine nichtrechtsfähige Stiftung in der treuhänderischen Verwaltung der Dachstiftung mit eigenem Namen und eigener Zweckbestimmung errichten. Dies ist ab einem Betrag von 20.000,- € möglich.

2. Zustiftung

Sie können das Kapital einer bestehenden Stiftung durch ihre Zustiftung vergrößern und damit dauerhaft Erträge für den Stiftungszweck bewirken. Zustiftungen bieten sich etwa an für die „Stiftung Lebensqualität für demenzkranke und sterbende Menschen in der Förderstiftung Hessischer Diakonieverein“.

Das Konto der Stiftung Lebensqualität:
Konto-Nr. 500 105 501 0
bei der Landesbank Hessen-Thüringen,
BLZ: 500 500 00.

3. Spenden

Spenden werden kurzfristig für den jeweiligen Zweck verwendet.

Spendenkonto der Förderstiftung Hessischer Diakonieverein:
Konto-Nr. 500 105 500 2
Landesbank Hessen Thüringen,
BLZ: 500 500 00.

Kontakt:

Hessischer Diakonieverein e.V.
Dr. Martin Zentgraf
Freiligrathstr. 8
64285 Darmstadt
Tel.: 0 61 51/60 20
Fax.: 0 61 51/60 28 38
E-mail: martin.zentgraf@hdv-darmstadt.de
Internet: www.hdv-darmstadt.de

Heute möchten wir Sie auf eine Möglichkeit aufmerksam machen, die in der vor uns liegenden Zeit für Kirche und Diakonie eine große Bedeutung erlangen könnte: Die Gründung bzw. Einrichtung von Stiftungen. Es ist bekannt, dass viele kinderlose Menschen in unserem Land ihr Vermögen einem sinnvollen Zweck zugute kommen lassen wollen. Oft wählen sie eine diakonische Zweckbestimmung in ihrer näheren Umgebung – vielleicht auch ein diakonisches Arbeitsfeld ihrer Gemeinde.

Um die Errichtung solcher Stiftungen zu erleichtern haben wir im Hessischen Diakonieverein eine Dachstiftung eingerichtet, die kleinere rechtlich unselbständige Stiftungen verwalten kann. Diese können ihre eigene Zweckbestimmung und ihren eigenen Beirat zur Mittelvergabe haben.

Wenn Sie in Ihrem Bereich (Gemeinde oder Einrichtung) eine Stiftung errichten wollen, können Sie das mit unserer Begleitung relativ einfach durchführen. Unsere Dachstiftung heißt:

Förderstiftung Hessischer Diakonieverein

Die Bereiche möglicher Zweckbestimmungen sind sehr breit angelegt: alle diakonischen Zwecke an potentiell allen Orten (nicht nur in Hessen) können aus Stiftungen, die in der Dachstiftung errichtet werden, gefördert werden.

Weshalb sind Stiftungen sinnvoll?

Stiftungen bieten den Vorteil, dass größere Zuwendungen oder Vermächtnisse nicht aufgezehrt werden, sondern durch Zinserträge langfristig einen Zweck fördern. Es sind jeweils auch Zustiftungen (z.B. Erbschaften) zu einem zunächst kleineren Stiftungskapital möglich. Stiftungen und Zustiftungen bieten gegenüber Spenden zusätzliche erhebliche Steuervorteile.

Stiftungen sind im Trend

In Deutschland gibt es derzeit über 10.000 Stiftungen, mehr als dreimal soviel wie vor 30 Jahren. Menschen möchten etwas Gutes tun, dem Gemeinwohl nutzen oder Zukunft mitgestalten. Dem „Gesetz zur steuerlichen Förderung von Stiftungen“ zufolge bekommen Privatpersonen für die Unterstützung mildtätiger Zwecke eine steuerliche Begünstigung von bis zu zehn Prozent auf ihr Einkommen. Jährlich können sie 20.450 Euro steuerlich wirksam einer gemeinnützigen Stiftung zuführen. Bei der Gründung einer Stiftung können Stifter zusätzlich 307.000 Euro über einen Zeitraum von zehn Jahren absetzen, also beispielsweise jährlich 30.700 Euro. Auch als Finanzierungsinstrument und für die Vorsorge sind Stiftungen interessant. So kann ein Drittel der Erträge des gestifteten Kapitals für den eigenen Lebensunterhalt sowie den der Kinder und Enkel verwendet werden.

Dachstiftung für unselbständige Stiftungen:

Unsere Dachstiftung kann die Verwaltung rechtlich unselbständiger Stiftungen übernehmen, deren Name und diakonischer Zweck durch den/die jeweiligen Stifter/in bestimmt werden kann. So kann beispielsweise eine regionale Festlegung des Stiftungszwecks und die Beteiligung des Stifters oder eines Beirates bei der Mittelvergabe verfügt werden.

Was unterscheidet Christen von Anhängern anderer Religionen?

Eine Antwort wird man kaum vermuten: Nur Christen haben schon sehr früh Krankenhäuser gebaut und betrieben. Bis heute gehören Gesundheitsvorsorge und Krankenhausbehandlung zum Standard sowohl von Hilfsprogrammen im Namen der Kirchen als auch zum Kernbestand aller missionarischen und diakonischen Initiativen.

Schon vor fast 40 Jahren heißt es in der 3. Aufl. des RGG: „Die planmäßige Sorge für Kranke ist als Gabe Christi an die Welt zu bezeichnen.“ Von da sind die Anregungen für Krankenhäuser in fast allen Kulturkreisen aufgenommen worden. Das Vorbild war Jesus selbst, der seine Predigt vom Reich Gottes immer auch damit anschaulich machte, dass er die Kranken zu sich kommen ließ, um sie zu heilen und damit ihr Leid zu seiner Sache zu machen.

2. Die Line-Fresenius-Stiftung

Noch in den letzten Tagen des Jahres 1982 hat der Regierungspräsident in Darmstadt die Stiftungsurkunde für die Line-Fresenius-Stiftung ausgefertigt und zugestellt. Danach besteht die Stiftung und kann die Verwirklichung ihrer Zielsetzung beginnen.

Die Stifterin, Frau Oberin Felicitas Hack, und die Namensgeberin, Frau Oberin Line Fresenius, wollten mit dieser Stiftung einen Anstoß geben zur inneren Erneuerung und Vertiefung der Schwesterngemeinschaft im Hessischen Diakonieverein e.V. Darmstadt.

Dieser Arbeitsbereich stellte einst die Basis der Vereinsarbeit dar. Von ihm aus gingen starke diakonische Impulse in die Kirchengemeinden aus; von ihm aus wurde auch die Schwesterngemeinschaft gestützt, weil die in ihrem Dienst alleinstehende Schwester in der Gemeinschaft und im Heimathaus ihren Rückhalt suchte und fand.

Die Wiederbelebung der alten Zielsetzung bedarf vor allem des inneren Engagements der Schwestern und der Leitung. Aber es sind für die Durchführung und Erarbeitung neuer Wege auch finanzielle Mittel nötig, schon um die Einzelschwester von finanziellen Belastungen frei zu halten.

So dürfen wir uns alle im Hessischen Diakonieverein über diese Initiative der Altoberin-

nen freuen und dafür herzlich danken. Das größte Zeichen des Dankes wäre, wenn der Anstoß aufgenommen und weitergetragen würde. Denkbar wäre Fort- und Weiterbildung genauso wie die Entwicklung neuer Ansätze für das Zusammengehen in der Schwesternschaft.

**Spendenkonto für die
Line-Fresenius-Stiftung:**

Konto-Nr.: 5008628009

bei der Landesbank Hessen-Thüringen

BLZ: 500 500 00

Bitte bei der Überweisung –

„Für Line-Fresenius-Stiftung“ – angeben!



Historische Dokumente und Hintergrunddarstellungen

Die Schwestertracht des Hessischen Diakonievereins

(Historisches Dokument. Heute sind die der Schwesternschaft Angehörigen an der Brosche zu erkennen. Das Tragen der Tracht ist nicht mehr üblich.)

Allgemeines

Die Tracht der Schwester hat zweierlei Bedeutung: Sie soll ihre Trägerin so kleiden, dass sie auf die beste Art und Weise ihre Pflichten und Aufgaben erfüllen kann. Sie soll aber auch ein äußeres Kennzeichen des Schwesternberufes sein. Die Tracht ist so Mittel, Schutz und Auszeichnung. Jede rechte Schwester ist sich der Ehre bewusst, das Schwesternkleid tragen zu dürfen. Eine Schwesternschaft wird immer darauf halten, dass ihre Symbole, deren auffälligstes die Tracht ist, rein und fleckenlos erhalten bleiben. Deshalb bleibt die Tracht in allen Fällen, auch dann, wenn eine Schwester die Schwesternschaft verlässt, geistiges Eigentum dieser Schwesternschaft. Jeder ausgetretenen Schwester ist es streng untersagt, die Tracht der Gemeinschaft weiterzutragen, der sie nicht mehr angehört.

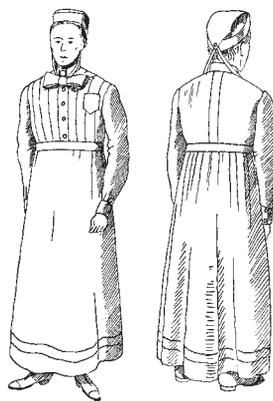
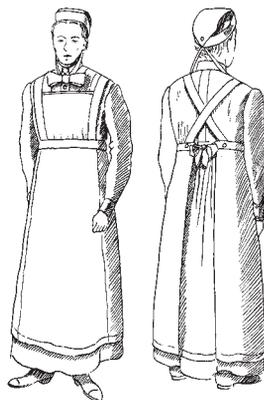
Die ganze Kleidung ist streng nach den geltenden Regeln zu tragen, ohne irgendwelche Abweichungen oder Besonderheiten. Schmuck wird nicht getragen. Die Uhr ist mit einer silbernen Kette zu befestigen. Das Haar sei glatt gescheitelt, der Scheitel in der Mitte über der Stirn, die Stirn bleibt offen und frei.

Es werden schwarze Schnürstiefel oder einfache Halbschuhe getragen, mit niederen Absätzen.

Arbeitskleid und Schürze

Zum Arbeitskleid gehört: Graublau-weißgestreiftes Waschkleid mit steifem weißen Ste-

humlegekragen, weiße oder blaugestreifte Schürze, Haube und Brosche. Der vorschriftsmäßige Stoff für Waschkleid und blaugestreifte Schürze und Kragen sind von unserem Kaufmann in Darmstadt zu beziehen, der Waschstoff soll vor der Verarbeitung gebrüht werden.

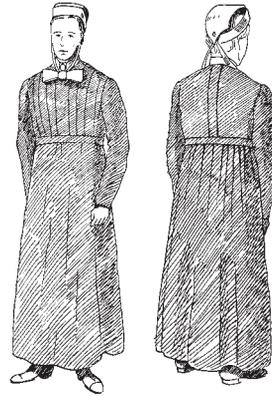


Das graublau-weißgestreifte Waschkleid besteht aus Rock und Bluse, die aneinander genäht werden. Der Rock ist vierteilig, hat eine untere Weite von 225 cm, zwei 2 cm breite Säume und wird hinten gekräuselt. Er wird fußfrei getragen, jedoch nicht kürzer als 15 cm vom Boden. Die Kleidertasche befindet sich an der linken Seite der Vorderbahn im Rockschlitz. Die Bluse gleicht einer Hemd-

bluse, jedoch mit Stehkragen gearbeitet, hat an den Vorderteilen je drei 1,5 cm breite abgesteppte Falten und in der Mitte eine 5 cm breite Quetschfalte, die 1,5 cm breit vom Rand abgesteppt und mit 4 Knöpfen geschlossen ist. Auf dem linken Vorderteil, etwa in der Mitte, ist ein Uhrtäschchen anzubringen. Das Rückenteil ist einteilig und hat dieselbe breite abgesteppte Quetschfalte in der Mitte. Rock und Bluse sind durch einen 4 cm breiten Gürtel 3 cm über dem Taillenschluss verbunden. Mit dem Taillenschluss ist die Körpertailienlinie gemeint. Der glatte Ärmel mit 8 cm breiter Stulpe reicht bis zum Handgelenk. Die Stulpe wird an der Innenseite mit zwei Knöpfen zugeknöpft. Stulpe, Stehkragen und Gürtel sind in Querstreifen gearbeitet. Der steife weiße Stehumlegekragen wird in den Stehkragen des Kleides eingesteckt, stößt vorne nicht aneinander, sondern lässt 4 cm für die Brosche frei. Über dem Waschkleid wird im Dienst eine weiße oder blaugestreifte Trägerschürze von gleicher Machart getragen. Sie ist glatt, gekeilt und ohne Taschen. Sie wird an einen 4 cm breiten Bund genäht, ebenso auch der 20 cm breite gekräuselte Latz, an dessen beiden Seiten die 7 cm breiten Träger entlang gehen, die auf dem Rücken gekreuzt in den Bund geknöpft werden. Die Schürze wird mit 6 cm breiten und 50 cm langen Bändern hinten gebunden.

Schwarzes Kleid

Das schwarze Kleid aus glattem Wollstoff hat Reformschnitt. Der Rock ist vierbahrig und hinten gekräuselt, 15 cm Bodenabstand, 230 cm weit und oben auf ein Futterleibchen festgenäht. die Taille hat ein einteiliges Rückteil mit 5 cm breitgelegter Quetschfalte, zwei Vorderteilen mit je drei 4 cm breiten tiefgelegten Falten (nicht abgesteppt), die in der Mitte mit einer 8 cm breiten Quetschfalte schließen



und einem Stehkragen, in den der weiße steife Stehumlegekragen eingesteckt wird. Die Taille des schwarzen Kleides wird über dem Rock getragen und schließt oberhalb der Tailienlinie ab. Ihr Abschluss bildet ein 4 cm breiter, auf ihr aufgestepter Gürtel des selben Stoffes. Der Ärmel ist ein glatter, zweiteiliger Ellenbogenärmel. Im Sommer ist eine dünne Bluse erlaubt aus dünner glatter matter Seide. Machart wie bei der Taille des Kleides, nur Blusenärmel wie bei den Waschkleidern.

Mantel und Schulterkragen

Der schwarze lose fallende Mantel, ebenfalls aus glattem Wollstoff, ist dreiteilig geschnitten und zweireihig mit matten Knöpfen zugeknöpft. Er hat 15 cm Bodenabstand, Ellenbo-



genärmel mit 8 cm hohen Stulpen und beiderseits eine aufgenähte Tasche von 18,5 cm Breite und 20,5 cm Höhe. Er hat einen Herrenumlegekragen (siehe Abbildung), der 1 cm vom Rand abgesteppt ist. Statt des Mantels wird zu dem schwarzen oder dem Waschkleid ein Schulterkragen gleichen Stoffes getragen, der aus einem Stück rund geschnitten ist und bis zur Taillenlinie reicht.

Haube mit Schleife und Hülle

Die weiße Haube wird in ihrer Größe durch den äußeren Rand bestimmt, der 54–60 cm weit und 5 cm breit ist. Die Bänder zur Schleife sind 10 cm breit und 60 cm lang. Die schwarze Hülle besteht aus schwarzer matter Seide, die 60 cm lang und ca. 50 cm breit ist. Sie wird so getragen, dass sie vorne auf der Haube einen schmalen 0,5 cm breiten und ungefähr 16 cm langen weißen Streifen frei lässt.

Brosche

Der Hessische Diakonieverein hat zwei verschiedene Broschen: Die Lernschwestern- und die Vereinsschwesternbrosche. Die Lernschwesternbrosche erhält die Lernschwester nach bestandener Probezeit von der Oberschwester der Krankenpflegeschule. Die Vereinsschwesternbrosche ist das Zeichen für die endgültige Aufnahme in die Vereinsschwesternschaft. Sei wird auf Grund besonderer Bestimmungen vom Vorstand des Vereins verliehen.

Ausgangstracht

Entweder schwarzes Kleid mit Mantel oder Schulterkragen, Haube mit Schleife und Hülle, glatte weiße Manschetten, Brosche und schwarze Handschuhe.

Oder: Waschkleid mit Mantel oder Schulterkragen, Haube mit Schleife, Hülle und Bro-



sche. Zum Mantel schwarze, zum Schulterkragen graue oder gar keine Handschuhe.

Besonderes für Gemeindeschwestern: Bei ihren Krankenbesuchen in der Gemeinde trägt die Schwester eine weiße Schürze; für Bedarfsfälle ist eine blaue mitzunehmen. Im Winter wird ein grauschwarzer Lodenmantel oder Cape getragen. In der Übergangszeit ist eine Strickjacke erlaubt (einfarbig, schwarz oder grau). Hülle und Schleife dürfen auf dienstlichen Wegen auch nach Filialen über Land weggelassen werden.

Beim Eintritt mitzubringen

3 Waschkleider, 4 weiße, 3 bunte Schürzen, 6 Kragen usw. (siehe auch Seite 12 unseres Prospektes). Sämtliche Sachen sind mit der Wäschenummer, die den neueintretenden Schwestern und den Stoffen zusammen aus Darmstadt zugeschickt wird, zu versehen. Diese Nummern sind so anzubringen, dass sie beim Sortieren der Wäsche leicht zu finden sind.

Erster Jahresbericht des Hessischen

Diakonievereins, e. V.

erstattet bei der Mitgliederversammlung,

16. März 1908

von dem Vorsitzenden des Vereins,

Pfarrer D. Guyot, Heppenheim (Bergstr.)

Der erste Jahresbericht, der über das Wirken des Hessischen Diakonievereins erstattet wird, darf nicht anders beginnen als mit dem dankbaren Bekenntnis: Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich. Am lebhaftesten wird heute dies dankbare Bekenntnis widerklingen in den Herzen derer, die am eifrigsten in der Sache gearbeitet und am dichtesten im Gewühl gestanden haben. Sie zuerst fühlen das Bedürfnis, zu bezeugen: nicht wir haben das gemacht, was erreicht worden ist; wir sind geführt worden, über Bitten und Verstehen freundlich und gnädig.

Wie ist das doch alles so wunderbar gegangen! Von der Freien landeskirchlichen Vereinigung war seinerzeit die Anregung ausgegangen, in der Diakoniesache neue Wege zu suchen und zu diesem Zweck mit den anderen kirchlichen Vereinigungen in Hessen Fühlung zu nehmen, bei welchen ein Bedürfnis nach einer neuen Form der Diakonie vorausgesetzt werden konnte. Klar war in dieser Anregung nur der vorhandene Notstand beschrieben: die ungenügende Zahl der vorhandenen Kräfte und die konfessionelle Eigenart der vorhandenen Kräfte, in der man eine notwendige Rücksichtnahme auf die Gesamtheit unserer hessischen Landeskirche nicht erkennen zu können glaubte. Nicht aber hat die Freie landeskirchliche Vereinigung die Art angegeben, wie dem vorhandenen Notstand zu begegnen wäre. Weder Vorschriften noch irgend welche Beschränkungen wurden uns

für die Lösung unserer Aufgaben mit auf den Weg gegeben. Lediglich die Rücksicht auf die Sache selbst sollte alle zu treffenden Maßnahmen beherrschen.

Am 19. März fand die erste Vorbesprechung in unserer Sache statt. Vorstandsmitglieder der Freien landeskirchlichen Vereinigung, der sog. Friedberger Konferenz und des Protestantenvereins sowie eine Anzahl Damen und Herren, die sich für die Sache interessierten, hatten sich zusammengefunden. Noch gingen die Ansichten weit auseinander über die Wege, die einzuschlagen seien. Noch nicht einmal der Name des zu bildenden Vereins stand fest. Nicht entschieden war die Frage, ob Diakonissenmutterhaus oder Diakonieverein. Nicht entschieden war die Frage, wo und wie wir zuerst anfangen sollten. Daher erscheint in den ersten Kundgebungen noch der Gedanke an ein neues Diakonissenhaus und der wiederholte Hinweis auf Mainz als Sitz des ganzen Werkes.

Von entscheidender Bedeutung für die weitere Entwicklung wurde nun das in der ersten Vorbesprechung von dem Schriftführer Pfarrer Kunkel, damals in Fürth, erstattete erste Referat, das über die vorhandenen Wege auf Grund der vorhandenen Literatur orientierte. Das Referat gipfelte in drei Forderungen, welche für die ganze Folgezeit maßgebend blieben:

Berücksichtigung des Selbständigkeitsstrebens in unserer Frauenwelt bei Ausbildung, Anstellung und Versorgung der Schwestern.

Gründlichkeit in der religiösen Vertiefung und medizinischen Ausbildung und Ausrüstung für die Krankenhauspflege und Gemeindediakonie.

Klares und sachentsprechendes Verhältnis der Vereinsleitung zu der Leitung der Gemeinden und Krankenhäuser, in denen die Schwestern zu arbeiten haben.

Aber von der Aufstellung solcher Grundsätze bis zur praktischen Durchsetzung derselben ist noch ein weiter Weg, auf dem man immer wieder inne wird, wie richtig Schillers Wort ist: leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Von März bis Juni haben wir erwogen, wie wir am besten den ersten Anfang machten, ob einfach durch Erwerb oder Einrichtung einer Art Mutterhaus oder in der Form des Vereins. Schließlich siegte der Gedanke der Vereinsbildung, und am 13. Juni 1906 wurde nach einem Referat von Pfarrer Weißheimer, damals Diakonissenhauspfarrer in Freiburg, Dr. Raiser in Worms und Pfarrer Kunkel über das Thema: Arzt, Pfarrer und Krankenschwester der Diakonieverein als Verein konstituiert.

Ueber das Stadium des Erwägens, des ernstesten Studiums und der vorurteilsfreien gewissenhaften Prüfung der verschiedenen Erscheinungen auf dem Gebiet der weiblichen Diakonie und der Kranken- und der Gemeindepflege waren wir deshalb noch lange nicht hinaus. Wir haben uns auch nicht auf theoretische Ueberlegungen beschränkt sondern auch durch Augenschein uns von vorhandenen und möglichen Wegen unterrichtet. Gerade unsere eigenen Grundsätze, die wir erarbeitet hatten, machten uns praktisch ungeheure Schwierigkeiten. Wir suchten unseren Weg zwischen Mutterhaus einerseits und Evangelischem Diakonieverein andererseits. Aber wo dann Anlehnung finden? Und Anlehnung an irgend etwas Bestehendes, Erprobtes sucht jedes derartige Unternehmen. Die Pfadfinder nach Art Fliedners oder Zimmers sind selten.

Zunächst erbot sich unter freundlicher Befürwortung unseres hessischen Landesmanns Weißheimer das Freiburger Bundesdiakonissen-

senhaus zur Hilfe. Es hat seinerzeit das erste junge Mädchen, welches sich zur Schwesternschaft des Hessischen Diakonievereins meldete, einstweilen aufgenommen und ausgebildet und war auch bereit, als es sich darum handelte, ob der Hessische Diakonieverein eine Privatklinik in Mainz übernehmen könnte, uns so lange zu helfen, bis unsere eigenen Schwestern eintreten könnten. Unsere Wege haben dann in der Folgezeit ziemlich weit von der Art des Freiburger Bundesdiakonissenhauses weggeführt. Die vorhin genannte Schwester ist mit unserer Zustimmung endgültig in das Freiburger Diakonissenhaus eingetreten. Aber noch heute sind wir dem Freiburger Bundesdiakonissenhaus zu großem Dank verpflichtet für manchen guten Rat und manchen Freundschaftsdienst, den wir da bekommen haben.

Für die entgültige Entscheidung über den Anschluss an eine bestehende Organisation war maßgebend ein Besuch, welchen der Schriftführer des Vereins im August 1906 in Berlin-Zehlendorf bei Herrn Prof. D. Zimmer machte. Dass heute niemand an Zimmer und seinen Schöpfungen vorbeigehen kann, der überhaupt in der Diakoniesache mitreden oder mitarbeiten will, ist einfach selbstverständlich. Es war darum auch einfach selbstverständlich, dass wir bei unseren Erwägungen, und zwar schon bei den ersten im März 1906, als Zimmer noch Direktor des Evang. Diakonievereins war, sowohl die von ihm herrührende Literatur benützten, als auch mit ihm persönlich Fühlung suchten. Zimmer hatte uns damals in Aussicht gestellt, dass er im April gelegentlich einer Reise nach dem Süden mit uns persönlich Rücksprache nehmen werde. Das geschah aber nicht. So ging Kunkel dann im August nach Zehlendorf. Bei dieser Gelegenheit ergab sich ungesucht ein Anerbieten, das uns die Möglichkeit bot, mit

der Ausbildung von Schwestern den ersten Anfang zu machen. Gerade in jenen Tagen hatte nämlich der Vorstand des Freimaurerkrankenhauses in Hamburg bei Zimmer angefragt, ob er nicht die Versorgung des Hauses mit Schwesternpersonal übernehmen könne. Zimmer dachte nun, da er damals selbst nicht mehr Direktor des Evangelischen Diakonievereins war, an Schwestern des von ihm begründeten Frauendienstes. „Frauendienst“ war der Name einer Schwesterngenossenschaft, welche Zimmer als Direktor des Evang. Diakonievereins neben dem Diakonieverein gegründet hatte, auf mehr humanitärer Grundlage zur Durchführung des Gedankens, dass eigentlich jede gesunde und durch keine Familienbande gehemmte junge Dame ein Freiwilligenjahr in der Krankenpflege durchmachen solle wie der junge Mann sein Freiwilligenjahr in der Armee. Zimmer stellte in Aussicht, dass das Hamburger Freimaurerkrankenhaus durch einen Anschluß unsererseits an den Frauendienst eine ständige Ausbildungsstätte für Schülerinnen werden könnte. Noch während des Kunkel'schen Aufenthalts in Zehlendorf wurde zwischen dem Vorstand des Freimaurerkrankenhauses, Zimmer und uns definitive Absprache in Hamburg getroffen. Am 12. September fassten wir den Beschluß, dem Frauendienst beizutreten.

Für unseren Verein bedeutete dieses Eingehen auf die Sendung unserer Schülerinnen nach Hamburg zur Ausbildung in der Krankenpflege das entschlossene Betreten eines bestimmten Weges in der Schwesternausbildung überhaupt. Es war damit ein für alle mal entschieden, was bis dahin immer noch zweifelhaft war, dass wir kein eigenes Krankenhaus für unsere Schwesternausbildung bauten. Das bedeutete aber weiter, dass wir in Bezug auf die Ausbildung unserer Schwestern

speziell in der Krankenpflege endgültig die Pfade des Mutterhaussystems verlassen hatten. Ausdrücklich bewahrt aber hatten wir uns nach wie vor unsere besondere Ausbildung für die Gemeindepflege.

Eine neue Schwierigkeit bedeutete für uns das Zurechtfinden in den verschiedenen Zimmer'schen Schöpfungen und Organisationen.

In denselben Tagen nämlich, in denen wir den Beschluß gefasst hatten, unter Wahrung unserer vollen Selbständigkeit uns dem Frauendienst anzugliedern, entstand in dieser Organisation selbst eine Krisis, in deren Folge Zimmer sein Verhältnis zu ihr löste und unser Anschluß gar nicht wirklich zum Vollzug kam.

Trotzdem übernahm Zimmer im Verein mit uns und gestützt auf seine Beziehungen zu der Schwesternschaft des Evang. Diakonievereins und des Frauendienstes das Hamburger Krankenhaus. Wir konnten von uns aus am 1. Oktober 1906 nur 2 Schülerinnen und eine in Offenbach ausgebildete Schwester, die uns auf 14 Tage Aushilfe leisten wollte, nach Hamburg schicken. Am 15. Oktober kam unsere dritte Schülerin dort hin, und die Offenbacher Schwester kehrte in die Heimat zurück.

Um aber der im Freimaurerkrankenhaus in Hamburg tätigen Schwesternschaft einen besseren Zusammenschluß und einen sichereren Halt zu geben, gründete Zimmer eine neue Organisation, welcher er den Namen: Frauendienstjahrverband gab. In dieser Organisation, die sich über alle bestehenden Krankenpflegeorganisationen einschl. des Evang. Diakonievereins und der Diakonissenhäuser erstrecken sollte, bildeten das Hamburger Freimaurerkrankenhaus und wir vorerst die einzigen Mitglieder. Nachdem in der Folge das erstere Mitglied am 1. Juli seine Mitgliedschaft offiziell gekündigt hatte, löste auch

unser Verein wieder sein Verhältnis zum Frauentdienstjahrverband.

Gelegentlich der Gründung des Frauentdienstjahrverbands in Hamburg besprachen der Vorsitzende und der Schriftführer unseres Vereins mit Herrn Prof. D. Zimmer die künftige Gestaltung unseres Vereins, insbesondere die Einrichtung des Gemeindepflegeseminars und die Beschaffung der hierfür nötigen Geldmittel. Da regte Herr Prof. D. Zimmer an, in Hessen, sei es in Mainz oder in Darmstadt, ein Töchterheim zu errichten, die Voraussetzungen dafür seien außerordentlich günstig, die vorhandenen Töchterheime seien überfüllt, eine geplante Gründung sei nicht zu Stand gekommen, leitendes Personal stehe ihm genügend zur Verfügung. Mit einem von Herrn Prof. D. Zimmer aufgestellten kurzen Etat für das Töchterheim kehrten wir von Hamburg zurück. Als Platz für das Töchterheim entschieden wir uns für Darmstadt. Wir beriefen eine Besprechung von Interessenten, bei welcher Zimmer selbst mit der von ihm in Aussicht genommenen Leiterin zugegen war. Schon im Dezember 1906 konstituierte sich eine Gesellschaft m. b. Haftung, und im April 1907 wurde das Töchterheim in der Eschollbrückerstraße 4,5 eröffnet. In dem Gesellschaftsvertrag ist ausdrücklich bestimmt, dass die Gesellschafter nie mehr als 4 Prozent ihrer Einlage als Gewinn erhalten. Der Reinertrag soll nach Bildung des Reservefonds dem Hessischen Diakonieverein zufallen. Von der Rücksicht hierauf, also auf die gemeinnützige Abzweckung der Töchterheime: speziell auf die Unterstützung unseres Diakonievereins waren die Bemühungen der Vorstandsmitglieder um das Zustandekommen des ganzen Unternehmens bestimmt. Wir hätten zu einer Niederlassung einer auswärtigen Erwerbsgenossenschaft nie die Hände geboten. Wir dachten ausschließlich an eine Hilfsak-

tion für den Hessischen Diakonieverein. Nun aber ist seit Dezember 1907 eine Organisationsänderung bei den sog. Zimmer'schen Töchterheimen im Gang, welche, wenn sie in der geplanten Weise zu Stand kommt, unsere an das Töchterheim seinerzeit geknüpften Erwartungen zunichte macht. Wie sich die Verhältnisse gestalten werden, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen.

Wesentlich anders verhält es sich mit dem, bis zum 1. April noch in demselben Haus untergebrachten Kinderpflegerinnen*, d. h. Kindergärtnerinnenseminar. Dieses ist ganz und gar eine Schöpfung und Einrichtung des Hessischen Diakonievereins und wird das auch bleiben, weil es ein organisches Glied im Aufbau unseres ganzen Werkes ist. Vom 6. April d. J. ab wird unser Kindergärtnerinnenseminar in einem eigens gemieteten Haus, Eichbergstr. 26, untergebracht sein.

Eins der allerschwierigsten Probleme, die uns beschäftigt haben und fortwährend beschäftigen, ist die Frage nach der gleichzeitigen Ausbildung von Mädchen mit höherer Allgemeinbildung und solchen mit Volksschulbildung. Für Zimmer lag die Frage seinerzeit viel einfacher wie für uns. Er hatte sich eben einfach nur die Fürsorge für die Frauenwelt der höheren Stände zum Ziel gesetzt. Die anderen überließ er im großen und ganzen sich selbst. Denn der Weg über das Waldbröler Krankenhaus ist unseres Erachtens nur ein ungenügender Notbehelf. Auch für die Diakonissenhäuser ist der Weg durch das Mutterhaussystem vereinfacht. Sie verlangen eben als erste Probe der Selbstverleugnung von den Angehörigen der höheren Stände, dass sie ohne weiteres in den Mädchen aus anderen Ständen um Christi willen eine Schwester im vollen Sinn des Wortes sehen.

Beide Wege sind für uns ungangbar. Auch wir wünschen natürlich einen Ausgleich

* Dieser Ausdruck stammt von Fröbel selbst.

unter den verschiedenen Ständen. Auch wir sind der Meinung, dass die Religion einen solchen fordert. Aber die Schwierigkeiten, die erfahrungsgemäß sich ergeben, würdigen wir mehr und das Problem erscheint uns belastender. Wir verkennen keinen Augenblick, dass die größte Berufsnot in der Frauenwelt gegenwärtig unter den Angehörigen der höheren Stände, unter den Töchtern der Beamten, Pfarrer, Lehrer usw. ohne Privatvermögen herrscht, wir halten es auch für unbedingt nötig, gerade den gebildeten Frauen die Beteiligung an der Diakonie zu ermöglichen. Wir sind auch durchaus der Meinung, dass die Töchter der gebildeten Familien in mancher Hinsicht besonders günstige Voraussetzungen mitbringen für den Diakonieberuf. Wir erstreben es auch mit allem Eifer, darin anderen Ländern nachzueifern wie Holland, England, Amerika, wo es durchaus zum guten Ton in den besten Familien des Landes gehört, beruflich oder außerberuflich sich der Kranken- und Gemeindepflege zu widmen. Aber wir vergessen über dem allem nicht, dass unser Hessischer Diakonieverein der ganzen Hess. Landeskirche zum Dienst bereit sein soll und will und eben die landeskirchliche Art und Abzweckung hindert uns daran, wie dies andere Organisationen tun: die Mädchen ohne höhere Allgemeinbildung einfach von uns auszuschließen. Es liegt vielmehr in dem Wesen unserer Aufgabe mitbegründet, es liegt in unseren, echt evangelischen Grundsätzen begründet, auch den Mädchen mit einfacher Volksschulbildung einen Weg zu zeigen und zu ermöglichen, auf dem auch sie zu dem herrlichen Amt einer Diakonieschwester gelangen können. Wir wollen ja doch an der Aufwärtsentwicklung unseres ganzen Volkes mitarbeiten. Höhere Bildung ist nach unserer Meinung kein Vorrecht, auf dem einzelne Stände ausruhen dürften, sondern sie ist ge-

rade der Weg zum Emporkommen. So ist es in der Männerwelt. Keinem Mann, komme er auch aus noch so einfachem Stand, ist die Möglichkeit abgeschnitten, sich emporzuarbeiten. Aber, was man von ihm verlangt und unweigerlich verlangen muss, ist: dass er sich die nötige Vorbildung auf irgend eine Weise aneignet. Ohne Studium, ohne Examen, ohne Kenntnisse, welche den Gesichtskreis erweitern und den Ueberblick über die Verhältnisse ermöglichen, gibt es kein Emporkommen. Diesen selben Grundsatz wenden wir auf unsere Schwesternausbildung an. Wer die entsprechende Vorbildung für das Krankenpflegeseminar noch nicht hat oder von Hause mitbringt, der muss sie sich eben aneignen. Sofern er dadurch die Möglichkeit erhält, in eine Stellung zu kommen, die ihm lebenslänglich wirtschaftliche Selbständigkeit verschafft, ist es nicht mehr wie billig, dass er sich die verlangte Vorbildung auf eigene Kosten erwirbt, und nur in besonderen Ausnahmefällen wird es angezeigt sein, dem Betreffenden diese Möglichkeit unentgeltlich zu verschaffen.

Wir haben nun speziell als geeignetste Vorschule für Kranken- und Gemeindepflegeseminar ein Kindergärtnerinnenseminar II. Klasse gewählt. Dieses Seminar schließt in seinem Lehrplan und ganzen Unterrichtsbetrieb direkt an die Volksschule an. Es führt aber seine Schülerinnen gerade in den Fächern stufenmäßig weiter, welche für den Beruf der Krankenpflegerin und der Gemeindepflegerin von entscheidender Wichtigkeit sind. Es führt auch in einer Art weiter, welche vortrefflich geeignet ist, die vorhandenen natürlichen Anlagen der Schülerinnen zu entwickeln. Es steht ja auf der Grundlage der Erziehungsgrundsätze Friedrich Fröbels und bezweckt nicht nur die Vermittlung vieler Kenntnisse sondern die Weckung eignen Könnens. An

den Schülerinnen haben wir erprobt, wie sehr es möglich ist, sie in einem Jahreskursus zu fördern, und wir sind von Stufe zu Stufe zuversichtlicher geworden, dass wir mit der Auswahl eines Fröbelschen Kinderpflegeseminars als Vorschule für Kranken- und Gemeindepflegeseminar einen guten Griff getan haben. Für das wirkliche Gelingen unserer Absicht war es aber von entscheidender Wichtigkeit, dass wir in der Persönlichkeit der vorstehenden Damen Frl. Rathmacher und Wickersheim wie der übrigen unterrichtenden Damen und Herren die geeigneten Kräfte gefunden haben.

Als besonderen Vorzug dieser Einrichtung, die im Hessischen Diakonieverein zum ersten Mal durchgeführt ist, dürfen wir es wohl betrachten, dass das Kinderpflegeseminar ein eigenes, von dem späteren Diakonieberuf ganz unabhängiges Lehrziel hat: die Ausbildung zu Kindergärtnerinnen für Familien, die Ausbildung in der Haushaltung, speziell im Kochen. Nach erfolgreichem Besuch unseres Seminars haben die Schülerinnen die Möglichkeit eines eigenen Berufs, sind also in der Entschließung über ihr künftiges Lebensschicksal vollständig frei. Wir hoffen, dass diese Seite des Kinderpflegeseminars uns in steigender Zahl Zöglinge zuführt, welche zunächst noch gar nicht an den eigentlichen Schwesternberuf denken oder zu denken brauchen, aus denen sich dann ganz von selbst eine Auswahl vollzieht und ein entsprechender Nachwuchs für unsere Schwesternschaft ergibt. In der Gemeindepflege werden gerade solche Mädchen, die das Kinderpflegerinnenseminar ordnungsgemäß durchlaufen haben, vermöge ihrer Ausbildung von besonderem Segen sein können.

Den bedeutsamsten Schritt, welchen unser Dasein noch im ersten Jahr seines Bestehens getan hat, war die Uebernahme der Versor-

gung des Städtischen Krankenhauses in Darmstadt mit Schwesternpersonal. Wir müssen auch hier aufs Bestimmteste erklären, dass wir diese Arbeit nicht gesucht haben. Erst recht haben wir uns nicht dazu gedrängt, und am allerwenigsten ist es uns eingefallen, auf Kündigung des früheren Pflegepersonals hingewirkt zu haben.* Wie wenig wir überhaupt davon wussten, dass etwas derartiges in Aussicht sei, geht daraus hervor, dass noch keine vierzehn Tage vorher der Vorsitzende unseres Vereins bei der Medizinalabteilung des Gr. Ministeriums sich erkundigt hat, ob nicht irgendwo in Hessen ein Krankenhaus sei, das noch von keiner der bestehenden Krankenpflegeorganisationen besetzt sei. Diese Anfrage hätte vernünftigerweise überhaupt nicht gestellt werden können, wenn der Vorsitzende auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte, dass der Eintritt in das Städtische Krankenhaus in Darmstadt überhaupt im Bereich der Möglichkeit liege.

Nachdem aber einmal die Anfrage an uns ergangen war, hätten wir es geradezu für eine unverzeihliche Versäumnis halten müssen, wenn wir nicht ernstlich versucht hätten, die schwierige Aufgabe zu lösen. Wenn wir vielleicht im ersten Anfang noch nicht alle Schwierigkeiten kannten und kennen konnten, die uns späterhin aus unserer Verpflichtung dem Krankenhaus gegenüber erwachsen, so erkennen wir gerade in der Art, wie alle diese Schwierigkeiten überwunden wurden, eine höhere Führung. Menschliche Führung, der wir bei Uebernahme unserer Verpflichtung noch vertraut hatten, hat in entscheidenden Punkten versagt. Die Führung Gottes, zu der wir über Menschen hinaus aufsahen, hat nie versagt, auch nicht in den kritischsten Situationen.

Die schwierigste Aufgabe für die Leitung unseres Vereins war die Beschaffung des

* Wie uns vorgeworfen worden ist.

ausgebildeten Schwesternpersonals für das große Krankenhaus. Schülerinnen hatten wir in genügender Zahl. Aber mit Schülerinnen allein kann man kein Krankenhaus besetzen. Ehe wir deshalb der Stadt Darmstadt eine bindende Zusagen gaben, das ganze Krankenhaus bis zum 1. Juli 1907 mit Schwestern zu besetzen, hatten wir beim Frauendienstjahrverband, dessen Mitglied wir damals noch waren, angefragt, ob uns von dort die nötige Anzahl ausgebildeter Schwestern gestellt werden könnten, und erst als diese Anfrage von Herrn Prof. D. Zimmer bestimmt bejaht worden war, sagten wir zu. Für den Frauendienstjahrverband war freilich dann Herr Professor D. Zimmer nicht im Stande, seine Zusage zu erfüllen. Aber das Krankenhaus kam dadurch in keinerlei Verlegenheit, weil teils durch Vermittlung des Frauendienstjahrverbands teils ohne dieses noch eine Anzahl ausgebildeter Schwestern für den Anfang übernommen werden konnten, welche eine ausreichende Besetzung des Krankenhauses ermöglichten. Zu ganz besonderem Dank sind wir in dieser Beziehung verpflichtet dem Gemeinschaftsschwesternhaus in Vandsburg, das uns in echt brüderlicher Weise ausgeholfen hat und mit dem wir im herzlichsten und besten Einvernehmen im Städtischen Krankenhaus zusammenarbeiten. Wir möchten das ganz besonders betonen, weil hier der Beweis geliefert ist, dass wir auf dem Gebiet der Diakonie unsererseits gerne bereit sind, alle trennenden Unterschiede der theologischen Richtungen und kirchlichen Parteien zu überbrücken und brüderlichen Verkehr zu pflegen über die Unterschiede hinweg. Außer dem Vandsburger Diakonissenhaus hat uns noch ausgeholfen die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands mit dem Sitz in Berlin und der Evangelische Diakonieverein mit dem Sitz in Zehlendorf. Beiden Or-

ganisationen sagen wir auch an dieser Stelle herzlichen Dank für ihre Aushilfe. Gerne wären wir gerade zu dem letzteren Verein in ein näheres Kartellverhältnis getreten. Teilen wir doch mit diesem Verein dieselben Grundsätze in Bezug auf die Ausbildung der Schwestern in der Krankenpflege. Leider aber haben sich die auf ein Kartell hinzielenden Verhandlungen mit dem Zehlendorfer Diakonieverein zerschlagen. Trotzdem fühlen wir uns mit diesem Verein dauernd verbunden und lassen uns die Pflege freundschaftlicher Beziehungen angelegen sein. Einen entsprechenden Dienst hat uns gerade der Zehlendorfer Verein geleistet, indem er uns Schwester Marie Catoir als Oberin für das Städtische Krankenhaus in Darmstadt überließ. Wenn sich die Verhältnisse im Städtischen Krankenhaus so günstig und zur Zufriedenheit der Aerzte und Patienten gestaltet haben, so gebührt ihr daran ganz zweifellos das Hauptverdienst.

Die Verhältnisse im Städtischen Krankenhaus haben sich aber tatsächlich günstig und zur Zufriedenheit der Aerzte und Patienten gestaltet. Das heute aussprechen zu können, und zwar mit aller Freudigkeit, das ist meine größte Freude und entschädigt für manche Stunde drückender peinvoller Sorge. Wir wären aber zu diesem Ziel sicher nicht gekommen, wenn nicht auch die Stadtverwaltung und vor allem die Krankenhausdirektion uns so freundlich und verständnisvoll entgegengekommen wären. Die Stadt Darmstadt hat bei den Vertragsverhandlungen großes Entgegenkommen gezeigt, und sie hat insbesondere für die Wohn- und Schlafräume der Schwestern, deren Zahl gegen früher wesentlich vergrößert werden musste, in freundlichster Weise gesorgt. Die Krankenhausdirektion und die Aerzteschaft, sowie die ganze Verwaltung des Krankenhauses haben unseren Schwestern das Einleben in die neuen Ver-

hältnisse in jeder Weise erleichtert. Besonderen Dank schulden wir Herrn Direktor Dr. Fischer, der auch für die weitere Ausgestaltung unseres Vereins uns die wertvollsten Winke gegeben hat, sowie den Herren Drs. Gros und Dieffenbach, welche den ärztlichen Unterricht erteilen.

Durch die Besetzung des Städtischen Krankenhauses in Darmstadt ist der Verein unversehens zu einer erstklassigen Ausbildungsstätte in der Krankenpflege gekommen. Das Haus bietet in allen Zweigen der Krankenpflege erwünschte Gelegenheit zur Ausbildung, denn es kommen alle Fälle darin zur Behandlung, die überhaupt denkbar sind, von der Kinder- und Wochenbettpflege bis zur Irrenpflege, Fälle aus dem Gebiete der Inneren Medizin ebenso wie aus dem Gebiete der Chirurgie, Infektionskrankheiten ebenso wie allerlei Unfälle. So dürfen wir hoffen, dass unsere Schwestern eine Ausbildung in der Krankenpflege erhalten, wie sie umfassender und zweckmäßiger überhaupt nicht denkbar ist.

Nach Besetzung des Darmstädter Krankenhauses waren einige Mitglieder des Vorstands der Ansicht, man solle nun Hamburg ganz aufgeben und alle Schülerinnen ausschließlich in Darmstadt ausbilden lassen. Das hätte auch, zumal für das erste Jahr, unsere Sorgen entschieden erleichtert. Schließlich aber drang doch die Meinung durch, Hamburg nicht aufzugeben, zunächst weil man es nicht für gut hielt, wenn ein Verein wie der unsrige allein auf ein einziges Krankenhaus für die Ausbildung seiner Schwestern angewiesen sei, dann aber auch, weil man glaubte, man dürfe aus Gründen der Pietät nicht ohne zwingende Not mit der ersten Ausbildungsstätte unseres Vereins die Beziehungen lösen. Zumal die Aerzteschaft des Hamburger Freimaurerkrankenhauses, an ihrer Spitze Herr

Dr. Grisson, habe ein Recht auf unsere dauernde Dankbarkeit.

Aus diesen Erwägungen heraus ist denn auch die Entscheidung gefallen, als das Hamburger Krankenhaus aus dem Frauendienstjahrverband austrat und den Wunsch aussprach, mit dem Hessischen Diakonieverein in ein neues Vertragsverhältnis zu treten. Der Vorstand hat diesem Wunsch unter völliger Lösung seines Verhältnisses zum Frauendienstjahrverband und zu Herrn Prof. D. Zimmer entsprochen. Mit Wirkung vom 1. Januar 1908 haben wir über die Besetzung des Hamburger Freimaurerkrankenhauses mit Schwestern und Schülerinnen des Hessischen Diakonievereins einen Vertrag abgeschlossen, auf Grund dessen allmählich die ganze Schwesternschaft daselbst an den Hessischen Diakonieverein übergeht. Wir hoffen, dass auch diese Verbindung zum Segen nicht bloß unseres Vereins sondern auch des von uns bedienten Krankenhauses sich gestaltet und haben auch hier aufs Wärmste anzuerkennen, wie viel Entgegenkommen wir bei dem Vertragsabschluß mit Hamburg gefunden haben.

Hauptsächlich über den Verhandlungen mit Hamburg, aber nicht allein über diesen, haben sich unsere Beziehungen zu Herrn Professor D. Zimmer gelöst.

Wir sind ihm, dem verdienstvollen Vorkämpfer und Pfadfinder auf dem Gebiet der weiblichen Diakonie, dauernd zu großem Dank verpflichtet. Er hat in Bezug auf die Anfänge unserer Schwesternausbildung in der Krankenpflege durch seine Schriften entscheidend und richtunggebend eingegriffen. Er hat uns auch persönlich manchen guten Rat gegeben aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung, aber schließlich haben die in unserem Verein geborenen eigenen Ideen über den Diakonieberuf in der evangelischen Kirche,

insbesondere seine landeskirchliche Art und Abzweckung dem Ganzen unserer Arbeit einen anderen Weg gewiesen als die von Zimmer für einen Ausschnitt der Arbeit übernommenen Formen.

Das wird am deutlichsten und augenfälligsten in Erscheinung treten, wenn erst einmal auch der äußere Rahmen unserer Arbeit vollständig ist, d. h. wenn unser Gemeindepflegeseminar eröffnet ist und seine Aufgabe erfüllt.

Dieses Gemeindepflegeseminar soll uns recht eigentlich erst das bringen, was wir an der ganzen seitherigen Vorbildung der Schwestern, zumal derer, die in den Gemeindedienst treten, vermissen.

Eine Gemeindegeweschwester braucht selbstverständlich eine gründliche und allseitige Ausbildung in der Krankenpflege. Diese muss gleichsam das Rückgrat für die gesamte Tätigkeit der Schwester bilden. So weit sind wir mit allen bestehenden Schwesternorganisationen einig. Aber wir sagen weiter: die Gemeindegeweschwester braucht mehr als nur solche Ausbildung. Denn ihr Beruf ist ein viel umfassenderer und größerer als dass er sich in der Krankenpflege erschöpfen dürfte. Es gibt in unseren Gemeinden reichliche, große, ganz dringliche und unumgängliche Arbeiten, welche ihre Lösung gerade von der Gemeindegeweschwester erwarten, und die der größte Teil der Gemeindegeweschwester zur Zeit noch nicht einmal im vollen Umfang sieht, geschweige denn löst.

Wir fragen: sind denn nur die an akuten Krankheiten Leidenden in unseren Gemeinden hilfs-, pflege- und erziehungsbedürftig? Wer nimmt sich von Seiten der Frauenwelt der nervösen Frauen an, welche, ohne direkt als Kranke zu gelten, doch in vielen kleinen Haushaltungen in Stadt und Land, unter Vornehm und Gering einen Kampf mit ihren Nerven, mit der Sorge, mit den Widerwärtig-

keiten und Grausamkeiten des Lebens kämpfen, von dem ja freilich die Außenwelt nicht immer viel erfährt, wenn es nicht gerade zu Katastrophen führt, der aber eine solche Summe von Herzleid in sich birgt, dass niemand daran vorüber gehen kann, der ihn erst einmal geschaut hat. Ferner: da sind die vielen Einsamen, Unverstandenen, Uebersehenen unter den Witwen, die ohne krank zu sein, doch der Pflege bedürfen. Wohl haben sie den Pfarrer und den Arzt, aber Arzt und Pfarrer kommen und gehen. Diese Frauen aber brauchten jemand, der auch einmal Zeit hat zum Bleiben, der auch für solche Leute nicht bloß Rat erteilen sondern auch pflegen kann. Noch ganze Gebiete der Volkspflege harren der Bebauung. Ich nenne als Beispiel nur die Ueberführung der sozialen Fürsorgegesetzgebung, in welcher doch der geniale Schöpfer derselben, Fürst Bismarck, ein Stück praktischen Christentums gesehen hat, in das Volksbewusstsein. Wie viel Gutes für das materielle und ideale Wohl, das in dieser Gesetzgebung für unser Volk steckt, bleibt ungenützt, weil die geeigneten Organe fehlen, das Vorhandene zu verwerten. Gerade aber unter der Frauenwelt fehlt es an geeigneter sachverständiger Beratung.

Und nun will man angesichts der hier vorliegenden Aufgaben noch immer Gemeindegeweschwester hinaus schicken, welche für weite Ausschnitte ihrer späteren Wirksamkeit nicht oder fast nicht vorgebildet sind? Wo tut man dies bei irgend einem anderen Stand oder Beruf? Haben wir hier nicht noch einen Rest von Geringschätzung vor uns, mit der man noch immer weibliche Tätigkeit in dem Gemeinwesen betrachtet? Wir müssen lernen, größer zu denken von der Tätigkeit der Frau in einem Gemeinwesen, sie höher zu bewerten und eben deshalb auch ihr eine bessere Vorbildung zu gewähren, denn gerade in dem

Maße von Vorbildung, das man für einen Beruf verlangt, kommt die Wertung des Berufs selbst zum deutlichsten Ausdruck.

Wir müssen auch lernen, tiefer zu denken, von dem Beruf der Gemeindegeschwester und uns einmal ernsthaft den ersten Begriff ansehen, der in der Zusammensetzung: Gemeindegeschwester steckt. Wir nennen sie doch mit Absicht Gemeinde- und nicht Krankenschwester! Bezeichnet denn das Wort „Gemeinde“ nur den Ort, an dem die Schwester wirkt? Oder bezeichnet es nur äußerlich den Arbeitgeber? Ich denke: es bedeutet auf dem Boden der evangelischen Kirche weit mehr. Die Gemeinde ist die Form, in welcher die christliche Kirche wirklich wird. Dann aber ist das nicht mehr die Frage, ob sie Liebestätigkeit an den Pflegebedürftigen ihrer Frauenwelt üben will oder nicht. Dann muss sie das tun, wenn sie als Trägerin des Geistes Christi ernst genommen sein will. Auch von hier aus erscheint der Ruf nach richtig vorgebildeten Gemeindegeschwestern als eine Forderung des praktischen Christentums.

Es kommen aber noch eine Reihe rein praktischer Erwägungen hinzu, welche eine sehr gründliche und nicht bloß gelegentliche oder kurze dilettantenhafte Ausbildung gerade für den Gemeindedienst fordern.

Ist es der Beruf der Gemeindegeschwester, in den Häusern und Familien der Gemeindeglieder ihre Tätigkeit zu entfalten, so bedeutet das ein ungeheuer großes Vorrecht, das man ihr einräumt. Durch ihren Beruf erlangt die Gemeindegeschwester Kenntnis von den intimsten und einschneidendsten Vorgängen der Familie, oft eine viel intimere Kenntnis als selbst der Arzt oder der Pfarrer, weil eben die Schwester länger im Hause verweilt und sich in der Regel die Herzen erst bei längerem Verweilen erschließen.

Wenn wir uns das vergegenwärtigen, ist es dann noch nötig, zu sagen: hier liegen für die Schwester, die es mit ihrem Berufe ernst nimmt, so viel Schwierigkeiten, so viel Versuchen, so viel Verantwortung, dass es ganz ausgeschlossen sein sollte, jemand unvorbereitet in sie hineingehen zu lassen. Wo das aber trotzdem geschieht, liegen die unheilvollen Folgen zu Tage.

Diesen wollen wir vorbeugen. Andere Organisationen wollen das natürlich auch. Aber sie verbinden entweder die Ausbildung für die erzieherische Seite des Diakonieamtes mit der Ausbildung in der Krankenpflege oder sie legen kurze Kurse vor oder mitten in die andere Ausbildung als zeitweilige Unterbrechung hinein. Diese Art der Ausbildung scheint uns aber der Wichtigkeit und dem Ernst der Sache in keiner Weise zu entsprechen. Wir halten dazu allermindestens eine Ausbildungszeit von einem Jahr für notwendig. Während ihrer Ausbildung in der Krankenpflege steht die Schwester wesentlich unter der Erziehung durch den Arzt. Da soll sie sich in die theoretischen und praktischen Anforderungen der Krankenpflege vertiefen und nicht durch anderen Unterricht abgelenkt oder überanstrengt werden. Gewinn für die eigene Persönlichkeit wird auch aus solcher Vertiefung reichlich herauspringen. Ist aber die Ausbildung in der Krankenpflege so weit vollendet, dass die Schwester das staatlich vorgeschriebene Examen abzulegen im Stande ist, dann soll sie sich unter der Leitung anderer Persönlichkeiten vertiefen in den ganzen Umkreis ihrer künftigen Aufgabe. Da soll sie selbst zu einer Persönlichkeit heranreifen, die als Gehilfin von Arzt und Pfarrer in einer Gemeinde erzieherisch wirken kann. Sie soll weder den Arzt noch den Pfarrer ersetzen. Erst recht nicht in deren Amt übergreifen. Sie soll weder medizinieren noch theologisieren.

Gerade die Gründlichkeit ihrer Ausbildung wird durch derartige Gelüste der beste Schutz sein. Wirkliche Bildung macht auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit bescheiden. Nur die Halbbildung und die Unbildung machen stolz und veranlassen zu Uebergriffen in dem Pflichtenkreis anderer Menschen.

Damit glaube ich die Notwendigkeit unseres Gemeindepflegeseminars neben dem Diakonieseminar für Krankenpflege und neben dem Kinderpflegerinnenseminar nachgewiesen zu haben. Die Eröffnung und Ausgestaltung desselben bildet eine der wesentlichsten und schwierigsten Aufgaben des nächsten Vereinsjahres. Darüber wird also auch der nächste Jahresbericht zu berichten haben. Von unseren Mitgliedern selbst aber und der uns aus dem Land entgeengebrachten Opferwilligkeit wird Zeit und Umfang der Eröffnung des Gemeindepflegeseminars abhängen. Geben uns unsere Mitglieder die Mittel, welche für die Eröffnung des Gemeindepflegeseminars notwendig sind, dann werden wir dasselbe unbedingt eröffnen. Die übrigen Voraussetzungen sind dafür erfüllt. Was in der nächsten Zeit zu lösen ist, ist eine reine Finanzfrage.

Damit komme ich nun zu den Finanzangelegenheiten unseres Vereins überhaupt. Unsere Ausgaben sind dreierlei Art: Gehälter und Sicherstellung der Schwestern, Kosten der Ausbildungsanstalten für die Schwestern, Verwaltungs- und Organisationskosten.

Unsere Schwestern sollen Gehalte beziehen, nicht ein Taschengeld, wie man es der Haustochter gibt, sondern Gehalt, wie es auch sonst die in einem öffentlichen Amt stehende Beamtin bezieht. Dieser Grundsatz bedeutet keinen Verzicht darauf, dass die Diakonieschwester ihren Dienst als einen Gottesdienst betrachtet. Auch der Pfarrer, auch der Lehrer, auch der Staatsbeamte be-

zieht Gehalt, und doch hat er, wenn er seinen Beruf recht auffasst, das Gefühl, in seinem Beruf Gott zu dienen. Ihre besondere religiöse Gebundenheit bewähren alle Menschen in der Selbstlosigkeit, Gewissenhaftigkeit und Treue, mit der sie ihren Beruf ausführen. So und nicht anders soll es auch bei der Schwester sein. Unsere Gehalte beginnen mit dem Hilfsschwesterengehalt von 360 Mk. jährlich neben vollständig freier Station (einschl. Wäsche). Für die ausgebildete Vereinsschwester ist ein Steigen im Gehalt bis zu 625 Mk. vorgesehen. Schwestern in leitender Stellung oder an besonders verantwortlichen Posten oder solche, deren Beruf besondere Vorkenntnisse erfordert, steigen selbstverständlich höher. Wir freuen uns konstatieren zu können, dass wir bis jetzt bei unseren Arbeitgebern für diese Gehalte Verständnis und Bereitwilligkeit gefunden haben. Eben deshalb hat auch die Beschaffung der Mittel für die Schwesterngehälter noch keine Schwierigkeit gemacht. Die Gehälter werden eben naturgemäß von den Stationen bezahlt. Schon anders ist es mit den Versicherungen. Wir haben zwar von dem Zehlendorfer Diakonieverein den Grundsatz übernommen, dass die Bezahlung der Versicherungsprämie Sache der mit Gehalt angestellten Schwester selbst ist. Aber wir sehen ein, dass für die Zeiten, in denen die Schwester noch keinen oder vorübergehend keinen Gehalt bezieht, der Verein helfend eintreten muss.

Stellt man schon diese Ausgabe für die Schwestern, die nicht auf die Stationen abgewälzt werden kann, Anforderungen an die Vereinskasse, so wesentlich mehr die Ausbildungsanstalten für unseren Verein. Zwar die Diakonieseminarien in den beiden Krankenhäusern müssen wir dabei ausnehmen. Die tragen sich selbst, und auch die von uns für die Schwestern gezahlten Versicherungsbei-

träge sind nicht so hoch, dass sie einen Zuschuß aus der Vereinskasse erfordern.

Schon anders steht es mit dem Kindergärtnerinnenseminar. Wäre unser Kindergärtnerinnenseminar reines Kindergärtnerinnenseminar, und nichts anderes, dann müsste es sich nicht bloß selbst tragen, sondern es müsste sogar noch einen kleinen Ueberschuß abwerfen, wie dies andere Kinderpflegerinnenseminarien auch tun. Voraussetzung dafür ist einzig und allein, dass wir in dieses Seminar, das unserem Verein Ausgaben für Miete, Gehalte, Lehrmittel und Haushaltung auferlegt, nur zahlende Schülerinnen aufnehmen. Es muss auch unser Ziel sein, mit dem Seminar so weit zu kommen. Nur wenn dieser Zustand erreicht ist, entspricht darin die Leistung unseres Vereins der Gegenleistung der Schülerinnen. Nun aber ist die Einsicht hierin leider im großen Publikum und selbst unter unseren eigenen Mitgliedern zur Zeit noch vollständig verdeckt gerade durch die Stellung des Kinderpflegerinnenseminars zu unserem Verein. Man hält es in weiten Kreisen für ebenso selbstverständlich, dass die Ausbildung der künftigen Schwestern unentgeltlich erfolge, wie das andere, dass die Schwester unentgeltlich diene. Man nimmt, ohne weiter über die Sache nachzudenken, auch ohne zu überlegen, wo denn eigentlich das Geld herkommen soll, das ganze Schwesternleben: Ausbildung, Beruf, Arbeit usw. vollständig aus dem Rahmen des Erwerbslebens heraus, das man als „weltlich“, d. h. als „minderwertig“ bezeichnet und schafft dafür neben dem weltlichen ein geistliches Gebiet, in welchem Gelderwerben, Sparen und Verbrauchen überwundene Dinge sind. Das aber muss anders werden, wenn anders wir recht evangelisch und nicht mittelalterlich denken wollen. Die Eltern künftiger Schwestern, diese selbst und alle, die sich für den Schwesternberuf

interessieren, müssen es lernen, den Schwesternberuf einzuordnen in das allgemeine Berufsleben mit all den Folgerungen, die sich daraus ergeben. Ohne dass diese Einsicht aufkommt, halte ich ein rechtes Aufblühen des Schwesternberufs auf dem Boden der evangelischen Weltanschauung für ausgeschlossen. Bis jetzt machen uns die ständigen Gesuche um unentgeltliche Aufnahmen in das Kinderpflegerinnenseminar die größten Schwierigkeiten.

Wie sich die Kosten der Ausbildung in dem Gemeindepflegeseminar stellen, läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen.

Zunächst dreht es sich um die Kosten, die die Beschaffung der geeigneten Unterkunfts- und Unterrichtsräume verursacht. Ob wir diese Räume mieten oder bauen, bleibt sich dabei ganz gleich. Wir brauchen die Räume, und sie belasten unsere Jahresrechnung mit einer Mindestausgabe von 1400 Mark. Dazu die Unterhaltung für vorläufig sechs Schwestern, die Leiterin und das Personal, gerechnet auf die Person täglich 2 Mark, ergibt täglich etwa 18 Mark, jährlich rund 6000 Mark. Ehe wir für diese Summe entsprechende Deckung haben, kann an Ausführung des Gemeindepflegeseminars nicht gedacht werden. Bis dahin können wir nur treiben, was wir haben: nämlich Kinderpflegerinnen- und Krankenpflegerinnenseminar. Dafür reichen die bisherigen Mittel aus. Das mögen unsere Mitglieder vor allem bedenken, wenn sie auf Sendung von Schwestern in ihre Gemeinden dringen. Es laufen fortgesetzt Gesuche um Gemeindegewinnen bei uns ein. Die Nachfrage nach solchen ist bereits viel größer, als wir vor zwei Jahren ahnten. Eben deshalb haben wir auch das gute Zutrauen zu unseren Mitgliedern, dass sie eine frische energische Inangriffnahme der Gemeindepflegeausbildung wünschen. Dann müssen sie aber die

eben genannte Summe von 6000 Mark Jahresausgabe auf die eigenen Schultern nehmen. dass dies möglich ist, ist zweifellos. Wir haben jetzt 810 Mitglieder. Sollten die nicht eine Jahresausgabe von 6000 Mark tragen können? Es braucht nur einfach jedes Mitglied sich vorzunehmen, aus seinem engsten Kreis durchschnittlich jährlich 8 Mark dafür aufzubringen. Oder anders angesehen: Unsere Jahreseinnahme aus Mitgliederbeiträgen beträgt zur Zeit rund 4000 Mark. Dabei sind die Mehrzahl kleine Beträge von 1, 2, 3 Mark. Gerade diese Beiträge sind mit Leichtigkeit nicht nur zu verdoppeln sondern zu verdreifachen, wenn erst einmal die Ueberzeugung von der Notwendigkeit durchgedrungen ist. Wir halten aber auch noch einen anderen Weg für gangbar zur Beschaffung der uns nötigen Mittel. Das ist die wesentliche Erweiterung unseres Mitgliederkreises. 800 Mitglieder bei einer evangelischen Bevölkerung von 803 195 Seelen!, also 1 Mitglied auf tausend Seelen! Sollte sich dieses Verhältnis nicht noch sehr erheblich zu unseren Gunsten ändern lassen?

Was wir brauchen, ist nur eins: Begeisterung und Glauben an unsere gute herrliche Sache. Wenn der Glaube rechtschaffen ist, dann wirkt er anhaltende ausdauernde Geduld, die festbleibt bis ans Ende.

Diese Begeisterung zu wecken und zu stärken, lassen Sie uns noch einen Blick werfen auf unsere Schwestern, die entschlossen sind, das zu ihrem Lebensberuf zu machen, was wir als Aufgabe der Frauenwelt in unseren evangelischen Gemeinden erkannt haben. dass auch da mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden waren, die der Fernerstehende kaum ahnt, das wird jedem einleuchten, der einmal darüber nachdenkt, wie aus dreißig und mehr Frauen, die sich vorher nie gesehen, eine Schwesternschaft werden mag.

Aber, verglichen mit den Anfängen anderer neuer Organisationen, ist es auch da bei uns überraschend gut gegangen. Mit zwei Schülerinnen haben wir am 1. Oktober 1906 zaghaft den Plan betreten, und heute zählt der Hessische Diakonieverein siebenundzwanzig eigene in der Krankenpflege-Arbeit des Vereins stehende Schwestern. Von diesen Schwestern sind 23 im Städt. Krankenhaus in Darmstadt tätig und 4 im Freimaurerkrankenhaus in Hamburg. Schülerinnenmeldungen haben wir bis jetzt im ganzen 37. Von diesen Schülerinnen sind 6 bis jetzt noch nicht eingetreten, weil sie erst noch andere Verpflichtungen zu erfüllen hatten. Der Eintritt derselben steht also noch aus. 4 Anmeldungen kamen von jungen Damen, welche nicht die Absicht hatten, Berufspflegerinnen zu werden, die Krankenpflege also nur zu ihrer eigenen Ausbildung erlernen wollten. Gerade von diesen sind zwei nach einiger Zeit wieder ausgetreten, zwei andere Schülerinnen sind wieder ausgetreten, weil sie bei näherem Zusehen doch nicht den Anstrengungen des Berufs gewachsen waren. Bei drei Schwestern, welche gegenwärtig als Schülerinnen bei uns arbeiten, steht die definitive Entscheidung, ob sie als Berufspflegerinnen sich ganz unserm Verein angliedern noch aus. Wir drängen natürlich nicht. Von solchen ausgebildeten Schwestern, die ursprünglich nur als Aushilfen auf ein Jahr engagiert waren, haben zwei den definitiven Anschluß an unseren Verein vollzogen, bei anderen steht die Entscheidung noch aus. Jedenfalls aber verfügt der Verein, der vor 1,5 Jahren zaghaft die ersten beiden Schülerinnen nach Hamburg geschickt hat, jetzt über einen Grundstock von 27 eigenen Schwestern. Darauf dürfen wir stolz sein, denn in diesen Schwestern liegt in erster Linie die Zukunft unseres ganzen Werkes.

Nicht in Betracht gezogen sind bei der vorgetragenen Zusammenstellung die Schülerinnen des Kinderpflegerinnenseminars. Hier war der Zugang folgender: Elf Schülerinnen sind im Lauf des Jahres eingetreten. Von diesen sind im Lauf des Jahres teils durch Krankheit teils durch andere Gründe veranlasst, drei wieder ausgetreten. Von den verbleibenden 8 Schülerinnen werden jetzt in diesen Tagen 3 ihr Examen als Kindergärtnerinnen machen. Die übrigen 5 werden das Seminar weiterbesuchen. Von den 3 zum Examen kommenden werden voraussichtlich 2 in das Krankenpflegeseminar übergehen, so dass dann zu den vorhin genannten Anmeldungen noch zwei hinzuzurechnen sind. Zu den 5 verbleibenden Schülerinnen des Kinderpflegeseminars sind bereits für das nächste Schuljahr 4 neue Schülerinnen aufgenommen. Auch hierunter sind wieder solche, welche durchaus die Absicht haben, später in die

Kranken- und Gemeindepflege überzugehen.

Es geht aus dieser Zusammenstellung hervor, dass unser Verein bereits eine stattliche Anzahl Frauen willig gemacht hat, in den Dienst der Diakonie an unseren Krankenhäusern und Gemeinden einzutreten. Viele haben dazu mitgeholfen, dieses Resultat zu erreichen. Neben unseren Schwestern, die in ihren Bekanntenkreisen weitergeworben haben, neben vielen Mitgliedern, besonders den Geistlichen, die uns wohlwollend gegenüberstehen, wenn sie auch selbst nicht oder noch nicht Mitglieder sind, nennen wir vor allem auch das Frauenkomitee, das dem Vorstand helfend und ratend zur Seite stand. Wir sind allen, den Genannten und den Ungenannten, von Herzen für ihre Mitarbeit dankbar.

Großes ist geleistet. Großes ist zu leisten. Dass wirs aus eigener Kraft nicht leisten können, das wissen wir. So bitten wir: hilf Du uns, Herr, und lass es gelingen!

Rheinisch-Westfälischer Diakonieverein

Historisches Dokument 1909

Der „Rheinisch-Westfälische Diakonieverein für evangelisch-kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege“ will geeignete Hilfskräfte – Diakonieschwestern und Diakonen – für den Dienst in Kirchengemeinden und Anstalten *unentgeltlich* ausbilden und späterhin die Anstellung dieser Hilfskräfte vermitteln.

Die Diakonieschwestern sollen nicht ausschließlich Krankenpflegerinnen sein, sondern sowohl für die Krankenpflege als auch vor allem für die Gemeindepflege eine gründliche Vorbildung erhalten. Der Kursus in der Krankenpflege, der mit dem vom Minister geforderten Examen abschließt, erfolgt in einem Krankenhause, die Ausbildung für die Gemeindepflege im Volkspflegeseminar in Dieringhausen (Bez. Köln). Hier wird den Schwestern, die höhere Allgemeinbildung besitzen müssen, Folgendes geboten: Vertiefung in der christlichen Lebensauffassung durch gründliche Einführung in den religiös-sittlichen Inhalt der heiligen Schrift und durch eingehende, von evangelischer Weitherzigkeit, wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit und geschichtlichem Verständnis getragene Besprechungen der religiösen Zeitfragen, Geschichte der christlichen und humanitären Liebestätigkeit, praktische und theoretische Einführung in die Gemeindepflege, Erziehungslehre, praktische und theoretische Einführung in die Arbeit des Kindergartens, in Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Armenpflege, Fürsorgeerziehungs- und Arbeiterschutz- Gesetze, Buchführung, Gesundheitslehre, Volksküche, Zubereitung von Krankenkost und Unterweisung in einfachen Handarbeiten.

Das Seminar steht in engster Verbindung mit den in Dieringhausen unterhaltenen Heimen für Fabrikarbeiterinnen, so dass die Lernschwestern in der täglichen häuslichen Beaufsichtigung und Anleitung der Fabrikarbeiterinnen ein tieferes soziales Verständnis gewinnen können. Die ausgebildeten Schwestern bleiben im Verbands des Vereins, sind aber berechtigt, sich nach Ablauf von drei Jahren nach vollendeter Ausbildung selbständig ihre Arbeitsfelder zu erwählen. Sie werden dann Beamtinnen der Gemeinde usw., sind an ihr Gewissen und an ihre vertragsmäßigen Verpflichtungen gebunden, im übrigen aber unabhängig von persönlichem Wohl- und Misswollen Einzelner, eine Unabhängigkeit, die sonst so manches arbeitsfreudige Mädchen in häuslicher Stellung schmerzlich entbehren muss. – Die Ausbildung in der Krankenpflege erfolgt in der Chirurgischen Universitätsklinik in Bonn.

Die Ausbildung der Brüder, für die gute Volksschulbildung vorausgesetzt wird, erfolgt in Wolf an der Mosel in der dem dortigen Waisenheim angegliederten Diakonenschule. Hier umfasst die Ausbildung in einem dreijährigen Kursus: praktische Anleitung in Beaufsichtigung und Erziehung der Knaben, in Handfertigungsunterricht, Turnspielen, Musik, Stenographie, Bürowesen, Aktenbehandlung, Listenführung, Kassenverwaltung, Rechnungswesen, Korrespondenz, Bibliotheksverwaltung, Gemeindepflege, Krankenpflege; theoretischen Unterricht in den Grundlagen der Allgemeinbildung (Literatur) unter Wahrung der protestantischen Gewissensfreiheit, gründliche Durchbildung in der christlichen Lebensauffassung durch Einführung in den religiös-sittlichen Inhalt der heiligen Schrift und durch eingehende, von evangelischer Weitherzigkeit, Wahrhaftigkeit und geschichtlichem Verständnis getragene Besprechungen

der modernen religiösen Zeitfragen, durch Einführung in die Geschichte der evangelischen Kirche sowie der christlichen und humanitären Liebestätigkeit, in Erziehungslehre, Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Armenpflege, Fürsorgeerziehungs- und Arbeitsschutzgesetze etc.

Die *Brüder* sollen ebenso wie die Diakonieschwestern befähigt werden, den modernen Anforderungen für den Gemeindedienst zu entsprechen. Sie sollen ihre Arbeitsgebiete finden als Gemeindeglieder, Jugendpfleger, Rechner, Leiter eines kleinen Gemeindeamtes, Küster, Erziehungsgehilfen, Waisenhaus- und Rettungshausväter und dergleichen.

Der Kursus in Wolf hat mit 8 Brüdern begonnen. Im Dieringhauser Seminar befinden sich 4 Schwestern in der Ausbildung; hier sind noch 4-6 Plätze frei. Ueber 10 soll die jährliche Zahl nicht steigen, damit die Gründlichkeit und das Verantwortungsgefühl in der praktischen Arbeit in den Fabrikmädchenheimen nicht leidet. Die freien Plätze möchten wir aber recht bald besetzen können. Gebildete ernstgesinnte *Mädchen*, vor allem auch solche, die als „Stützen“ ein wechselvolles Dasein zu führen gezwungen sind und keiner sicheren Zukunft entgegensehen können, möge man auf den Diakonieverein aufmerksam machen. Invaliditäts- und Altersrente ist vorgesehen.

Die ziemlich beträchtlichen Kosten für die Ausbildung der Brüder und Schwestern sind für das erste Jahr vollständig, für das zweite und dritte Jahr zum überwiegend größten Teil von Freunden der Sache bereits zur Verfügung gestellt.

Anfragen sind unter Beifügung des Rückportos zu richten an den Vorsitzenden Pfarrer Heim in Lennep, Alleestraße

Hessischer Diakonieverein (Historisches Dokument 1909)

Der „Hessische Diakonieverein“ ist am 13. Juni 1906 gegründet worden und verfolgt den Zweck, die Ausübung der Diakonie durch Frauen in der evangelischen Kirche zu fördern und die berufliche weibliche Diakonie zu einem unentbehrlichen Amt in der Kirche auszugestalten. Diesen Zweck sucht der Verein zu erreichen durch; a. Ausbildung, b. Anstellung, c. finanzielle Sicherstellung von Berufspflegerinnen für Gemeinden und Krankenhäuser. Er gewährt schwesternschaftliche Erziehung und schwesternschaftliches Gemeinschaftsleben, sowie genossenschaftlichen Rückhalt. Den Diakonieberuf sucht er auf der Grundlage evangelischer Auffassung des Berufslebens auszubauen und zu organisieren zu einem gemeinnützigen Amt, das alle Gaben und Kräfte der weiblichen Eigenart entwickelt und in den Dienst der evangelischen Kirche an unserem Volk stellt. Wahlspruch des Vereins ist: 1.Kor.12, 4-6.

Der Verein ist eine Frucht Sulzescher Gedanken von der Belebung unserer evangelischen Kirchengemeinden, mit welchen sich die Gedanken von der Schaffung eines Frauenamtes in der Kirche, wie sie in der Christlichen Welt diskutiert wurden, verbanden. Als Gründung der „Freien landeskirchlichen Vereinigung für das Großherzogtum Hessen“ hat er sich mit seiner Bitte um Mitarbeit in erster Linie an die Kreise gewandt, die bis dahin der weiblichen Diakonie noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Er schließt aber von der Beteiligung an seiner Arbeit grundsätzlich seine Richtung in der Landeskirche aus.

Seine praktische Tätigkeit hat er angefangen mit Ausbildung von Schülerinnen im Freimaurerkrankenhaus in Hamburg, dem er seit 1. Januar 1908 selbständig auch die Stations-

schwwestern stellt. Seit 1. Juli 1907 hat er auch das Städtische Krankenhaus in Darmstadt besetzt und zu einem Diakonieseminar für Krankenpflege nach Zimmerscher Art eingerichtet. Für die Mädchen, die ohne höhere Allgemeinbildung sich zum Schwesternberuf melden, hat er als Vorschule ein Fröbelsches Kinderpflegerinnenseminar in Darmstadt eingerichtet. In aller Kürze (gleich nach Ostern 1909) wird er in Darmstadt unter Leitung von Helene von Dungern ein Gemeindepflegeseminar eröffnen, mit dem er neue Wege betritt, indem er die Schwestern, welche in der Krankenpflege ihr staatliches Examen bestanden haben, noch ein volles Jahr theoretisch und praktisch für Gemeindepflege vorbildet. Wie der Verein speziell den Schwesternberuf und die Schwesternausbildung auffasst, ist jüngst von dem Vorsitzenden in einem Referat ausführlich dargelegt worden. (Das Referat ist gedruckt und unentgeltlich von dem Sekretariat des Vereins in Heppenheim, Bergstr., zu beziehen.) Es stimmt vollständig mit dem überein, was die Christliche Welt von Anfang an als das Ziel ihrer Arbeit ins Auge gefasst hat: Aufbau christlich-evangelischen Gemeindelebens im Sinn der Grundgedanken Luthers. Jeder Rückfall in mittelalterlich-katholisches Wesen in der Auffassung des Schwesternberufs wird grundsätzlich abgelehnt, jeder Fortschritt zum evangelischen Lebensideal hin wird begrüßt.

In der gebildeten Frauenwelt hat der junge Verein bereits ein beachtenswertes Echo gefunden. Zur Zeit stehen schon 60 Schwestern in seiner Arbeit.

Schwierigkeiten verursacht die Finanzierung des Gemeindepflegeseminars. Hausmiete, Hauseinrichtung, Haushalt, Unterricht usw. usw. verursachen beträchtliche Kosten, ohne dass für die Zeit, in der noch keine Gemeindepflege geleistet werden kann, den

notwendigen Ausgaben entsprechende Einnahmen gegenüberstehen. Doch wird der Verein darum nicht von seinem Ideal einer intensiven und gründlichen planmäßigen Ausbildung für Gemeindepflege abgehen. Er will keine bloße Krankenpflegeorganisation sein. Wollte er das, dann wären seine finanziellen Sorgen mit einem Schlag behoben, denn Krankenpflege in Krankenhäusern, die von Kommunen oder aus Staatsmitteln unterhalten werden, bringt auch für eine Organisation Geld ein. Die Gemeindepflege, zumal die Vorbildung dafür, bringt Nichts oder wenigstens für die Organisation, fast Nichts. Sie ist deshalb nur zu leisten, wenn ein größerer Kreis von Menschen daintersteht, der sie tragen hilft. Was der Gemeinde als solcher zu gut kommt, muss auch von der Gemeinde getragen werden. Aber zunächst muss man dem Unternehmen in den Sattel helfen. Den in der Gemeindepflege tätigen oder in der Ausbildung hierfür begriffenen Schwestern kann die Unterhaltung ihrer Ausbildungs-Anstalten ebenso wenig zugemutet werden wie den Theologiestudierenden die Unterhaltung der theologischen Fakultäten.

Und doch wird Niemand, der von sachgemäßer Gemeindepflege und ihren Schwierigkeiten eine Ahnung hat, die besondere Fachausbildung vermissen wollen. Er würde damit, wie es ja allerdings leider vielfach geschieht, Gemeinden und Schwestern dem Improvisieren und Experimentieren und all den bedauerlichen Missgriffen, die damit verbunden sind, überliefern. Wir brauchen vorgebildete Hilfskräfte für unsere Gemeindegemeinschaft. Mit „wohltätigen Frauen“, die anschwärmen und angeschwärmt sein wollen, ist uns nicht gedient, und ebenso wenig mit Schwestern, die wohl Verbände machen und Kranke pflegen können, aber sofort in Verlegenheit kommen, wenn es gilt erzieherisch auf die Fa-

milien zu wirken und zum Verständnis der primitivsten Erfordernisse der Hygiene anzu-
leiten. Ueberhaupt mit Kräften, die nicht auch
neben der Krankenpflege die Erziehung des
weiblichen Teils der Gemeinde, zumal der
familienlosen heranwachsenden Jugend als
ihre Aufgabe betrachten, lässt sich kein wirk-
liches Gemeindeleben aufbauen. Nicht bloß
in den Städten ist Mangel an solchen Kräften
und zugleich Raum für solche, sondern auch
auf dem Lande, wo man jetzt bei uns in Hes-
sen von Seiten der Verwaltungsbehörden
ernsthaft daran gegangen ist, Gemeindever-
bände für die Zwecke der Landkrankenpflege
zu organisieren. Wie sehr aber auch auf dem
Lande Schwestern sowohl mit höherer Allge-
meinbildung wie mit besonderer Fachausbil-
dung für Gemeindepflege notwendig sind, ist
noch jüngst von einem hessischen Kreisrat aus
seiner Erfahrung heraus ausgesprochen wor-
den, der sagt: „Gerade auf dem Lande sind die
gebildeten und besten Kräfte am Platz.“

Gelingt die Arbeit in dem Gemeindepfleg-
seminar in Darmstadt, so ist damit ein Weg
geöffnet, auf dem sicher auch andere Landes-
kirchen nachfolgen werden, denn das Bedürf-
nis ist außerordentlich groß. Ob sie aber gel-
lingt, und in dem Sinn und Geist gelingt und
weitergeführt wird, in dem sie begonnen wur-

de, das wird zu einem guten Teil davon ab-
hängen, wie weit gerade die „Freunde der
Christlichen Welt“ in Hessen und dem übr-
igen Deutschland, zumal in Süddeutschland,
ihr Interesse an der Sache durch Zuweisung
geeigneter gebildeter jungen Damen und
auch durch Zuwendung oder Beschaffung
von Geldmitteln zum Unterhalt des Darm-
städter Gemeindepflegeseminars betätigen.
Oder sollte auch hier wieder sich bewahrhei-
ten, was jüngst im Aufruf für den Allgemeinen
Evangelisch-Protestantischen Missionsverein
gesagt worden ist: „Sollten wirklich die pietis-
tischen Kreise (ich für mein Teil denke hierbei
an die Gemeinschaftsschwesternhäuser in
Vandsburg und Marburg) den Ruhm behalten,
dass sie die Zeit besser verstehen als wir?“
Wenn unsere Freunde sich daran genügen
lassen, bei uns zu kritisieren, was menschlich
und verbesserungsbedürftig ist (wofür wir ih-
nen selbstverständlich nur dankbar sind!),
wenn sich unsere Freunde aber daran genü-
gen lassen, dann werden auch auf dem Ge-
biet der weiblichen Diakonie „die pietisti-
schen Kreise“ diesen Ruhm behalten – und
das von Rechts wegen. (Bergstr.) Guyot
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in
Marburg i.H. / Mitteilung „An die Freunde“
Nr.27, 8. Februar 1909

Über die Familie von Pfarrer Johannes Guyot

Bericht von Brigitte Köhler, Juli 2005



Johannes mit Eltern und Schwester Marie

Johannes Guyot wurde am 14. Juli 1861 als Sohn des reformierten Schullehrers Daniel Guyot in Heubach geboren, einem kleinen Dorf am nördlichen Rand des Odenwaldes, heute Stadtteil von Groß Umstadt. Er wuchs, geborgen in einer großen Familie, als jüngstes von elf Kindern auf.

Sein Vater Daniel Guyot (1810-1890) stammte aus der Waldenserkolonie Rohrbach-Wembach-Hahn und war (mit Ausnahme einer deutschen Urgroßmutter) rein französischer Abstammung. Sein Wesen und seine Herkunft, sein Ernst und seine Gottesfurcht prägten das Familienleben. Jean George Guyot, (1783-1855), der Großvater von Johannes, war der letzte Maitre d'Ecole in Rohrbach gewesen, er unterrichtete noch in französischer Sprache,

bis die großherzogliche Schulverwaltung 1820 die Benutzung der deutschen Sprache in Schule und Kirche anordnete. Daraufhin brach in der Kolonie ein Sturm der Empörung aus. In einem selbstbewussten Schreiben an die Landstände in Darmstadt verlangten die Kolonisten die Einhaltung ihrer Privilegien und damit auch die Benutzung der französischen Sprache, die ihnen heilig war. Aber die Zeiten hatten sich geändert, selbst der alte Pfarrer May in Rohrbach sprach damals schon viel besser Deutsch als Französisch, und seine Gemeindeglieder erst recht.

Die Gründer der Waldenser-Kolonie stammten alle aus Pragela (heute Prigelato, Provinz Turino), der am höchst gelegenen Gemeinde des Chisonetales, im östlichsten Teil der Dauphine. Pragela gehörte damals mit zu den zahlreichen Gemeinden im Umkreis der Stadt Briançon, die innerhalb des französischen Königreiches besondere Freiheitsrechte genossen. Die Bewohner des Brianconnais waren stolz, dank ihrer Privilegien freie Bürger zu sein (*libre, franc et bourgeois*), sie waren sehr selbstbewusst, gleichzeitig aber bedürfnislos, äußerst fleißig und tüchtig, offen und liebenswürdig, gelegentlich auch aufbrausend und ungestüm. Besonders ausgeprägt war bei ihnen der Sinn für Gerechtigkeit. Auf verblüffende Weise findet man viele dieser Eigenschaften auch heute noch bei ihren Nachkommen

Nachdem König Ludwig XVI von Frankreich 1685 die französisch-reformierte Kirche, zu der auch die Waldenser gehörten, in seinem Land verboten hatte, verließen Tausende von Waldensern die Heimat, 240 von ihnen wurden auf den landgräflichen Höfen in Rohrbach, Wembach und Hahn sesshaft. Dank der ihnen 1699 von Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt gewährten Privilegien konnten die Waldenser in Hessen mehr als 100 Jahre lang ihr Volkstum bewahren, Kirche und Schule auf

französisch-reformierte Weise ausüben und sich ihrer Herkunft gemäß (selon leurs anciennes coutumes) weitgehend selbst verwalten. Die Erinnerung an die ferne Heimat und an die Vorfahren, die nicht bereit gewesen waren, ihren Glauben und ihre Überzeugung aufzugeben, wurde in Rohrbach-Wembach-Hahn stets bewahrt. Einmal im Jahr am Johannistag (24. Juni) erinnerte man sich auf besondere Weise an die Gründung der Kolonie. Nach dem Gottesdienst am Morgen versammelten sich alle Einwohner auf dem Marktplatz in Rohrbach, die Schulkinder sangen und trugen Gedichte vor und einer der Kolonisten hielt eine Rede über das Schicksal der Vorfahren. Als der italienische Waldenser-Pfarrer Corrado Jalla 1929 deutsche Waldenserkolonien besuchte, war er beeindruckt, hier in der „fedelissima parrocchia Valdese di Pragelato“ noch die alten Sitten und Gebräuche zu finden, die in den italienischen Waldensergemeinden längst verloren gegangen waren

Nach altem Brauch kamen und kommen auch heute noch, am Johannistag Verwandte und Freunde von nah und fern nach Rohrbach, um an der Erinnerungsfeier teilzunehmen und anschließend ihre sesshaft gebliebenen Verwandten zu besuchen. So wird auch Johannes mit Vater und Geschwistern am Johannistag in Rohrbach gewesen sein. Über die Familien von Vater und Großvater hatte er dort zahlreiche Onkel und Tanten, Vettern und Cousinsen. Eine besonders enge Freundschaft verband ihn zeit seines Lebens mit Daniel Bonin, einem Vetter zweiten Grades, der als Sohn eines Bauern im selben Jahr wie Jean in Rohrbach geboren war und später als Historiker wichtige Dokumente zur Geschichte der Waldenser veröffentlichte.

Die Guyots in Rohrbach

Stammvater der Rohrbacher Guyots ist der

Schmiedemeister Daniel Guyot, der um 1700 in Rohrbach geboren wurde und später als „Sieur“ großes Ansehen genoss. Er bewohnte mit seiner großen Familie eines der wenigen zweistöckigen Häuser am Marktplatz (heute Daniel Boninstraße 14). Daniel's einziger Sohn Jean Daniel – neben 6 Töchtern – heiratete 1763 Marie Rambaud, die ebenfalls aus einer angesehenen Familie stammte – ihr Bruder war der langjährige Schultheiß Daniel Rambaud. Jean Daniel Guyot hatte drei Söhne, der älteste übernahm den Hof, der zweite wurde Schmiedemeister und Jean George, der jüngste (* 1783) schlug die Schulmeister-Laufbahn ein. Im Alter von 16 Jahren wurde er vom Consistoire der Kolonie als Lehrer der französischen Schule in Wembach eingesetzt, 1803 vertraute man ihm die französische Schule in Rohrbach an. Dort baute er sich eine eigene Hofreite, die auch als Schule diente; 1808 heiratete er Marguerite Jayme, deren Mutter Marguerite Minck aus Nieder-Modau stammte. Von 1810 an bekam das Lehrer-Ehepaar regelmäßig alle zwei Jahre ein Kind, 2 Mädchen und 2 Buben starben nur wenige Jahre alt, vier der Buben wurden Volksschullehrer, einen trieb die Unternehmungslust nach Amerika, wo er 1892 als Schneider in St. Louis gestorben ist, nur Jean Philippe (1814 – 1894), der als Kind die Treppe hinunter gestürzt und gehbehindert war, gründete eine Familie in Rohrbach und übte das Schumacher-Handwerk aus. Sein Haus in der Lichtenbergerstraße war am Johannistag Mittelpunkt der ganzen Familie.

Daniel Guyot

Daniel (* 1810), der älteste Sohn von Jean George, verließ mit 16 Jahren das Elternhaus, um in Heubach die Stelle eines Schulgehilfen anzunehmen. Gemäß der Familien-Überlieferung kam Daniel am 9.12.1826 in Heubach an „mit dem Anzug, den er auf dem Leibe trug

und einem Stock, den er im Walde geschnitten hatte, an dem ein großes zusammen geknotetes Taschentuch befestigt war, darin war sein ganzer Besitz, ein Hemd und ein paar wollene Strümpfe“.

Bevor das Lehrer-Seminar in Friedberg eingerichtet wurde, lernte ein Junge, der Lehrer werden wollte, seinen Beruf quasi wie ein Handwerk bei einem erfahrenen Lehrer. Bewarb er sich dann für eine frei gewordene Schulstelle, wurde er lediglich vom zuständigen Superintendenten in Darmstadt auf seine Eignung hin geprüft; das war schon im Alter von 16 Jahren möglich. Hatte sich der junge Mann dann als Schulgehilfe die notwendigen Kenntnisse angeeignet und pädagogische Fähigkeiten gezeigt, konnte er nach Erreichen des 20. Lebensjahres vor der hohen Schulbehörde die Definitorialprüfung ablegen. Als in Heubach eine Schulgehilfenstelle frei wurde, meldete sich Daniel Guyot und wurde auch „wegen seines gesetzten, moralischen Charakters, seiner Fähigkeiten und Kenntnisse“ angenommen. Er bekam das gleiche Gehalt wie sein Vorgänger Johannes Luft, jährlich 100 Gulden aus dem Groß Umstädter Kollekturfonds, 6 Malter Korn und 17 Gulden 30 Kreuzer aus der Gemeindekasse. Dafür musste er auch das Amt des Organisten und des Glöckners ausüben. Daniel war von zu Hause an Sparsamkeit und einfaches Leben gewöhnt, möglich, dass er von seinem Lohn sogar Eltern und Geschwistern noch etwas abgab, der Zusammenhalt innerhalb der Familien war bei den Waldensern besonders eng. 1830 legte Daniel seine Definitorialprüfung in Darmstadt ab, 1836 wurde er zum Lehrer der reformierten Schule in Heubach ernannt. Damit stand ihm eine Wohnung im Schulhaus zu, einem stattlichen Fachwerkbau am Marktplatz direkt neben der reformierten Kirche; sein Gehalt erhöhte sich auf 220 Gulden im Jahr. Nun konn-

te er daran denken, eine Familie zu gründen. Seine Auserwählte war Katharina Schimpf, eine Heubacher Bauerntochter. Sie starb 10 Tage nach der Geburt ihres ersten Kindes, aber das Kind, die Tochter Elisabeth, blieb am Leben und war sicher ein Grund für eine baldige zweite Heirat. Am 15. Oktober 1837 heiratete Daniel die 20jährige Eva Karn, ebenfalls aus Heubach; mit ihr hatte er fünf Söhne und fünf Töchter. Elf Kinder zu ernähren und zu tüchtigen Menschen zu erziehen, die sie alle geworden sind, war keine leichte Aufgabe. Sie verlangte Arbeit von früh bis spät und eine sehr einfache Lebensweise. Ohne die Erträge aus Garten und Feld konnte die Familie nicht auskommen. So war Daniel gleichzeitig Lehrer und Landwirt, und seine Kinder mussten schon frühzeitig bei allem mit zu packen. Im Erdgeschoß der reformierten Schule standen der Familie zwei Zimmer, eine Kammer und eine Küche zu Verfügung. Später als die Wohnung für die anwachsende Familie zu klein wurde, kaufte Daniel ein kleines Haus gegenüber auf der anderen Seite des Marktplatzes; dort schliefen dann die älteren Kinder, zum Essen kamen sie jedoch zur Mutter ins Schulhaus.

Vier von Daniels Söhnen wurden Lehrer: Georg (1839 – 1861), der erste Sohn von Daniel's zweiter Frau, hatte ein tragisches Schicksal: Nach dem Besuch des Seminars war er Vikar in Schönberg an der Bergstraße. In den Sommerferien half er gern seinem Schwager Müller, dem Mann seiner Schwester Elisabeth, bei der Landwirtschaft. Als er ein kräftiges Fohlen zur Weide bringen wollte, scheute das Tier plötzlich und schleuderte ihn gegen eine Mauer, dabei wurde er so schwer verletzt, dass er bald danach starb. Sein Bruder Johannes war damals gerade 3 Wochen alt.

Gleich nach dem Tod von Georg kam der nächst jüngere Bruder Ludwig Daniel (1840 – 1890) als Schulgehilfe nach Heubach; 1862

wurde er Lehrer im badischen Mannheim, wo die Bezahlung besser als in Hessen war. Nach Ludwig stand Wilhelm Daniel (1843 – 1903) dem Vater als Schulgehilfe zur Seite; dann aber packte ihn das Fernweh, das ja auch seinen Rohrbacher Onkel nach Amerika getrieben hatte; er ging an die Auslandsschule in Sulima (Rumänien), später folgte er dem Beispiel seines Bruders und ging in den badischen Schuldienst. Er war Trauzeuge, als sein Bruder Johannes am 20. Juni 1893 in Darmstadt Karoline Schimpff heiratete. Auch Karl Daniel (1851 – 1924), der dritte Sohn, kam nach dem Lehrer-Seminar als Schulgehilfe nach Heubach zurück (1869), er unterstützte den Vater auch die folgenden Jahre und trat 1880 die Nachfolge seines Vaters an; wie der Vater blieb er sein Leben lang Lehrer in Heubach

Johannes, der jüngste Sohn, hatte außer den Brüdern noch vier ältere Schwestern. Katharina, genannt Kätchen (1845 – 1914) heiratete Lehrer Sebastian Bundschuh in Semd, Lisette (1848 – 1903) heiratete Metzger Zieres in Heubach, Helene, genannt Lenchen (1853 – 1912), war mit Lehrer Peter Schnellbächer in Ichenheim bei Freiburg verheiratet, Marie (1856 – 1928) mit Adam Ebert, Lehrer in Babenhausen. Margarete (1858 – 1933), genannt Gretchen, die jüngste Tochter, wurde Krankenschwester und trat 1894 in die Diakonissen-Anstalt in Karlsruhe-Rüppür ein; 1902 übertrug man ihr die Leitung des Evangelischen Stifts in Freiburg, die sie bis zu ihrer Erkrankung 1930 mit großer Tüchtigkeit ausübte. Johannes stand ihr besonders nahe, sicher wird er sie bei seinen Überlegungen zur Gründung des Hessischen Diakonievereins mit zu Rate gezogen haben.

Daniel Guyot schied 1880 im Alter von 70 Jahren „auf eigenes Nachsuchen hin“ aus dem Schuldienst aus. Anlässlich seiner Pensionierung verlieh ihm der Großherzog das Silber-

kreuz des Verdienstordens Philipp des Großmütigen. Daniel Guyot starb am 12.1.1890 im Alter von beinahe 80 Jahren als hoch geachtete Persönlichkeit. An seinem Grabe würdigte ihn der Pfarrer als eine Persönlichkeit, die mehr als 50 Jahre lang den Charakter von Heubach mit geprägt habe, auf dessen Leben, Erfahrung und Beispiel die Zucht und Sitte, Redlichkeit und Gottesfurcht des Dorfes mit beruhe. Guyot hätte als Lehrer in Heubach „zum Segen für seine zahlreichen Schüler, denen er ein Beispiel des Fleißes, der Ordnung, der Ehrerbietung gegeben hat, ja zum Segen für unseren ganzen Ort, der in ihm einen guten Haushalter anerkennen und achten musste“ gewirkt.

Als sein Sohn Karl Daniel 34 Jahre später in Heubach starb, schrieb die Odenwälder Zeitung anlässlich seines Todes am 19.12.1924, „mit ihm geht ein Lehrer zur letzten Ruhe ein, der als Nachfolger eines gleich tüchtigen Vaters in zäher, fleißiger, segensreicher Arbeit, ausgerüstet mit seltenen Geistes- und Charaktereigenschaften, sein ganzes Leben seinem Heimatdort widmete und so den gewiss seltenen Fall schuf dass Vater und Sohn zusammen 86 Jahre an einem Ort wirkten, diesem dadurch den Stempel ihrer gleich edlen Persönlichkeiten aufdrückend. Herr Pfarrer Renner verstand es meisterhaft, in einer von Herzen kommender Predigt die großen Verdienste der starken Persönlichkeit als Lehrer, Organist, Bürger, Heimat- und Vaterlandsfreund zu würdigen, der so seinen vielen Schülern ein leuchtendes Vorbild in Sittenreinheit und edlem Menschentum geworden war“.

Heubach

Heubach liegt am Nordrand des Odenwaldes, abseits der großen Straße, die im Tal der Gersprenz von Höchst nach Groß Umstadt führt. Der Ort ist nach drei Seiten hin von ausgedehnten Laubwäldern umgeben und dank sei-

ner guten Luft jetzt amtlich anerkannter Luftkurort. Stattliche Fachwerkhäuser aus dem 18. und 19. Jahrhundert zeugen noch heute von bäuerlichem Wohlstand. Als Jean, wie die Familie ihn nach französischem Herkommen nannte, 1861 geboren wurde, hatte Heubach 1039 Einwohner; etliche davon waren als Steinbrecher aus katholischen Gegenden zugezogen, nachdem man um 1820 damit begonnen hatte, die Sandsteinbrüche in den Pfaffenhecken oberhalb des Dorfes auszubeuten. Heubach war aber vor allem ein Bauerndorf; jeder betrieb zumindest soviel Landwirtschaft, um den Bedarf für die eigene Familie zu decken.

Mit dem Amt Otzberg gehörte Heubach Jahrhunderte lang zur Kurpfalz, 1803 ging es an das Großherzogtum Hessen-Darmstadt über. Als Erbe aus kurpfälzischer Zeit war etwa die Hälfte der Bevölkerung reformiert; ein Viertel war lutherisch, das übrige Viertel katholisch. Die Kirche der Reformierten wurde 1754 bis auf den aus romanischer Zeit stammenden Turmstumpf abgerissen und neu aufgebaut. Sie durfte von der kleinen katholischen Gemeinde mit benutzt werden. Das Verhältnis zwischen Reformierten und Lutheranern war dagegen gespannt. Trotz ihrer geringen Anzahl brachten es die Lutheraner fertig, im gleichen Jahr wie die Reformierten ein eigenes kleines Gotteshaus in der Obergasse zu errichten. Durch die Steinhauer verstärkte sich dann während des 19. Jahrhunderts das katholische Element so erheblich, dass auch sie sich Ende des 19. Jahrhunderts eine eigene Kirche bauten.

Die Zugehörigkeit zu drei verschiedenen Konfessionen und zu sehr unterschiedlichen Berufsgruppen führte im Dorfleben häufig zu Konflikten und handgreiflichen Auseinandersetzungen. „Die Bauern, sind fleißig, ruhig, sparsam und ehrlich“, heißt es in der 1858 begonnenen Kirchenchronik; Unruhe erregten

dagegen häufig die Steinhauer, die, wie es weiter heißt, „großen Übermut an den Tag legen und wenig Rücksicht zeigen, solange sie Geld verdienen, aber über ihr Leben klagen, wenn sie keines verdienen“. Sicher wird Johannes als Kind Zeuge solcher Querelen gewesen sein und dabei die Bedeutung von Toleranz erkannt haben, für die er später immer eingetreten ist.

Schulzeit

Wie seine Brüder ging auch Johannes zunächst beim Vater in die Schule, dann aber eröffnete sich für ihn die Möglichkeit, die Realschule in Groß-Umstadt zu besuchen, die in einer Stunde Fußmarsch zu erreichen war. Sie war 1869 gegründet worden und sollte „bei normaler Vorbereitung Knaben von 10-14 Jahren aufnehmen“. Die Leitung hatte Wilhelm Soldan, ein sehr tüchtiger Lehrer, der später Leiter des höheren Schulwesens in Hessen wurde. Zu den neun Lehrern der Anfangszeit gehörte auch Peter Guyot, der Onkel von Johannes aus Rohrbach. Die Schule kostete 20-24 Gulden Schulgeld - eine beträchtliche Summe, aber es gab für, fähige und brave aber unbemittelte „Knaben“ ganze oder teilweise Befreiung vom Schulgeld. „gegenwärtig genießen acht Schüler diese Befreiung“, heißt es im Jahresbericht von 1879, „und es freut uns berichten zu können, dass dieselben fast ausnahmslos zu den besten Schülern der Anstalt gehören.“ Vermutlich gehörte auch Johannes dazu. Über seine weitere schulische Laufbahn ist in der Familie nichts überliefert worden; wahrscheinlich hat er, wie sein Vetter Daniel Bonin, die für ein Studium notwendige Maturitätsprüfung an der Realschule 1. Klasse, dem späteren Realgymnasium, in Darmstadt. abgelegt. Im Sommersemester 1880 begann Johannes mit dem Studium der Theologie in Gießen. Die Kosten dafür trug die Familie gemeinsam. Jahre später schrieb er an seine Schwester Lisette, die Wit-

we geworden war: ... was ich tun kann, das will ich gerne tun. Wenn Gott mich gesund lässt, so kann ich ja schon in zwei Jahren auch von meinem Gehalte etwas abgeben. Ich habe es gewiss nicht vergessen, was unsere Familie an mir getan hat, und ich habe mir heilig gelobt, es nach Kräften zu vergelten. Auch nach



Johannes als junger Mann

dem frühen Tod von Johannes, als seine Witwe mit ihren fünf kleinen Kindern von einer schmalen Pension leben musste, sprangen die Geschwister wieder ein und halfen mit, ihnen ein Studium zu ermöglichen.

Johannes Guyot als Nachfahre deutscher Waldenser

Johannes Guyot war zwar in einem deutschen Dorf als Sohn einer deutschen Mutter aufgewachsen, aber er war durch seinen Vater schon

früh mit der Geschichte seiner Vorfahren und ihrem religiösen Vermächtnis vertraut gemacht worden. Sicher hat der Vater ihn oft mit nach Rohrbach genommen, wenn er Verwandte besuchte. Dort gewann er besonders engen Kontakt zu seinem gleichaltrigen Vetter Daniel Bonin. Beiden gemeinsam war das große Interesse an Geschichte und Theologie der Waldenser, beide studierten einige Jahre gemeinsam in Gießen. Daniel Bonin verdankte die Möglichkeit zu studieren, das ist belegt, dem jungen Wilhelm Franck (1850 – 1914), der 1874 als Pfarrverwalter nach Rohrbach kam und 1878 zum Pfarrer gewählt wurde. Franck erkannte im Konfirmandenunterricht die Gaben, die in dem Bauernjungen schlummerten und unterrichtete ihn nach der Volksschule privat weitere 3 Jahre in Griechisch, Latein, Französisch und Mathematik, sodass Daniel Bonin im Herbst 1877 in die Obersekunda der Darmstädter Realschule aufgenommen werden konnte, im August 1881 bestand er die Reifeprüfung. Bonin belegte in Gießen Geschichte, Französisch und Philosophie und machte 1887 sein Abschluss-Examen für den Höheren Schuldienst. Die Vettern trafen sich wieder in Mainz, wo Johannes von 1884-1891 als Pfarrer und Daniel Bonin - vielleicht auf Anregung von Johannes hin - von 1888 an als Volontär am Gymnasium tätig war. Beide gehörten auch zu den ersten Mitgliedern des Deutschen Hugenotten-Vereins (DHV). Johannes Guyot folgte bereits dem Aufruf von Pfarrer Tollin zur Gründungs- Versammlung am 29.9.1890 in Friedrichsdorf und war Mitunterzeichner eines Huldigungs- Telegrammes an den Deutschen Kaiser, wie es damals üblich war: „Die zu Friedrichsdorf im Taunus tagende erste General-Versammlung des deutschen Hugenottenvereins gestattet sich ehrerbietigst Seiner Majestät Unserem Allerdurchlauchtigsten Kaiser die Versicherung unwandelbarer Treue und des

Festhaltens an dem Lebensgrundsatz unserer Märtyrer Vorfahren zu geben: *Mes enfants n'oubliez jamais l'évangile et le roi.*"

Früher als für Daniel Bonin ging für Johannes Guyot der beiden gemeinsame Wunsch in Erfüllung, die Heimat der Vorfahren kennen zu lernen. Von seiner schweren Krankheit genesen, konnte Guyot sich im Sommer 1897 ein wenig Erholung leisten. Am 12. Juli 1897 fuhr er in Frankfurt ab und erreichte, nach einer Übernachtung in Genf, am Abend des nächsten Tages Torre Pellice, das Zentrum der italienischen Waldenserkirche. Alessandro Vinay und Jean Jalla, beide Professoren am Waldenser-Gymnasium, empfingen ihn sehr freundlich und machten ihn mit dem Herren der „Tavola“, dem Leitungsgremium der Waldenserkirche bekannt. Von Torre Pellice aus fuhr Guyot in Begleitung von Professor Jean Jalla mit Bahn und Postkutsche nach Pragelato, der höchst gelegenen Gemeinde des Chisonetales, die sich bis hinauf auf 2000m Höhe erstreckt. In Traverses, dem Ursprungsort seiner Familie nahm er Quartier im Hauses eines Namensvetters. Ich habe mich frisch daran gemacht, etwas über meine Vorfahren zu erfahren und bin auch gleich auf Spuren gestoßen, schrieb er an seine Frau in Darmstadt. Guyot besuchte auch den Sekretär der Gemeinde, Signor Guigas, der ihm bereitwillig Einblick in alte Dokumente erlaubte, darunter fand sich eine Liste aus dem Jahre 1688 mit den Namen der Emigranten; die er abschreiben durfte. Er gab sie an seinen Vetter Daniel Bonin weiter, der sie 1911 in seinen „Urkunden zur Geschichte der Waldenser-Gemeinde Pragelato“ veröffentlichte.

Reich an Erlebnissen und neuen Erkenntnissen kehrte Guyot aus Italien nach Deutschland zurück. Er war der erste Nachkomme von hessischen Waldensern, der nach beinahe 200 Jahren die Urheimat der Vorfahren kennen ge-

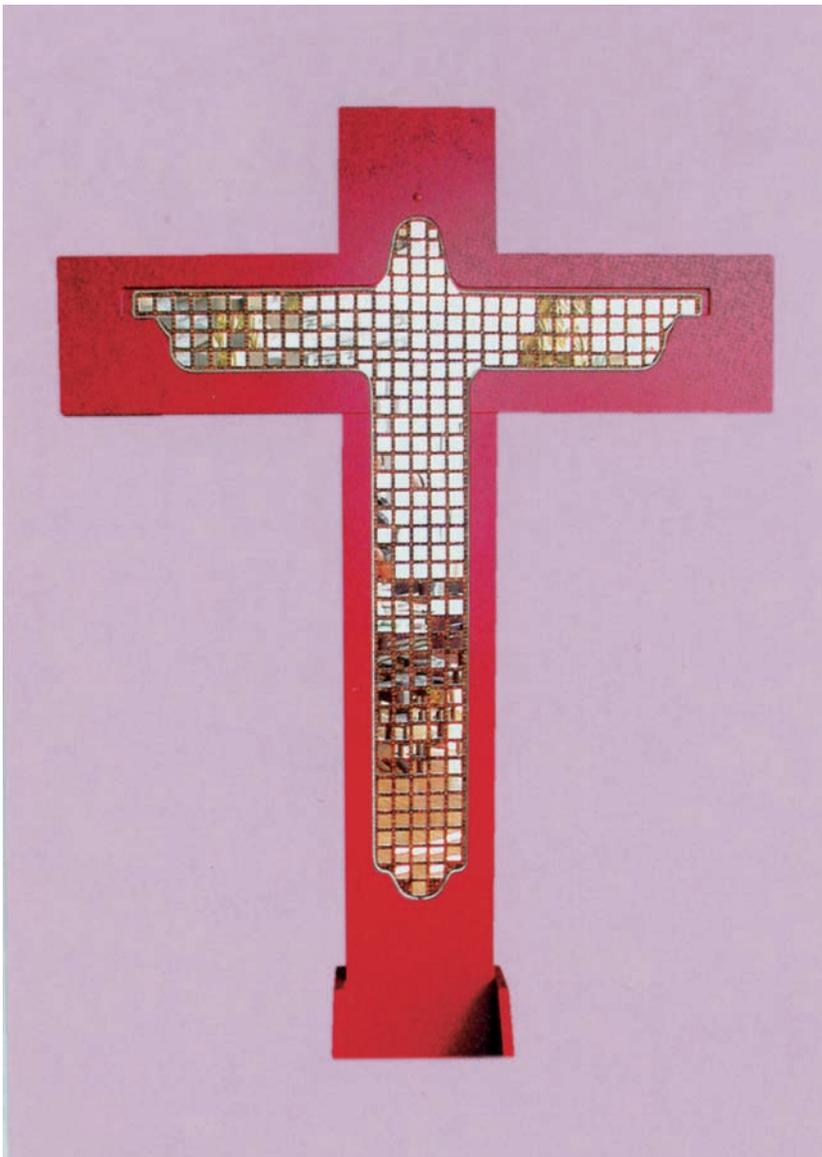
lernt hatte und nun davon erzählen konnte. Besonders interessiert daran war sein Vetter Daniel Bonin, der neben seiner Lehrertätigkeit die Waldenser-Akten im Staatsarchiv Darmstadt bearbeitete. Gemeinsam bereiteten sie das große Jubiläumsfest zum 200jährigen Bestehen der Kolonie vor, das traditionell am 24. Juni gefeiert wird. Im Mittelpunkt stand die Errichtung eines großen Granitblockes in Rohrbach, der auf einer eisernen Tafel die Inschrift trägt: „Den Vätern zum treuen Gedenken, den Kindern zur steten Erinnerung. Psalm 124“. Bei der Enthüllung des Steines sprach Pfarrer Guyot, der aus Dornelweil nach Rohrbach gekommen war, eindrucksvolle Worte, er hielt auch den Festgottesdienst an historischer Stätte im Wald bei der Hartmannshütte, wo sich die Waldenser der Legende nach 1699 versammelt hatten, bevor sie auf den drei landgräflichen Höfen eine bleibende Heimat fanden. Pfarrer Guyot legte seiner Predigt den 124. Psalm zugrunde, der mit den Worten endet: *Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.*



Johannes mit seiner Frau



Farbtafeln



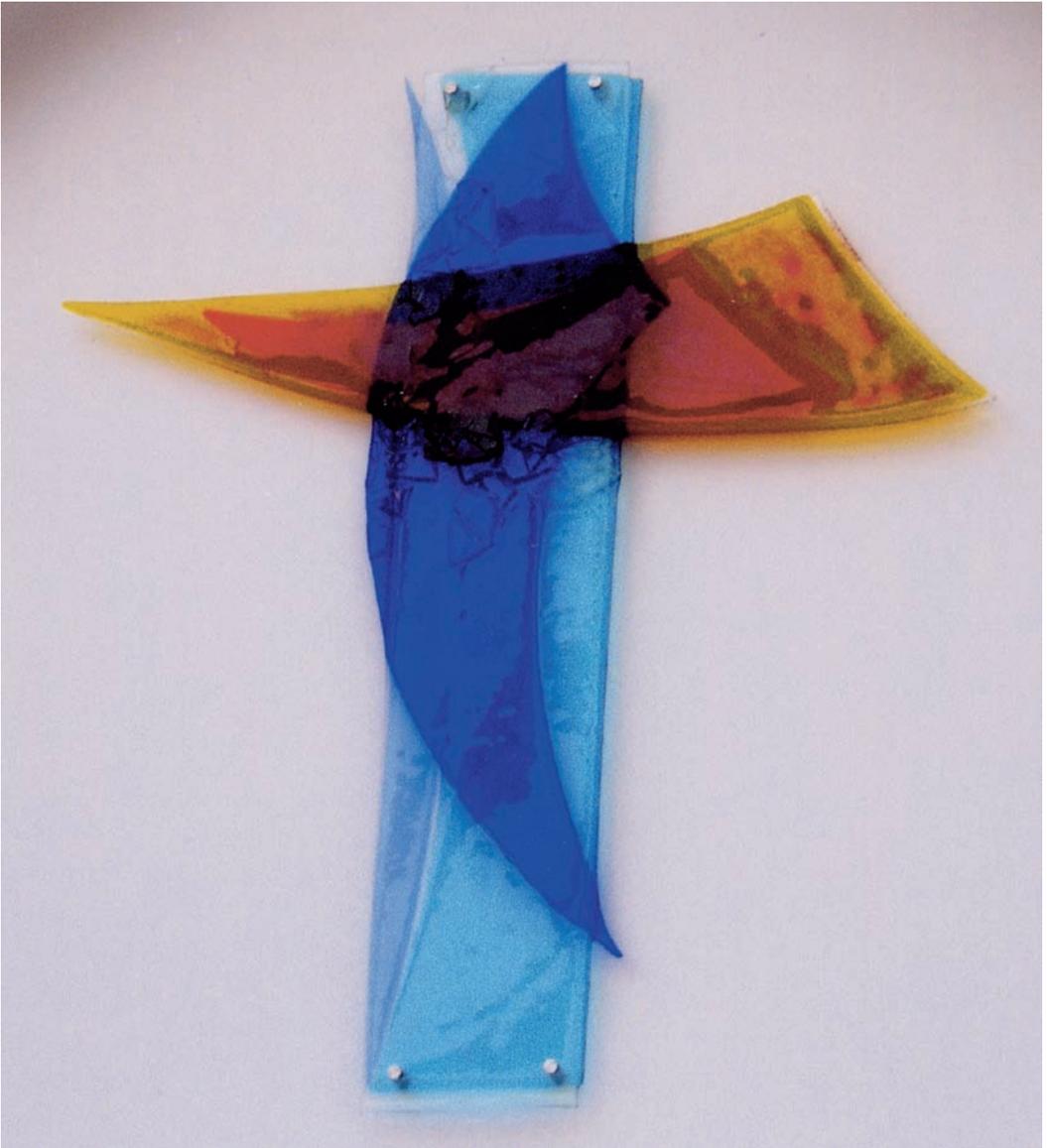
„Kreuz“ von Doris Neubecker (ca. 2 m hoch). Die Holzarbeit wurde von der Schreinerei Hartnagel, Einhausen, angefertigt. Der Entwurf wurde von Mitarbeitenden des Sophienstifts mit gestaltet. Impulsgebend für die hier gestaltete Statue war der gemeinsame Dialog der Stand-Vorbereitungsgruppe zum 29. deutschen evangelischen Kirchentag 2001. Sie ist das Resultat der Auseinandersetzung mit unserem zentralen Motto: „In Gemeinschaft glauben – vielfältig Ausdruck geben“. Ein Kreuz – in Anlehnung der Christusfigur in der Gedächtniskirche Berlin – mit einem eigenen Innenleben: einem Spiegel. Verstärkt wird die Wirkung durch Effekte der Mosaikanordnung vieler kleiner Teilchen, die zusammenfassend ein Ganzes ergeben. Ein Spiegel ist definiert als glatte Fläche, die den größten Teil des auffallenden Lichtes zurückwirft (Reflexion). Dieses Bild ist gedacht um Deutungsversuche anzuregen, wie beispielsweise: „Der Glaubende richtet sich nach Christus und sieht sich selbst in ihm.“ – „Licht, das von Dir selbst ausgeht, kommt zu Dir zurück.“ – „Wirkung entfaltet sich durch Liebe zum Detail.“



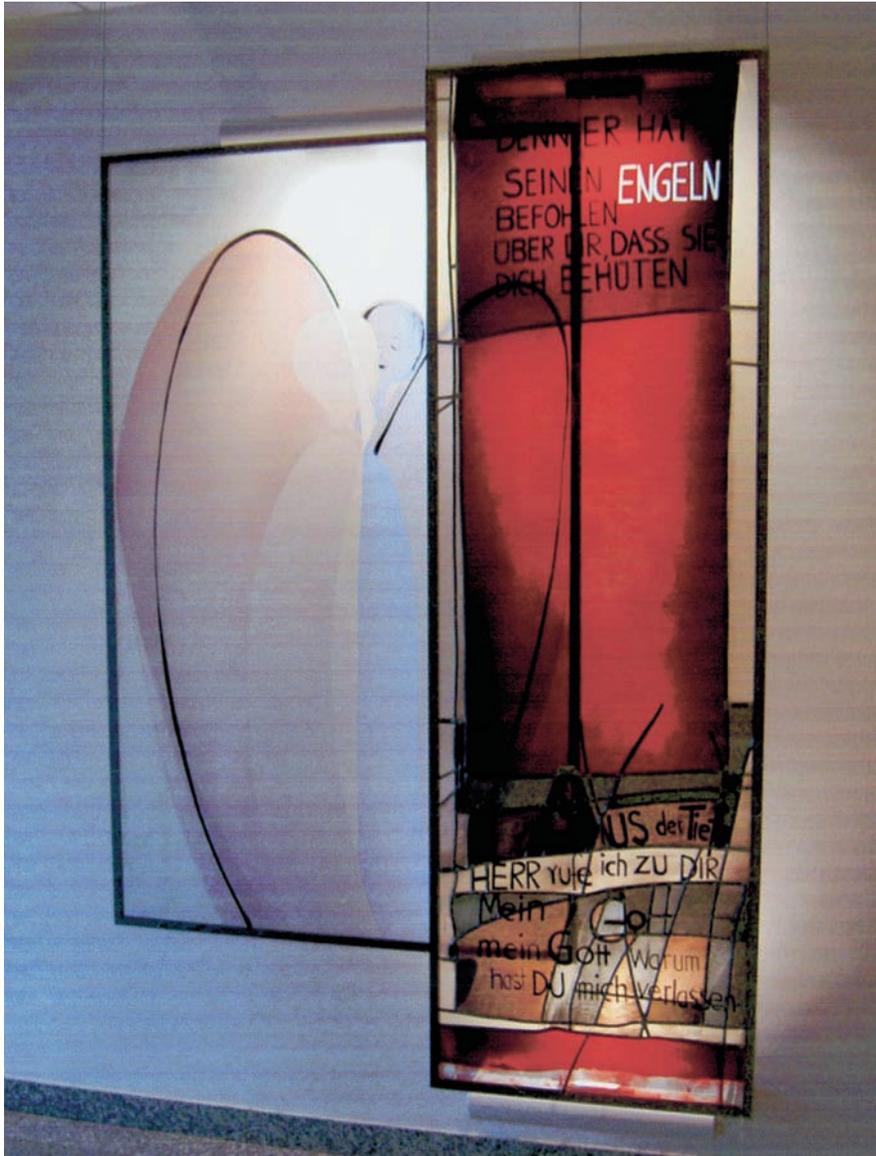
Buntglas-Kunstwerk von Hans Maurer, (1996), im Ev. Krankenhaus Hochstift Worms, (künstlerische Gestaltung des HDV-Emblems).



Fassaden Keramik (ca. 2,50 x 2,50 m) von Lies Ebinger (2004) am Ingelheimer Diakoniekrankenhaus (künstlerische Gestaltung des HDV-Emblems).



Glaskreuz von Anne Hein (Anthana) (2004), ca. 1 m hoch. Im Eingangsbereich Haus Johannes, Heppenheim.



Glaskunst im Eingangsbereich der Fachklinik Traben-Trarbach. Entwurf Ursula Nollau (2000), Ausführung Derix Glasgestaltung

Liste der Sponsoren für die Festschrift

Firma Kumpf, 64646 Heppenheim, Anlagenbau

Firma Guggenberger, 64646 Heppenheim, Verputz, Malerarbeiten

Firma Hartnagel, 64683 Einhausen, Bau- und Möbelschreinerei

Firma Herrmann, 64683 Einhausen, Heizöl

Firma Helmut Herbert, 64683 Einhausen, Heizungstechnik, Sanitärtechnik etc.

Herbert Service-Kälte GmbH, 64625 Bensheim

Firma Zilg-Brauneis, Großküchentechnik GmbH, 64512 Hainburg

Firma ZBZ, Großküchen Service GmbH, 64512 Hainburg

Versicherungsbüro Michael Schneider, 64625 Bensheim

Volksbank Kreis Bergstraße, 68623 Lampertheim

Sparkasse Rhein-Nahe, 55218 Ingelheim

Stadtapotheke Dr.Saur, 64646 Heppenheim

Sparkassenversicherung, 65021 Wiesbaden

Sparkasse Worms-Alzey-Ried, 67547 Worms

Stadt- und Kreissparkasse, 64283 Darmstadt